

JACQUES H. TEEUWEN

VON
KRIEGERN
ZU
BRÜDERN

DAS GEHEIMNIS VON
NABELAN KABELAN

starkundmutig

1. Auflage 1997
2. überarbeitete Auflage 2022

Erstauflage erschien unter dem Titel *Das Geheimnis von Nabelan Kabelan*.

© 1997, 2022
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Aus dem Englischen übertragen und zusammengestellt von Dr. phil. Veronika Trautmann

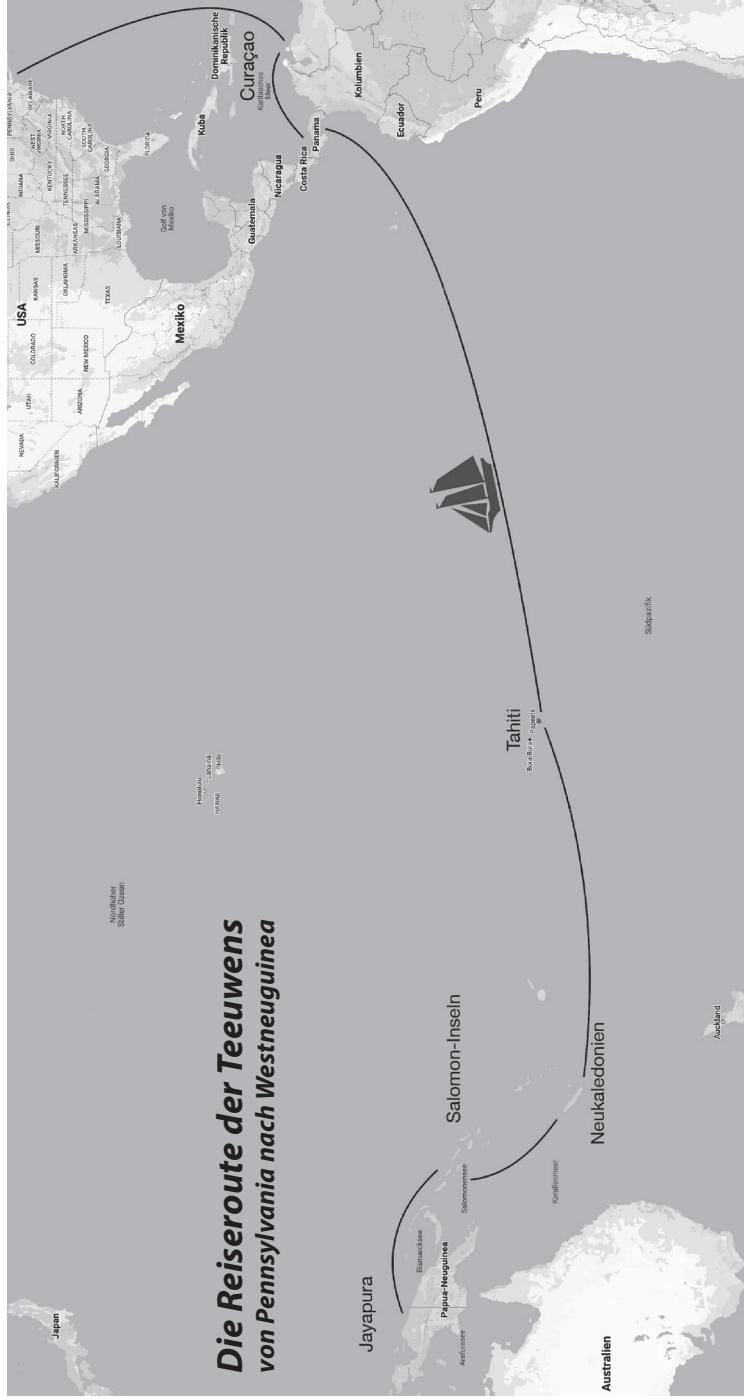
Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen
Grafiken: Flaticon.com
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

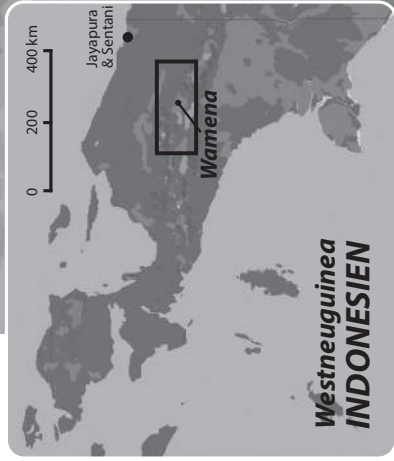
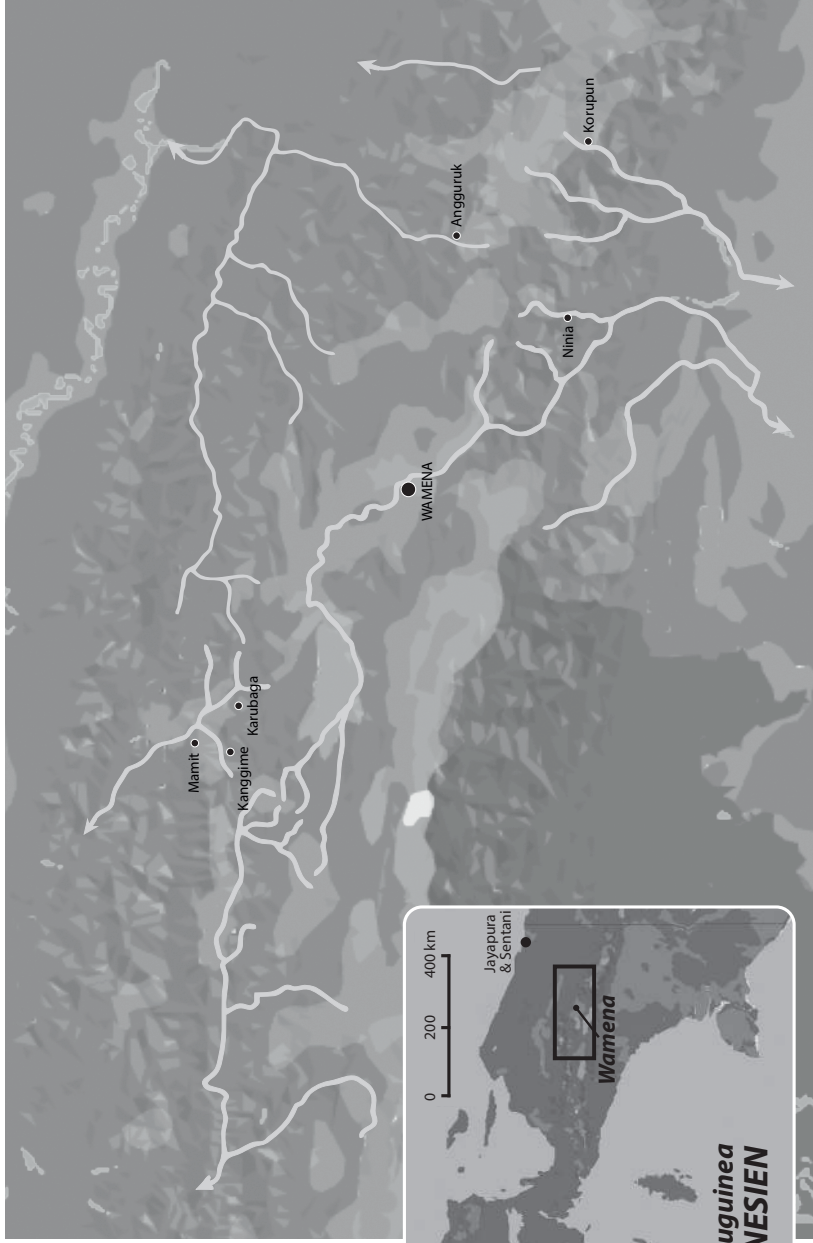
Artikel-Nr. 256640
ISBN 978-3-86699-640-3

INHALTSVERZEICHNIS

Zur Person des Autors	8
Einführung	9
Vorwort	13
Kindheitserinnerungen	16
Der Krieg kommt nach Holland	28
In Polen	37
Der Zusammenbruch	52
Aus der Tiefe	88
Die Berufung	108
Aufbruch nach Westneuguinea	135
Landung in der Steinzeit	153
Das von Gott vergessene Land	158
Schmutzige Nasen und schmutzige Nadeln	163
Ein Geschenk für Priscilla	169
Angst	172
Nabelan Kabelan	177
Feuer der Liebe	187
Alte Leidenschaften	196
Gefährliche Ankündigung	200
Chocolate und Mbawy	207
Neue Namen, neue Frisuren	214
Der große Vorstoß	221
Dem Bösen entrissen	239
Sie hatten alles gemeinsam	248
Vom Wilden zum Büchermenschen	254
Keine Bibeln, bitte!	259
Vermisst, wahrscheinlich getötet	263
Mburumburu geht nach Hause	277
Das Ende einer Epoche	280
Gespräch mit Jacques und Ruth Teeuwen	284

Die Reiseroute der Teeuwens von Pennsylvania nach Westneuguinea





ZUR PERSON DES AUTORS

Jacques Hubert Teeuwen wurde am 30. März 1928 in Haarlem, Niederlande, geboren. 1940 wurde sein Heimatland von den Truppen Hitlers besetzt. Als er 15 Jahre alt war, meldete sich Teeuwen 1943 als Kriegsfreiwilliger nach Polen, wo er auch das Ende des Zweiten Weltkriegs erlebte.

Schreckliche Erlebnisse während des Kriegs und das Gefühl der Sinnlosigkeit stürzten Teeuwen nach dem Krieg in tiefe Verzweiflung. Über eine christliche Arbeitskollegin kam er zum Glauben an Jesus Christus.

Von 1955 bis 1958 absolvierte Teeuwen eine theologische Ausbildung an der Bibelschule Wiedenest in Deutschland, wobei er von Anfang an den Wunsch hatte, später einmal als Missionar tätig zu sein. 1958 heiratete er die aus Schottland stammende Ruth und bereitete sich mit ihr zusammen auf einen Missionseinsatz in Niederländisch Neuguinea (heute Westneuguinea) vor. 13 Jahre (von 1961 bis 1974) verbrachte die Familie – inzwischen mit vier Kindern – in Westneuguinea.

Nach der Rückkehr in die Niederlande arbeitete Teeuwen mit einer Osteuropamission zusammen.

EINFÜHRUNG

»Aufgrund meiner Kindheits- und Jugendjahre hätte wohl niemand angenommen, dass ich eines Tages als Diener des Herrn Jesus Christus im Dschungel von Westneuguinea landen würde«, sagt Jacques Teeuwen selbst über seine Jugendzeit, denn »die Religion lag meinem praktischen Leben damals so fern wie Westneuguinea«.

Das vorliegende Buch bezieht daher auch die »Vorgeschichte« des Autors mit ein. Jacques Teeuwen erlebte als Zwölfjähriger die Besetzung seines Heimatlandes Holland durch die Deutschen und schildert, wie die verderbliche Ideologie des Nationalsozialismus zunächst von vielen begeistert aufgenommen wurde und er selbst auch ihrem Trug unterlag, dann aber eine Enttäuschung nach der anderen folgte; schließlich musste er Hunger, Flucht und den Tod vieler seiner Kameraden miterleben.

Dann aber folgt etwas gänzlich Neues: Die Erzählung führt uns in die fremde Welt Westneuguineas, das ist die westliche Hälfte der Insel Neuguinea, nördlich von Australien und nur wenig südlich des Äquators gelegen. Seit 1962 gehört Westneuguinea zu Indonesien. Der östliche Teil der Insel, Papua-Neuguinea, ist ein unabhängiger Staat.

Mit bis zu 1300 km Länge und bis zu 600 km Breite gilt Neuguinea als zweitgrößte Insel der Erde; sie ist Heimat des Paradiesvogels und vieler anderer seltener Tier- und Pflanzenarten sowie reicher Bodenschätze, weswegen sie auch von Naturforschern und neuerdings sogar von Bergsteigern besucht wird.

Westneuguinea ist ein Land, wie man es sich gegensätzlicher kaum vorstellen kann. Es finden sich hier die unterschied-

lichsten Klima- und Vegetationszonen: In den Küstengebieten ist es tropisch heiß. Große Flächen, vor allem im Süden, werden von Sümpfen bedeckt. Regenwälder sind weit verbreitet und reichen bis auf eine Höhe von etwa 1200 m. Darüber herrscht montanes Klima, und es gibt sogar Regionen ewigen Schnees. Wenn man an der heißen Südküste ein Bad im tropisch warmen Meer nimmt, kann man bis auf diese schneebedeckten Berge blicken.

Die ganze Insel wird in ihrer Länge von mehreren Gebirgsketten – mit zum Teil alten, goldführenden Gesteinen – durchzogen, die im Westen in ein Berg- und Hügelland auslaufen. Der höchste Gipfel im Zentralgebirge Westneuguineas, der »Puncak Jaya«, weist eine Höhe von 5030 m auf und überragt somit alle Gipfel der Alpen! Die Berge sind schroff und steil, unzählige Wasserfälle stürzen zu Tal. Wolken bilden sich blitzschnell an den Hängen, fast täglich ergießen sich schwere Gewitter.

Erst, wenn man um die Unzugänglichkeit vor allem des inneren Berglandes weiß, kann man verstehen, dass manche dort beheimatete Volksstämme bis in die 60er Jahre des letzten Jahrhunderts niemals in Berührung mit der Außenwelt gekommen waren und wie im Steinzeitalter lebten.

Zu einem dieser Stämme – den »Dani« – waren Jacques Teeuwen und seine Ehefrau Ruth 1961 unterwegs. Ihre Missionsstation befand sich im zentralen Hochland, wo die Siedlungen auf 1500 m und höher liegen. Das Klima ist hier nicht so sehr durch jahreszeitliche, vielmehr durch beachtliche tageszeitliche Temperaturschwankungen geprägt: heiß am Tag und empfindlich kalt in der Nacht. Da die Hütten der Dani nur unzureichend vor der nächtlichen Kälte schützten, waren Erkrankungen an der Tagesordnung.

Der Stamm der Dani umfasste damals ungefähr 100 000 Menschen. Ihre Sprache war nur eine unter geschätzt mindestens 300 Eingeborenensprachen Neuguineas. Die Dani kennen lediglich 22 Buchstaben, für die es in unserem Alphabet zum Teil keine Entsprechung gibt, für »rot« und »weiß« nur ein einziges Wort und verschiedene Formen der Zukunft, die bei uns unbekannt sind. Alles, was über den Zeitraum von etwa einem Monat hinausreicht, gilt als entfernte Zukunft und unsicher.

In den letzten 20 Jahren hat sich vieles in Westneuguinea verändert. Die Zivilisation hat Eingang gefunden – mit allen ihren negativen Begleiterscheinungen. Regenwälder wurden abgeholzt, Bodenschätze ausgebeutet, Straßen gebaut. Die Bergstämme wurden zum Teil von der indonesischen Regierung zur Umsiedelung gezwungen, leben im sozialen Elend und führen ihre traditionellen Riten nur noch für Touristen auf. In den letzten Jahren sind mehrere Bücher erschienen, die sich kritisch mit diesen Entwicklungen sowie mit der Mission auseinandersetzen.¹

Gerade deshalb aber finde ich das Buch Jacques Teeuwens so interessant, weil er und seine Familie noch in eine von außen weitgehend unberührte Stammeskultur kamen, wie es sie heute wahrscheinlich gar nicht mehr gibt. Niemals legte er den Einheimischen nahe, ihre traditionellen Lebensformen abzulegen, um den westlichen Lebensstil anzunehmen. Dann aber geschah doch Bahnbrechendes, allerdings immer auf Initiative der Stammesangehörigen selbst ...

1 Z. B. Mathieu Debout: *Kinder der Steinzeit? Papua zwischen Militär und Mission im Hochland West-Neuguineas*. Moers: edition aragon, 1991.

20 Jahre sind vergangen, seit der Autor seine Erfahrungen zuerst schriftlich niedergelegt hat. Das Buch ist bereits in mehreren Sprachen erschienen, aber erst jetzt bietet sich die Möglichkeit für eine deutsche Ausgabe. 1993 habe ich zusammen mit meiner amerikanischen Freundin Bernardine Heckman begonnen, das englische Manuskript ins Deutsche zu übertragen. Danken möchte ich an dieser Stelle auch allen meinen Freunden, die mich zu der Arbeit ermutigt haben, meinem Ehemann Manfred und meinem Bruder Karl für wertvolle Mithilfe.

In einem Anhang gebe ich die Niederschrift eines Interviews wieder, das ich mit dem Ehepaar Teeuwen führte.

Micheldorf, Oberösterreich, im Sommer 1997

Dr. phil. Veronika Trautmann

VORWORT

»Warum hast du kein Buch über deine Erfahrungen in Westneuguinea geschrieben?«

Es war im Jahr 1977, als mir Johnny Mitchell zum ersten Mal diese Frage stellte. Johnny war zu dieser Zeit Vizepräsident einer amerikanischen Missionsgemeinschaft, für die ich eine Vortragsreihe hielt.

»Es hat mich nie jemand danach gefragt«, gab ich zur Antwort.

»Dann bin eben ich es, der dich fragt!« – Johnny sprach immer geradeheraus.

Damals äußerte ich mich nicht weiter dazu, aber Johnnys Frage ging mir auch nicht aus dem Kopf. Ich legte ein »Vlies« vor dem Herrn aus: *Wenn ich das nächste Mal in die Vereinigten Staaten komme, und jemand spricht mich auf das Buch an, dann sehe ich es als Zeichen, damit zu beginnen.*

Nach einiger Zeit hielt ich wieder einen ganzen Monat lang Vorträge im Osten der Vereinigten Staaten, doch niemand war da, der das Thema auch nur berührt hätte. Am 13. November 1977 brachten mich Wilbert und Nellie Bakker sofort nach dem Gottesdienst zum Flughafen. Sie gehörten ehemals der *Grace Church* in Ridgewood, New Jersey² an und hatten mich während meines Floridabesuchs gastfreundlich aufgenommen. Das Flughafengebäude war schon in Sicht, als Nellie auf einmal sagte: »Gestern waren sechs von uns bei deinem Vortrag. Wir waren

2 Diese Kirche unterstützte die Teeuwens während ihres Aufenthalts in Westneuguinea durch finanzielle Zuwendungen.

uns einig, dass du deine Erfahrungen zu Papier bringen solltest. Warum hast du kein Buch darüber geschrieben?»

»Ich *werde* es schreiben!«, rief ich aus, wobei meine Stimme viel lauter war, als es der beschränkte Raum im Auto erfordert hätte.

Seither wurde ich von buchstäblich Dutzenden von Menschen aus verschiedenen Ländern darauf angesprochen: »Sie sollten ein Buch schreiben!«

Darauf erwiderte ich immer, dass ich bereits seit 1977 ein fertiggestelltes Manuskript in meiner Schublade liegen habe.

Ich traf oft Menschen, die meine Berichte hörten und sich für mein Buch interessierten; einen Verleger habe ich aber lange Zeit nicht gefunden. Ich habe es allerdings auch nicht um jeden Preis versucht, denn unser Publikum ist ja schon mit Literatur jeder Art übersättigt. War es nicht etwas zu viel des Guten, *noch* ein Buch zu schreiben? Es gibt ja so viele andere wichtige Aufgaben ...

20 Jahre mussten vergehen, aber nun ist es so weit! Die vorliegende Erzählung verstehe ich nicht als Autobiografie, obwohl sie viel Persönliches enthält. Es sollte auch weder nur eine Geschichte der Missionsarbeit in Westneuguinea werden, noch eine Abhandlung über die Entwicklung der christlichen Gemeinden dort – dazu ist es auch noch zu früh. Vielmehr ist es mir ein Anliegen, einige Dinge, die Gott in meinem Leben und mit den Menschen um mich getan hat, noch einmal in Erinnerung zu rufen.

Als die erste Waffenverbrennung stattfand, war ich noch nicht in Westneuguinea eingetroffen. Ich habe aber dieses Ereignis mit hereingenommen, weil es zum Verständnis des Folgenden

sehr wichtig ist. Dabei konzentrierte ich mich auf Frank Clarke als Zeugen, obwohl auch andere beteiligt waren, als schon sehr früh das Wirken des göttlichen Geistes sichtbar wurde.

Vielleicht wirst Du dich fragen, ob einige der Dinge, die Du lesen wirst, wirklich wahr sind. Dazu möchte ich folgende Geschichte erzählen:

Ein Mann, der als Schlüsselfigur in der Erweckungsbewegung auf der Insel Timor (südwestlich von Neuguinea gelegen) gilt, besuchte mich einmal zu Hause. Ich hatte gerade die Ausgabe einer bekannten christlichen Zeitschrift erhalten. Es befand sich darin ein Artikel über die Geschehnisse auf Timor, wobei der Autor des Artikels die Ansicht vertrat, er könne die Berichte einfach nicht glauben.

Diesen Artikel las ich meinem Gast vor. Der aber ließ sich nicht im Geringsten dadurch beunruhigen. »Wie kann man schreiben, dass diese Dinge nicht möglich sind«, sagte er freundlich, »ich habe sie doch selbst erlebt!«

In der gleichen Weise übernehme ich die volle Verantwortung dafür, dass die von mir im vorliegenden Buch geschilderten Ereignisse wahrheitsgetreu sind.

»Er zog mich aus der Grube des Verderbens, aus dem schmutzigen Schlamm, und stellte meine Füße auf einen Fels; er machte meine Schritte fest« (Psalm 40,3; SCH2000).

Dem Herrn sei Ruhm und Ehre!

Jacques Teeuwen

KINDHEITS- ERINNERUNGEN



Holland ist ein faszinierendes Land. Jeder Holländer, der sein Herz am rechten Fleck hat, empfindet das so, nur wird er es nie aussprechen. Es ist nicht die Wesensart der Holländer, Gefühle zu zeigen – auch nicht für einen Augenblick.

Wenn ein Fremder mit vielen Worten die Vorzüge seiner Heimat herausstreichen würde, würde der Holländer nur verächtlich mit der Schulter zucken und abschätzig sagen: »Holland? *Een kikkerland.*«³

Wenn aber einer sich erlauben sollte, dieses sogenannte »Land von Fröschen« anzugreifen, so wird der Holländer in Rage kommen wie ein Löwe, dem man seine Jungen weggenommen hat. Er wird kratzen und um sich treten, vor Wut schnauben und beißen, bis er zurückerobert hat, was ihm rechtmäßig zusteht. Möglicherweise ist das der Grund, warum so viele holländische Wappen einen Löwen zeigen.

Es gab eine Zeit in der Geschichte, als die Holländer 80 Jahre lang mit allen Kräften ihre Freiheit verteidigten. Regelmäßig wurde Holland von Feinden umzingelt. Aber einer von ihnen war besonders siegreich – oder handelte es sich lediglich um einen unzuverlässigen Freund? Holland wird oft auch »Land des Wassers« genannt, und das Wasser gilt sowohl als Freund als auch als Feind. Intuitiv ist jedem holländischen Kind bewusst, was es mit viel Mühe in der Grundschule auswendig lernen muss:

3 »Ein Land für Frösche.«

Nimm dem holländischen Bauern die Gulden,
seine Pfennige und all sein Geld,
wenn er nur seinen fruchtbaren Boden hat,
wird er alles missachten und vor sich hin pfeifen.

Und wenn man ihm seinen fruchtbaren Boden nimmt,
so wird er noch das Wasser behalten
und mithilfe seiner Mühle so lange pumpen,
bis es trocken ist – früher oder später.

Wenn man ihm aber das Wasser wegnimmt,
die Seen, Kanäle und das Marschland,
dann hat Holland aufgehört, Holland zu sein,
auch wenn es noch auf der Landkarte zu sehen ist.

Die Dünen werden dann zur Wildnis,
alle Wiesen trocknen aus.
Von meinem schönen Holland wäre nichts mehr übrig,
denn Durst kann es nicht ertragen.

Ohne diesen »Freund Wasser« kann Holland nicht existieren.
Und wenn dieser *Freund* in einer seiner unberechenbaren Launen plötzlich zum Feind wird, so wissen die Holländer, wie sie damit umgehen müssen. Wenn die stürmischen Wellen der Nordsee von ihrem rasenden Verbündeten, dem Wind, aufgewirbelt und angetrieben, an Hollands heitere Küsten und unerschütterliche Deiche peitschen, dann ist Kampf angesagt. Die Kirchenglocken läuten Alarm, um jedes noch so kleine Tröpfchen und jede wütende Welle zurückzuschrecken, als

wollten sie ausrufen: »Weicht zurück! Weicht zurück! Die Holländer kommen!« Zeitweise Siege der aufschäumenden Wasser werden so in demütigende Niederlagen verwandelt. Bewaffnet mit Schaufeln und Sandsäcken bis zu Munitionskisten und Kränen kommt der Gegenangriff.

Die aber vermutlich stärkste Waffe der Holländer ist ein unwahrscheinlicher Sinn für Humor, der unter schwierigen Umständen besonders zur Geltung kommt.

Wenn dann der Wind sich schließlich legt und das Unwetter vorüber ist, werden die übel zugerichteten Dünen wieder aufgebaut und die zerstörten Deiche repariert. »*Nederland zal herrijzen*« (= »Holland soll auferstehen«) ist nicht nur ein leeres Sprichwort!

Die Holländer können es sich nicht leisten, nachtragend zu sein, denn sie brauchen Wind und Wasser. Wenn dann die Wellen friedlich wie zur Versöhnung kleine Schaumkronen ans Ufer spülen, ist alles vergessen. Der Wind treibt die Flügel der Windmühlen an und der Duft von Millionen von Blumen weht über das verträumte Land, wo samtäugige Kühe grasen und Landwirte mit hölzernen Schuhen ihrer Arbeit nachgehen.

Wer kann da leugnen, dass Holland einmalig ist?

Unter den schönen Städten Hollands nimmt Haarlem einen der vordersten Plätze ein. Bereits 1245 wurde die an der Spaarne gelegene Siedlung zur Stadt erklärt. Das Sprichwort »Alter lässt sich nicht verleugnen« trifft auf diese Stadt bestimmt nicht zu. Haarlem hat nach über 700 Jahren noch immer einen Hauch von Jugendlichkeit an sich, während die historischen Bauten der Stadt eine besondere Würde verleihen. Möglicherweise trägt die Gestaltung des bekannten Marktplatzes zu die-

sem Eindruck von jugendlicher Unbeschwertheit bei. Nur ein verspieltes Gemüt konnte die Idee haben, den »Fleischmarkt« in so unmittelbarer Nähe zur stattlichen Kathedrale St. Bavo, die eine international berühmte Orgel mit nicht weniger als 500 Pfeifen und 70 Registern besitzt, zu errichten. Dieser Fleischmarkt, der erst später gebaut wurde, ist in seiner Gestaltung und in seinen Farben so anmutig, dass respektlose Holländer die Vermutung äußerten, der Architekt habe möglicherweise zu viel einheimischen Gin getrunken. Der fröhliche Charakter der »Bloemenstad« Haarlem kann vielleicht auch durch die bekannten Tulpenfelder erklärt werden, die man von der Stadt aus leicht mit dem Fahrrad erreichen kann. Die Innenstadt zeigt sich im Frühling in berauschender Schönheit. Man ist überwältigt von hinreißenden Pflanzungen von gelben Narzissen, violetten, weißen und roten Hyazinthen sowie einer verschwenderischen Fülle von Frühlingsblumen in allen Farben. Es ist daher nicht verwunderlich, dass der am meisten begehrte Preis der jährlichen Orgelfestspiele in St. Bavo eine silberne Tulpe darstellt.

Am 30. März 1928 trug ein Beamter des Standesamtes in Haarlem pflichtgemäß Folgendes ein:

»Geboren wurde Jacques Hubert Teeuwen, Sohn des Jacobus Hubertus Teeuwen und der Carolina Hol, verehelicht.«

Nach Bezahlung einer geringen Verwaltungsabgabe wurde meinen Eltern die erforderliche Urkunde übergeben. Mein Eintritt in diese Welt ist also – falls jemand das bezweifeln sollte – höchst amtlich bestätigt worden. Vier Töchter der Teeuwens hatten

bereits vor mir das Licht der Welt erblickt. Ungefähr zehn Jahre später kamen noch zwei Jungen dazu.

Vater und Mutter Teeuwen stammten beide aus großen Familien und wussten, wie sie ihre Kinderschar im Zaum halten mussten. Schwierige Zeiten meisterten sie durch ihre hingebungsvolle Entschlossenheit, ihren Kindern das Beste zu geben, obwohl das bescheidene Einkommen meines Vaters als Polizeibeamter klare Grenzen setzte. Mein Vater stammte aus dem südlichen Teil Hollands und war römisch-katholisch, bis er meiner Mutter begegnete. Zu jener Zeit gab es so etwas wie eine gemischt-konfessionelle Ehe nicht. Daher trat Vater aus seiner Kirche aus und wurde wie meine Mutter protestantisch. Die Folge war, dass man die Familienbeziehungen mit diesem »verlorenen Sohn« abbrach. Mehrere Jahre lang wurde nicht miteinander gesprochen.

In meinem Elternhaus war es üblich, nach der Hauptmahlzeit einen kurzen Abschnitt aus der Bibel zu lesen. Wenn man die zuletzt gelesenen Worte wiedergeben konnte, galt das als ausreichender Beweis, dass man alles verstanden hatte. Anschließend sollte jeder leise beten. Nur die Jüngsten sagten ein kurzes Gebet auf.

Die Gottesdienste in unserer Kirche waren schrecklich langweilig und schier endlos. Während der etwa zwei Stunden dauernden Zeremonie bekam ich von meinen Eltern vermutlich mehr Stöße in die Rippen als während der ganzen restlichen Woche zu Hause. Was nutzte es schon, dass eine große Uhr rückwärts angebracht war? Alle zwei bis drei Minuten drehte ich mich, um zusätzliche Klapse zu vermeiden, verstohlen um, aber das Ergebnis war frustrierend. Meistens schien es, als ob

sich die Zeiger der Uhr in der Zwischenzeit nicht im Gerings-
ten bewegt hätten. Außerdem wurde ich von den Leuten in der
Reihe hinter uns für mein ungehöriges Benehmen mit Blicken
angestarrt, die so durchdringend waren, als wollten sie mich
vor den drohenden Qualen der Hölle warnen.

Der einzige Lichtblick bestand in zwei Pfefferminzbonbons,
die genauso zum Gottesdienst gehörten wie die schwarzen
Jacken und gestreiften Hosen von Pastor und Diakonen. Wir
hatten zu Hause die Angewohnheit, die Pfefferminzbonbons in
vier gleiche Teile zu zerschneiden, um unsere einzige Quelle des
Trostes so lange wie möglich auskosten zu können.

Ich möchte nicht allein dem Pastor die Schuld geben, den-
noch muss ich die traurige Feststellung machen, dass ich mich
nicht daran erinnern kann, jemals etwas Faszinierendes, In-
teressantes oder Herausforderndes von jenem Rednerpult ge-
hört zu haben. Es war eine Erleichterung für mich, als die po-
litischen Entwicklungen es mit sich brachten, dass meine
Kirchenbesuche, von denen ich so wenig profitiert habe, im
Alter von zwölf Jahren ein Ende fanden.

Die Schule war auch nicht gerade ein Vergnügen. Schon lange
vor dem schicksalhaften Tag, an dem ich in die erste Klasse ein-
treten musste, verursachte mir der Gedanke Bauchweh. Einer
meiner wenigen Spielkameraden freute sich auf die Schule, was
ich einfach nicht verstehen konnte. Ich war nervös wegen der
vielen Kinder. Außerdem musste ich einen Schulweg von etwa
zehn Minuten zurücklegen, und ich war noch nie allein so weit
weg von zu Hause gewesen. Meine Eltern wollten mich nur
am ersten Tag begleiten, schließlich war ich jetzt ein »großer
Junge«.

Entgegen aller Hoffnungen kam der gefürchtete Tag schließlich herbei. Ermutigt durch meine großen Schwestern, die schon einige Jahre Erfahrung mit dem Zur-Schule-Gehen hatten, beendeten wir unser Frühstück einigermaßen fröhlich. An der Hand meiner Mutter, die mir zulächelte und mir gut zuredete, ging es noch. Ich hatte sogar die schwache Hoffnung, dass ich doch alles überstehen würde. Aber als wir das Schulgebäude betraten, war es vorbei. Die Schüler aus den höheren Klassen waren viel größer und wilder, als ich mir vorgestellt hatte. Sie sahen mit Verachtung auf uns Kleine herunter oder ignorierten uns einfach. Man hörte die Stimme des Direktors, die fröhlich über den Lärm hinwegdröhnte, Anweisungen gab und ältere Schüler nach den Sommerferien begrüßte. Das Schlimmste von allem aber war der erdrückende Geruch von Karbol. Schon wurde mir übel, und ich musste bereits ein wenig würgen, als die Lehrerin für die erste Schulstufe mich sah. Sie sprach mich freundlich an und beugte sich zu mir herunter, um mich in ihrer Klasse willkommen zu heißen. Aber von ihr ging ebenfalls ein so eigenartiger Geruch aus, den ich von zu Hause her nicht kannte. Auf einem Muttermal an ihrem Kinn befanden sich außerdem drei kleine Härchen, die irgendwie zu nah an mich herankamen.

Für mich gab es nur eines, wie ich dieser unangenehmen und bedrohlichen Situation entrinnen könnte. Ich begann zu heulen, und zwar nicht nur ein bisschen oder gedämpft, sondern mit voller Lautstärke, mit der sich meine aufgestaute Angst aus Leibeskräften entlud. Mein unkontrolliertes Schluchzen verursachte kein geringes Aufsehen in einer Klasse, wo ungefähr vierzig junge und zumeist etwas zitternde Neuankömmlinge der Welt verzweifelt zu beweisen versuchten, dass sie mit einem

Schlag große Jungen und Mädchen geworden waren. Keine Chance! Der Junge, der neben mir saß, war der erste, dem ebenfalls die Tränen kamen. Die Lehrerin machte den Vorschlag, dass meine Mutter sich aus der Klasse zurückziehen sollte, doch das half nicht. Man rief meine Schwester aus der zweiten Klasse herbei, die versuchen sollte, mich zu trösten. Ein Jahr zuvor war sie eingeschult worden, ohne auch nur eine Träne zu vergießen. Zuversichtlich betrat sie das Klassenzimmer. Minuten später verließ sie es wieder – weinend. Ich setzte währenddessen das Brüllen fort. Nun wurde meine Schwester aus der sechsten Schulstufe herbeigeholt, um mir beizustehen. Auch sie verließ die Klasse mit ihrem Taschentuch dicht vors Gesicht gepresst.

»Ich will nach Hause«, schluchzte ich als Antwort auf den Versuch der Lehrerin, mehr Durchsetzungsvermögen zu zeigen. Voller Verzweiflung spielte sie ihren letzten Trumpf aus: Fransje. Der kleine Fransje war ein Vorzeigeschüler. Übertrieben selbstsicher hatte er das Klassenzimmer betreten und mit einer lässigen Handbewegung seine Mutter und seine Tante, die ihn am ersten Schultag begleitet hatten, wohlwollend verabschiedet. Sein schicker Samtanzug und die dazu passende Krawatte waren vermutlich extra für diesen Anlass gekauft worden. Fransje fühlte sich wohl, er konnte sich mit der Situation zurechtfinden. Er marschierte zu dem ihm zugewiesenen Tisch, setzte sich, hielt den Rücken gerade und verschränkte die Arme über der Brust – ganz wie man es von ihm erwartete. Wenn jemand Selbstbeherrschung besaß und etwas von der eigenen Zuversicht weitergeben konnte, dann war es Fransje. Man setzte ihn daher neben mich. Es lag wirklich etwas in seinem Verhalten, das mich beeindruckte, aber es reichte nicht aus,

um mein Heulen zu stoppen. Als ich durch meine Tränen einen Blick auf Fransje riskierte, bemerkte ich, dass seine Unterlippe verräterisch zuckte. Eine dicke Träne rollte langsam über seine rosige Wange und landete auf seiner makellosen Samtjacke.

Ich weiß nicht mehr wie, aber schließlich kam es doch zu einem Waffenstillstand. Es war gewissermaßen ein Kompromiss: Wenn man mich um zwölf Uhr gehen lässt und ich wieder zu meinen Eltern kann, höre ich auf zu weinen.

Mit der Zeit gewöhnte ich mich schließlich an die Schule, aber Spaß hatte ich dort nie so richtig. Ich beteiligte mich jedoch gerne an den Spielen im Schulhof. Und oft bog sich die ganze Klasse vor Lachen, wenn ich absichtlich eine meiner dummen Bemerkungen machte. Nach außen hin war ich einer von ihnen, aber unter der Oberfläche fühlte ich mich unbehaglich. Mit einer einzigen Ausnahme hatte ich nie das Gefühl, dass ein Lehrer Interesse an mir zeigte oder mich mochte. Da die meisten Erfahrungen meiner Schulzeit negativ waren, empfand ich es nicht als schlimm, als die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs meiner Schulbildung in der achten Schulstufe ein Ende setzten.

Obwohl ich in einer Stadt geboren bin, war ich niemals ein Stadtmensch, denn ich liebte die Natur über alles. Eine besondere Faszination übten die frühen Morgenstunden auf mich aus. In der Grundschule kam es vor, dass ich als Erster beim Schulhof ankam. In der Ruhe des Morgens hörte ich den zwitschernden Spatzen zu, die den Schulhof zu dieser Zeit noch für sich allein hatten. Sie waren laut und spitzbübisch, genau wie die Kinder, die später ankommen würden und hier schon etwas Dampf ablassen konnten, bevor sie die stickigen Klassenzimmer betraten.

Auch zu Hause war ich oft als Erster am Morgen auf. Nach einem Streifzug durch die Speisekammer schwang ich mich auf mein Fahrrad. Wald und Dünen waren nicht weit weg. Die frühen Morgenstunden haben eine eigene Anziehungskraft und regen die Sinne auf ganz bestimmte Weise an. Es machte Spaß, dem Surren der Reifen zuzuhören, wenn sie scheinbar mühelos über den noch feuchten Boden fuhren. Glitzernde Tautropfen zeichneten Muster von zerbrechlicher Schönheit auf die Spinnennetze und Blumen. Sogar ein verrosteter Stacheldraht konnte auf diese Weise zu einer Augenweide werden. Wenn schließlich die kalte Morgenluft weichen musste und die Sonne ihre goldenen Strahlen wie einen märchenhaften Fächer über das Land breitete, dann war es wunderbar, dabei zu sein. Nach dem kühlen Start tat es gut, die Sonne zu begrüßen und sich von ihr wärmen zu lassen.

Nichts aber faszinierte mich auch nur annähernd so wie das Wasser. Es gab nichts Geheimnisvolleres, als wenn es um die Zeit des Sonnenaufgangs ruhig dalag wie ein silberner Spiegel. Welche verborgenen Dinge lagen da direkt unter der stillen Oberfläche! Plötzlich lief ein fast unmerkliches Zittern durch jene Schilfbüschel, die sich selbst im Wasser betrachteten, und ahnungsvoll wartete man, was weiter geschehen würde. In einiger Entfernung hörte man vielleicht ein Wasserhuhn leise auftauchen. Immer größer werdende Kreise bildeten sich um seinen schimmernden Körper, der aus dem Nichts gekommen war und nun ruhig dahinschwamm.

Noch auf eine andere Weise konnte man den Geheimnissen des trüben Wassers auf die Spur kommen und etwas entdecken. Angeln gehörte ebenfalls zu den Leidenschaften meiner Kind-

heit. Eine Bambusrute, versehen mit einer möglichst leichten Schnur und einem messerscharfen Haken, konnte man in der Landschaft fast nicht erkennen. Stundenlang saß ich geduldig da und beobachtete den sich sanft auf- und abwärtsbewegenden Schwimmer. Jede Sekunde konnte das Unvorhergesehene geschehen. Obwohl sehr oft gar nichts passierte, blieb doch die Erwartung. Unwiderstehlich zog es mich zum Wasser hin, wo ich den besten Teil meiner Ferien verbrachte. Die einzige Enttäuschung blieb, dass die wirklich großen Fische entweder immer davonschwammen oder von jemand anderem gefangen wurden.

DER KRIEG KOMMT NACH HOLLAND



Am 10. Mai 1940 erreichte der Zweite Weltkrieg Holland. An jenem verhängnisvollen Tag stand ich früher auf als gewöhnlich; es lag etwas in der Luft, was ich nicht erklären konnte. Ich zog mich an und ging die Treppe hinunter. Zu meiner Überraschung waren meine Eltern bereits wach und vollständig angezogen. Sie standen neben dem Fenster und fixierten etwas am Himmel. Das Radio war eingeschaltet, und ich erkannte die Stimme des Nachrichtensprechers. Um diese Uhrzeit wurden normalerweise keine Nachrichten gesendet.

»Wir warnen vor Fallschirmjägern ...«, hörte man zum wiederholten Mal. »Rotterdam, Strijen, Den Haag: Warnung vor Fallschirmjägern ...«

»Ich denke, sie machen militärische Übungen«, sagte meine Mutter mehrmals. An ihrem Gesichtsausdruck aber erkannte man, dass sie selbst nicht wirklich daran glaubte. Wir hörten über uns das bedrohliche Geräusch von brummenden Flugzeugmotoren und konnten auch schon ein Flugzeug erkennen. Plötzlich stiegen flaumige Bällchen schwarzen Rauchs rund um das scheinbar mühsam vorwärtskommende (feindliche) Flugzeug auf. Augenblicke später brachte das aufgeregte Bel-len von explodierenden Flugabwehrgranaten die Fenster zum Klirren. Wir zuckten jedes Mal zusammen, wenn wir dieses ungewohnte Geräusch hörten. Harmlos aussehende schwarze Wölkchen blieben zurück, bis der Wind sie zerfetzte. Wenn sie so orientierungslos emporstiegen, schienen sie enttäuscht, weil sie ihren Zweck nicht erreicht hatten.

Einige Tage später konnten wir mit ansehen, wie eine Granate einen direkten Treffer landete. Dem hoch fliegenden Bomber entströmte plötzlich ein gewaltiger schwarzer Schweif aus

dicken Rauchschwaden; unerwartet änderte das Flugzeug seinen Kurs, vollführte einen Halbkreis und raste mit wachsender Geschwindigkeit auf den Erdboden zu. Ich überlegte, was wohl mit der Besatzung passieren würde und begann unwillkürlich mit den Zähnen zu klappern.

Die holländische Armee war den gut ausgebildeten und ausgerüsteten Deutschen nicht gewachsen, außerdem war sie auch zahlenmäßig weit unterlegen. In einem einzigen Luftangriff der deutschen Bomber wurde die ganze Innenstadt Rotterdams in Trümmer gelegt. Der deutsche Hauptbefehlshaber drohte damit, anderen Städten dasselbe Schicksal zuteilwerden zu lassen. Nach nur fünf Tagen mutigen Widerstands gegen die Übermacht wurde Holland vom Schrecken der Bombardements zur Unterwerfung gezwungen. Es gab keinen anderen Ausweg – Holland wurde besetzt. Unbewusst habe ich vermutlich damals schon gespürt, dass das Leben niemals wieder das gleiche sein würde wie vorher.

Von einem Zwölfjährigen kann man nicht allzu viel politische Einsicht erwarten. Weil er kaum Erfahrung hat, kann er Entwicklungen noch nicht abschätzen und die komplizierten Zusammenhänge der höheren Politik nicht begreifen. Er kann das Handeln der Menschen nur aus seinem eigenen Blickwinkel aus sehen und ist sich der Ziele und Motivationen der politischen Führer nicht bewusst. Warum hätte es bei mir damals anders sein sollen? Ich konnte die Ereignisse – wenn überhaupt – nur nach ihrem äußeren Wert beurteilen.

Schon bald nach der Besetzung Hollands durch die Deutschen kam es in unserer Familie zu Veränderungen. An die Stelle von geflüsterten Bemerkungen über die Grausamkeit der Deutschen

traten nun erhitzte Diskussionen, die den deutschen Nationalsozialismus befürworteten. Es wurde deutlich, dass mein Vater von Hitlers neuen Ideen begeistert war, während meine Mutter Argumente dagegen lieferte. Mit der Zeit aber schien sie den Kürzeren zu ziehen. Im Falle eines deutschen Angriffs auf Holland hatten die alliierten Streitkräfte Hilfe zugesagt; diese war aber nicht gekommen. Was konnte man also von diesen Alliierten halten? In den ersten Tagen der Besetzung waren Gerüchte über grobes Verhalten der Deutschen kursiert. Ich hatte an der Straßenseite gestanden, als sie mit lachenden Gesichtern einmarschierten und an die eingeschüchterte und verunsicherte Bevölkerung Schokolade und Zigaretten verteilten. Wenn das unsere Feinde waren, wer brauchte dann Freunde? Die Haltung unserer Königin war ebenfalls ein wunder Punkt. Vor Kriegsbeginn hatte sie ihren Untertanen versichert, dass ein Mitglied des Königshauses von Oranien niemals fliehen würde. Aber schon kurz nach dem ersten Ausbruch von Feindseligkeiten hatte sich die gesamte holländische Regierung »ins Ausland begeben«. Wenn man das Kriegsgeschehen betrachtete, so war offensichtlich, dass die Alliierten die Lust zum Kämpfen verloren hatten, denn die Deutschen waren in jeder Hinsicht siegreich – am Land, am Meer und in der Luft. Nach dem »Debakel von Versailles« 1919 hatte Hitler, wie er sagte, sein Volk vor der völligen Vernichtung bewahrt und es mit Freiheit, Arbeit und Brot versorgt.

Es war daher nicht überraschend, dass mein Vater eines Tages in der Uniform der Nationalsozialisten zur Tür hereinkam und kurze Zeit später hauptberuflich für sie tätig wurde. Das war für mich Anlass genug, mich ebenfalls einer Jugendorganisation

anzuschließen, da ich auch eine Uniform tragen wollte. Ich erhielt auch tatsächlich eine Uniform, nur besaß diese keine goldenen Sterne und ziemlich kurze Ärmel. Aber das würde sich schon noch ändern!

Nachdem ich ein paar anfängliche Bedenken überwunden hatte, begann ich, meine Mitbeteiligung zu genießen. Ich kam mit Leuten zusammen, die genau wussten, was sie wollten. Viele von ihnen besaßen tugendhafte Ideale – Rauchen und Trinken waren verpönt, man hörte auch keine schmutzigen Wörter. Bei den Aktivitäten machte ich gern mit, und besonders aufregend empfand ich die militärischen Übungen. Häufig marschierten wir durch die Stadt, um die Leute auf uns aufmerksam zu machen. Dabei schlugen wir die Trommeln und ließen die Fahnen wehen, wobei der durchdringende Klang der Trompeten wie ein Siegesruf nachhallte. Der Rhythmus unserer stampfenden Füße dröhnte über den alten Marktplatz, während wir aus Leibeskräften sangen:

*»Wir sind die Jugend,
die Zukunft unseres geliebten Heimatlandes.
Wir wollen ans Werk gehen
und unser großes Vaterland neu bauen.«*

Manchmal geschah es, dass Menschen sich voller Verachtung von uns abwandten. Dann wurden sie von unseren Funktionären gepackt, und man zwang sie, sich umzudrehen und uns zuzusehen, denn man meinte, dass es höchste Zeit sei, ihnen die neuen politischen Gegebenheiten nahezubringen. Einige meiner Schulkameraden beneideten mich. An Samstagnachmit-

tagen schlichen sie sich von zu Hause weg, um sich uns heimlich anzuschließen. Wenn wir durch Haarlem marschierten, folgten sie unserem Schritt – bedauernswerte Kreaturen, die doch unsere Uniform nicht tragen durften, da ihre engstirnigen Eltern es nicht erlaubten.

Es gab aber auch andere Reaktionen. Einige Kameraden sprachen nicht mehr mit mir. Wenn ich sie auf der Straße traf, benahmen sie sich, als ob sie mich nicht kannten, andere wandten sich ab und spuckten voller Ekel vor mir aus. Für mich war das nur ein Ausdruck von Dummheit; etwas, was man für die gute Sache vorübergehend zu ertragen hatte.

Bei Simon war es anders – wir waren schon lange Freunde, fuhren zusammen mit dem Rad, spielten Fußball oder machten unsere Hausaufgaben gemeinsam. Zusätzlich anziehend war für mich, dass Simons Onkel Hausmeister einer Kirche war. In dieser Funktion erlaubte er uns, die Kirche nach Geldmünzen abzusuchen, welche die Leute während des Gottesdienstes verloren hatten. Wenn wir Glück hatten und eine Münze fanden, eilten wir in eine nahe gelegene Konditorei, wo wir unseren Fund für riesige Mengen von Keksen eintauschten. Als Simons Eltern von meiner neuen Zugehörigkeit erfuhren, sagten sie mir klipp und klar, dass mein Weg mich direkt zur Hölle führen würde, und dass ich daher für Simon ein zu gefährlicher Spielkamerad wäre. Sie versicherten mir noch, dass sie für mich beten würden. Von diesem Tag an war Simon wie ein Fremder für mich. Es war, als ob ein unsichtbarer Vorhang aus Schweigen, Hass und Isolation vor mir gefallen wäre.

Vom 22. Juni 1941 an nahm das Kriegsgeschehen eine neue Dimension an. Die »Voraussicht unseres großen Führers« Adolf

Hitler erkannte die unheilvollen Absichten der Sowjetunion, in Westeuropa einzumarschieren, um unser kulturelles Erbe zu vernichten – so verkündete es die deutsche Propaganda. Um dieser Gefahr zuvorzukommen, drangen siegreiche deutsche Truppen in Russland ein und schlugen die sogenannten barbarischen slawischen Horden in die Flucht. Wie andachtsvoll sangen wir doch unsere Lieder, in denen wir die Allmacht priesen, die uns einen so starken Führer gesandt hatte, der Europa retten würde. Die Gürtelschnallen der deutschen Soldaten trugen damals die Aufschrift: »Gott mit uns«. Diese Bedeutung wurde uns jetzt bewusst.

Für den endgültigen Sieg schien es nur noch nötig, mit den verbliebenen Widerstandszentren in den russischen Steppengebieten aufzuräumen. Nachdrücklich warb man daher um Freiwillige, die bereit waren, in die besetzten Länder zu gehen. Alle, die mithelfen wollten, der kommunistischen Bedrohung Europas ein für alle Mal ein Ende zu setzen, waren im »Tausendjährigen Reich« willkommen – so nannte man das neue Reich, das tausend Jahre bestehen sollte.

Aus den Reihen der Nazibewegung in Holland kam daher eine beträchtliche Beteiligung, da sich zugleich die Gelegenheit bot, etwas von der Welt zu sehen. Das Abenteuer lockte. Viele junge Männer wollten die Chance wahrnehmen, denn schließlich gehörte es zur holländischen Tradition, sich für nationale Werte und Freiheiten einzusetzen. Jung und Alt kamen deshalb in Scharen zu den Registrationsbüros. Viele meiner Kameraden aus der Jugendbewegung schlossen sich an, und alle verpflichteten sich für die gesamte Kriegsdauer. Es bestand auch die Möglichkeit einer Zwei-Jahres-Verpflichtung, doch das erschien

den meisten als zu lang, denn wer wollte schon nach dem Krieg noch beim Militär bleiben?

Für mich bedeutete es einen enormen Rückschlag, dass man keine Freiwilligen unter achtzehn Jahren annahm und ich bis 1946 warten müssen. Bis dahin würde der Krieg sicherlich zu Ende und vergessen sein. Es war zutiefst frustrierend, nur aus einem so unwichtigen Grund ausgeschlossen zu werden. Was konnte ich denn dafür, dass ich nicht früher geboren worden war? Trotzdem fühlte ich mich genauso wie ein Kämpfer wie die anderen, die entschlossen ausgezogen waren, um ihr Glück an der Ostfront zu machen.

Damit der Krieg rasch beendet werden konnte, musste die Kriegsmaschinerie laufen. »Räder müssen rollen für den Sieg«, war ein Propagandaspruch, den man überall lesen konnte. Die Soldaten brauchten Versorgungsgüter, und diese Güter mussten erzeugt werden. Besonders im landwirtschaftlichen Bereich waren Arbeitskräfte Mangelware. Außerdem war noch zu berücksichtigen, dass man die russische Macht für so gut wie gebrochen hielt. Niemals wieder wollte man den Russen die Gelegenheit geben, Deutschland zu bedrohen. Um dies auf friedliche Weise abzusichern, wurden große Gebiete Russlands besetzt und verblieben unter deutscher Aufsicht. Die Ukraine – die Kornkammer Europas – benötigte Arbeitskräfte. Neue Siedlungen sollten gegründet werden und man versuchte, junge, wagemutige Bauern dafür zu gewinnen oder auszubilden. Als ich von diesen Absichten hörte, war ich fasziniert, denn die Idee kam meiner Vorliebe für die Natur entgegen. Ich hatte immer Landwirt werden wollen wie mein Großvater, aber in Holland waren die Aussichten dafür aufgrund der Über-

bevölkerung sehr schlecht. Ich war mir zwar nicht sicher, ob ich die anhaltende schwere Arbeit des Bauernlebens auch in Kauf nehmen würde, aber hier ging es noch um etwas anderes, denn wir würden ja die »Herren« sein und die billigen russischen Arbeitskräfte unsere Untergebenen. Die Bedingung, sich zunächst probeweise für zwei Jahre für die Waffen-SS zu verpflichten, erschien mir als nebensächlich im Vergleich zu dem großartigen Angebot.

IN POLEN



Als im Juni 1943 ein Transport Freiwilliger Holland in Richtung Osteuropa verließ, war ich auch mit dabei.

Vier Tage lang rollte unser Transport ostwärts, wo wir uns eine großartige Zukunft vorstellten. Fürs Erste aber saßen wir tagelang im Zug, der oft kaum vorwärtskam, denn von Zeit zu Zeit zwangen uns Luftangriffe, anzuhalten. Bei anderen Gelegenheiten wurden wir von der Hauptverkehrslinie auf ein anderes Gleis verschoben, da der Transport von Militär und Militärmaterial Vorrang hatte. »Räder müssen rollen für den Sieg.« Aber niemandem fiel es ein, sich über die häufigen Aufenthalte, die zu großen Verzögerungen führten, zu beschweren. Dabeisein war alles, und wir waren auch ein Teil der riesigen Kriegsmaschinerie. Zusammen mit Millionen von Menschen hatten wir eine Bestimmung – ein Lebensziel – gefunden. Während sich der Zug Kilometer für Kilometer vorwärtsbewegte – gleich einem sich entrollenden Teppich –, übertönten unsere jugendlichen, fröhlichen Stimmen das Rattern der Dampflokomotive mit dem bekannten Lied: »Wir wollen weitermarschieren, wenn alles in Scherben fällt. Denn heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt.«

Wenn wir dann vom Singen heiser geworden waren, setzten wir uns zusammen und begannen eifrige Gespräche über das bessere Leben, das wir einmal führen wollten. Um uns möglichst effektiv einsetzen zu können, wollte man uns in Zehnergruppen aufteilen und in verschiedene Regionen Polens schicken. Wer würde zusammenkommen, und würden wir mit unserem Lagerführer gut zurechtkommen? Wie würden wir untergebracht sein? Einer meinte, wir würden Einzelzimmer bekommen, andere tippten auf Schlafsäle. Wir plauderten

so aufgeregt wie Kinder, denen man gerade erlaubt hat, den farbenfroh dekorierten Raum zu betreten, in dem begehrte Weihnachtsgeschenke hoch aufgetürmt liegen.

Wenn wir auf unser aufregendstes Gesprächsthema kamen, senkten wir ehrfurchtsvoll unsere Stimmen. Es befanden sich im Zug auch jede Menge Mädchen, die zu anderen Lagern unterwegs waren. Dennoch waren sie wohl dazu bestimmt, einmal die Ehefrauen der zukünftigen »Großbauern« zu werden. Es war ein faszinierender Gedanke für heranwachsende Männer, die sich nur dann trauten, ein Mädchen anzusprechen, wenn sie in Gesellschaft anderer Jungen waren, jedoch alles, was Röcke anhatte, wie eine ansteckende Krankheit mieden, wenn sie allein waren.

Vor allem aber waren wir beeindruckt von der bemerkenswerten Voraussicht unserer fähigen Führer, denn nicht einmal unsere Eltern hatten ein so heikles Problem bedacht. Wenn also die langfristigen Pläne, die unsere Zukunft betrafen, schon so sorgfältig in Betracht gezogen wurden, konnten wir uns beruhigt in Bezug auf die nähere Zukunft zurücklehnen. Obwohl wir die vieldeutigen Aussagen noch kaum verstanden, sangen wir bei derben Soldatenliedern mit, in denen es um die Schönheit des weiblichen Geschlechts sowie fantastische Vorstellungen ging. Währenddessen kam der Zug unserem Bestimmungsziel immer näher.

Zunächst meinten wir, dass sich jemand einen Spaß mit uns erlaube, doch die Worte eines auch ein wenig unsicher gewordenen Gruppenführers überzeugten uns vom Gegenteil – wir waren an unserem Ziel angekommen. Wir schleiften unsere Koffer durch den losen Sand hinter uns her. Keiner sagte ein Wort, als wir vor einem baufälligen Schulgebäude zum Still-

stand kamen. Wir befanden uns in einer der ärmsten Regionen Polens. Unsere Hoffnungen, mit einem warmen Essen empfangen zu werden, verflüchtigten sich wie Dampf aus einem gut gefüllten Topf.

Die Frage, ob unsere Betten bereits gemacht worden wären, oder ob wir uns selbst darum kümmern müssten, erschien auf einmal grotesk, denn es gab weder eine Suppe noch Betten. Es gab absolut gar nichts! Wir gingen durch die leeren Räume, bis uns die völlige Absurdität der Situation dämmerte. Nachdem wir uns vom anfänglichen Schock erholt hatten, begann einer plötzlich zu lachen – zunächst noch zögernd, dann lauter und ausgelassener, bis auch die Pessimisten angesteckt wurden und in das Lachen mit einstimmten, wodurch Enttäuschung und Müdigkeit auf einmal wie weggefeht waren. Dieser Herausforderung wollten wir uns stellen, denn schließlich waren wir Pioniere und uns gehörte die Zukunft. Also gingen wir ans Werk. Einem Bauern in der Nachbarschaft schwatzten wir ein paar Kartoffeln ab, von einem anderen organisierten wir uns Stroh zum Schlafen. Wir liehen uns einen Trog aus, um darin unser erstes Kartoffelmenü zu kochen. Ein Künstler und stolzer Besitzer eines Taschenmessers begann, eine Schöpfkelle sowie einige nicht identifizierbare Werkzeuge zu schnitzen, die Gabeln darstellen sollten. Auf dem Boden sitzend versuchten wir, die Kartoffeln mit unseren unbeholfenen Geräten aufzuspießen und waren guter Laune.

Als das Licht des Tages sank, streckten wir uns mitsamt unseren Kleidern im Stroh aus und endlich kehrten Frieden und Ruhe ein. Wir waren zuversichtlich, dass sich die Dinge schon noch zum Besseren wenden würden.

Bald aber sollten wir erfahren, dass es noch schlimmer kommen konnte. Mehrere Wochen hatten wir im Lager verbracht und waren oft uns selbst überlassen; nun versuchten wir, Landwirte ausfindig zu machen, die unsere Dienste brauchen würden. So kam ich zu Joseph. Jeden Tag früh am Morgen stieg von seinem Anwesen, das etwa 300 m von unserem Lager entfernt war, blauer Rauch zum Sommerhimmel hinauf, was anziehend auf mich wirkte.

Man konnte Josephs Haus kaum als Bauernhof bezeichnen. Die Ställe waren aus grob zugehauenen Brettern gebaut und mit Stroh gedeckt. Es gab keinen betonierten Boden, sodass die Kühe bis über die Knöchel in Schmutz und Jauche einsanken. Diese paar knochigen und schmutzigen Kreaturen repräsentierten Josephs Reichtum und Stolz, während sie von uns respektlos in »Garderobenständer« umbenannt wurden. Eine Schwelle zwischen Stall und Hof bildete die einzige sichtbare Trennlinie zwischen dem Schmutz innerhalb und außerhalb des Stalles.

Auch das Haus war klein und schmutzig. Nur wer demütig genug war, sich zu bücken, konnte durch die vordere Tür eintreten. Man konnte nicht mehr sagen, wann die schmierigen, gelblich-schwarzen Wände zuletzt weiße Farbe erhalten hatten.

Joseph war ein freundlicher Mann. Obwohl er erst Anfang dreißig war, wurde sein Haar bereits schütter. Wenn die Sonne seinen kahlen Kopf beschien, erhöhte das den Eindruck von Gütmütigkeit, den er ausstrahlte. Das Gleiche bewirkte sein großzügiges Lächeln, wodurch das Fehlen mehrerer Vorderzähne offenbar wurde. Als ich ihn fragte, ob er eine Hilfskraft für seinen Bauernhof benötige, bejahte Joseph. Seine Philosophie war so simpel wie sein gebrochenes Deutsch: »Du arbeitest gut – ich

gebe Geld. Du arbeitest nicht gut – ich gebe kein Geld.« Als ich einwilligte, bedeutete er mir, ihm zu folgen, während er barfuß über eine Mischung aus Sand und Jauche – seinen Hof – schritt. Der Dreck quoll zwischen seinen nackten Zehen hervor. Joseph konnte seine Missachtung kaum verbergen, als ich sorgfältig hinter ihm her trippelte, während ich vergeblich versuchte, meine Schuhe sauber zu halten.

Bevor er mir die Hacke übergab, zeigte Joseph mir, wie man das Moos, das in den Ställen als Ersatz für Stroh diente, bearbeiten musste. Fünf Minuten später befand ich mich ganz allein in einem kleinen Wald.

Am Anfang hatte die Aussage »Du arbeitest gut – ich gebe Geld« wie Musik in meinen Ohren geklungen. Aber schon bald wurde mir bewusst, dass es im Wald ziemlich heiß war. Es gab zwar jede Menge Insekten, aber keinen Menschen, mit dem man sich unterhalten konnte. Außerdem hatte ich das Gewicht dieser Hacke ziemlich unterschätzt. Der Mooshaufen, den ich dem Waldboden entriss, blieb enttäuschend klein.

Erstaunlich war Josephs philosophische Haltung, als er am Ende des Tages kam, um meine kümmerlichen Fortschritte zu inspizieren. Sein Gesicht drückte eine Mischung von Belustigung und Erstaunen aus.

»Es ist, wie es ist«, sagte er, indem er auf eine oft wiederholte Redewendung zurückgriff, faszinierend in ihrer Belanglosigkeit. Dennoch gab er mir etwas Geld und ich war in Hochstimmung, bis er mir erklärte, dass er am nächsten Tag noch mehr Moos brauchen würde. Als ich am nächsten Morgen wieder mit dem Hacken beschäftigt war, begann ich mich zu fragen, ob es wirklich das war, was ich angestrebt hatte. Ich schien weit davon

entfernt, ein »Großbauer« zu sein. Und wie konnte ich hier auf irgendeine Weise den Kriegsfortschritt beeinflussen? Alle Möglichkeiten dazu schienen weit weg zu sein. Die Sonne brannte heiß vom Himmel, Insekten stachen mich unbarmherzig. Oft – wohl zu oft – ging ich zu Josephs bescheidenem Anwesen hinüber, um auf die Uhr zu schauen und sicherzugehen, dass ich nicht über die Zeit arbeitete. An diesem Abend bekam ich nichts bezahlt. »Es ist, wie es ist«, sagte Joseph achselzuckend und gab mir zu verstehen, dass er kein Interesse hätte, dass ich am nächsten Tag wiederkommen sollte.

Dann wurde mir eine »vertrauliche« Aufgabe angeboten. Ich empfand es zwar mehr als Bestrafung und nicht als Beförderung, aber auf jeden Fall sah ich es als Warnung an meine Kameraden, nicht alles auf die leichte Schulter zu nehmen. Offensichtlich hatte ich aber keine andere Wahl. Zusammen mit einem Kumpel, der ebenfalls als Arbeiter nur wenig Erfolg gehabt hatte, wurde ich einem anderen Lager zugeteilt, das bewohnbar gemacht werden sollte. Van Loon – ein großer, blonder und drahtiger Bursche – war ein netter Kerl, freundlich und treu, aber mit Sicherheit nicht gerade der Klügste. Er hatte Probleme, sich auszudrücken, aber das machte er mit Flüchen wett.

Das altersschwache Schulgebäude, in dem wir zuerst untergebracht waren, kam uns im Vergleich zu unserem neuen Quartier noch wie ein Palast vor. Hier waren sogar noch intakte Fenster ein Luxus. Die Farbe an den Wänden blätterte bereits ab; Putz war von der Decke gefallen und bildete kleine Haufen auf dem Boden, wodurch es unmöglich war, die rissige Eingangstür zu schließen. Der Dachboden erschien noch als sicherster und gemütlichster Ort, um unser Quartier aufzuschlagen. Beim Ein-

schlafen konnten wir durch beschädigte Dachziegel die Sterne funkeln sehen.

Da es kein fließendes Wasser gab, wuschen wir uns am nächsten Morgen in einem Gewässer gleich neben dem Haus, das in früheren Tagen wohl dem Erholungsbedürfnis von Enten und Gänsen gedient haben mochte. Bevor wir uns mit der lehmigen Flüssigkeit das Gesicht wuschen, mussten wir erst die vielen Wasserflöhe loswerden, die wir mit unseren hohlen Händen zusammen mit dem Wasser herausgeschöpft hatten.

»Hast du einen besonderen Wunsch für das Frühstück?«, fragte ich Van Loon sarkastisch. Mittags knurrten unsere Mägen bereits derart, dass wir uns gezwungen sahen, einige unserer militärischen Übungen in der Praxis zu testen, indem wir unbemerkt zu einem benachbarten Kartoffelfeld schlichen. Aus solchen Aktionen resultierte das Menü der folgenden Tage. Es ging so weit, dass Van Loon nicht mehr von seinem Magen sprach, sondern ihn einfach »Kartoffelfriedhof« nannte. Wir dachten uns auch nichts dabei, wenn man gelegentlich einen unschuldigen Fuchs dafür verantwortlich machen würde, dass einige Hühner nicht mehr aufzufinden waren.

Einige Wochen später trafen wir wieder mit unseren früheren Kameraden zusammen und wurden in ein Schulgebäude in einer anderen Gegend verlegt. Es gab dort etwas mehr Komfort als in den vorausgegangenen Quartieren, nämlich Stockbetten mit Strohmatt ratzen. Wir bekamen auch Kleidung, die aber für den herannahenden kalten Winter bei Weitem nicht ausreichend war.

Ich wurde einem Landgut zugeteilt, dessen Besitzer sich im Militärdienst befand. Der polnische Verwalter lachte höh-

nisch, als er erfuhr, dass ich Bauer werden wollte. Nachdem er für mehrere Tage meine allgemeine Unbeholfenheit beobachtet hatte, tat ich ihm leid. Vielleicht wollte er auch nicht, dass die anderen Arbeitskräfte durch meine Leistungen demoralisiert wurden, jedenfalls fand er immer einen leichten Job für mich, etwas abseits von den anderen. Vielleicht verschonte er mich auch mit weiteren Anordnungen des obersten Chefs, denn schließlich hatte er es mit einem Angehörigen der arischen Rasse zu tun, während er selbst »nur« slawischer Herkunft war. Durchgehend waren wir solcher Propaganda ausgesetzt, bis wir beinahe schon selbst daran glaubten. Zumindest war es für uns eine angenehme Überzeugung, und wer es nicht glauben wollte, musste es eben mit Gewalt lernen. Der Herr Verwalter hatte daher allen Grund, vorsichtig zu sein. Im Grunde war es uns nicht einmal erlaubt, mit den russischen und polnischen »Sklavenmenschen« zu reden. Ein Kamerad, der ohne an Böses zu denken, angefangen hatte, polnisch zu lernen, wurde deswegen scharf zurechtgewiesen. Diese Rassendiskriminierung, gepaart mit deutscher Gründlichkeit, führte oft zu unangenehmen Situationen. Als ich einmal auf einem kleineren Bauernhof arbeitete, kam die Frau des Bauern deswegen in nicht geringe Verlegenheit. Sie hatte für alle Arbeiter gekocht, aber wie sah es mit der Sitzordnung aus? »Sklavenmenschen« konnten doch wohl nicht am gleichen Tisch sitzen wie die Niederländer, denen der Führer höchstpersönlich bestätigt hatte, dass sie eine Perle in der Krone der deutschen Länder waren. Vielleicht aber war diese Perle doch nicht ganz so glänzend wie die der Deutschen selbst? Jedenfalls wurden schließlich drei Tische gedeckt: Einer für die Deutschen, einer für mich und einer für die »Sklavenmenschen«.

Nur während der Kartoffelernte kannte der Herr Verwalter keine Gnade. Eine lange Reihe von Kartoffeln wurde umgepflügt, und jedem Arbeiter wurde ein etwa gleich langer Abschnitt zugeteilt, um die Kartoffeln zu ernten, die man anschließend an einen bestimmten Platz zu bringen hatte. Für mich war das eine entsetzliche Qual, denn ich besaß weder die Wendigkeit noch die Routine der anderen. Alle waren rasch mit ihrer Arbeit fertig und setzten sich dann auf ihre geleerten Körbe, während der Pflug die nächste Reihe umackerte. Zu der Zeit aber stand ich noch immer mit gegrätschten Beinen und hängendem Kopf da und grub verbissen Kartoffeln und Steine aus. Dabei musste ich aufpassen, dass mich der Pflug nicht überholte.

Insgeheim fragte ich mich, ob in meinem Abschnitt vielleicht mehr Kartoffeln verborgen waren als bei den anderen. Immer wenn ich dachte, dass ich es geschafft hätte und mich einen einzigen ersehnten Moment lang auf meinem Korb ausruhen wollte, hörte ich bereits wieder die Stimme des Fahrers, wie er seine Tiere antrieb. Schon kam das Stampfen und Schnauben der Pferde näher, ihr Ledergeschirr quietschte, die Räder knirschten, und erbarmungslos ging die Folter von Neuem los.

Als ich eines Tages von der Arbeit zurückkehrte, rief Van Loon mir zu: »Teeuwen, du sollst dich beim Lagerleiter melden!«

Ich befand mich nun schon fast ein Jahr in Polen, und so schlimm fand ich es insgesamt nicht. Zwischen den Freiwilligen im Lager hatte sich ein besonderes Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelt. Durch die militärischen Übungen, die Arbeit und die Entbehrungen waren wir sowohl körperlich als auch seelisch gestählt worden. Es war uns bewusst, dass wir auf dem

Weg waren, solche Männer zu werden, wie sie an der Frontlinie gebraucht würden. Unsere Führer aber behaupteten ver zweifelt strikt das Gegenteil. In der Zwischenzeit hatte ich an einigen Arbeiten, die mir auf dem Landgut zugeteilt wurden, sogar Gefallen gefunden.

Als mir gesagt wurde, dass ich mich melden solle, ließ ich im Geiste rasch die letzten Tage Revue passieren. Ich hatte in letzter Zeit nicht geschwänzt. Wir hatten nämlich ein ziemlich idioten-sicheres System ausgearbeitet, um uns etwas Abwechslung zu verschaffen. Einige Tage im Voraus teilten wir unseren Arbeitgebern mit, dass wir geschäftlich verreisen mussten, was gar nicht so abwegig klang, wenn man bedachte, dass uns in absehbarer Zeit Landgüter im weit entfernten Russland gehören sollten. Der Plan war nur ein einziges Mal schiefgelaufen, nämlich als unser Lagerleiter während einer unserer »Geschäftsreisen« beschloss, einigen der Bauernhöfe, auf denen wir vermutet wurden, einen Besuch abzustatten. Es kostete ihn viel Mühe, seinen Vorgesetzten nicht merken zu lassen, dass er nicht wusste, wo wir stecken konnten. Die Peinlichkeit der Situation verärgerte ihn mehr als unsere Abwesenheit.

An all diese Dinge musste ich denken, als ich zu seinem Büro gerufen wurde. Schon bald aber sollte ich Näheres erfahren. »Man hat Sie ausgesucht, um Sie für unsere Bewegung als Offizier auszubilden«, wurde mir verkündet. Der Lagerleiter genoss es sichtlich, dass er das Vorrecht hatte, mir die Botschaft auszurichten und freute sich für mich. Da ich als Einziger in unserem Lager dieses Angebot bekam, war es eine Ehre. Es würde aber auch hartes militärisches Training und weitere Schulung bedeuten. »Geschäftsreisen« hätten da wohl keinen Platz mehr

und außerdem musste ich meine Clique verlassen. Mit nur wenigen Ausnahmen akzeptierten wir einander. Wir hatten Erfahrungen miteinander geteilt und gemeistert. Das alles sollte ich verlassen! Als ich wenige Wochen später das Lager verließ, war es, als ob ich von zu Hause wegging.

Mit nicht geringer Besorgnis stieg ich in den Zug, der mich in das Bergland im Süden führen sollte. Ein eisernes Training wartete auf mich. Ganz unerfahren war ich nicht mehr, doch die Erzählungen von anderen deuteten an, dass sie weitaus Schlimmeres erlebt hatten als ich. Wir würden eine internationale Truppe bilden, und das bedeutete auf jeden Fall viel Konkurrenz. Würde ich mithalten können, und würden die anderen gute Kameraden sein?

Beim Trainingszentrum angekommen, blieben meine Zweifel weiter bestehen. Mehr als hundert Männer, von denen einige bereits einen militärischen Rang besaßen, nahmen an der Schulung teil. Andere waren mindestens doppelt so alt wie ich. Als ich den Offizieren vorgestellt wurde, war ich nervös. Die meisten waren SS-Offiziere; Orden und Streifen zierten ihre Uniformen. Mehrere hatten Amputationen hinter sich oder hinkten; sie hatten die Realität des Krieges hautnah miterlebt und wussten, wie man Anfänger zu unterrichten hatte. Ein Trost war für mich, dass ich tatsächlich nicht der Einzige war, der sich befangen fühlte; den meisten dürfte es ähnlich gegangen sein, was auch übertriebene Lautstärke oder Gleichgültigkeit nicht verdecken konnten.

Schließlich kam es aber doch ganz anders. Natürlich waren die sportlichen Wettkämpfe, die militärischen Übungen und der Gebrauch von leichten Waffen kein Kinderspiel. Es war hart,

aber nicht unfair. Es ging jedoch nicht um eine »natürliche Auslese«, um diejenigen auszuschließen, die man für militärische Führungspositionen für ungeeignet hielt. Das Hauptgewicht wurde bei der Schulung vielmehr auf die Ideologie gelenkt, und die wurde uns unablässig eingetrichtert.

Die Vorsehung hatte unsere »Rasse« dazu bestimmt, eine hervorragende Rolle in der Geschichte zu spielen. Wir waren die Herren. Die ganze Welt stand uns rechtmäßig zu und jedes Hindernis musste weichen. Aber besaßen wir auch den Mut, in die Fußstapfen jener zu treten, die ihr Leben auf dem Schlachtfeld hingegeben hatten? Waren wir bereit, uns mit den »Reaktionären« zu befassen, die in ihren Heimatländern Verwirrung stifteten?

Von einer Gruppe dieser Aufständischen wurde behauptet, dass sie kontinuierlich für Verwirrung sorgten – nämlich die gläubigen Christen, denen man nachsagte, dass sie sich auf lang widerlegte Ideen beriefen und sich nicht fügen wollten. Bei solcher Hartnäckigkeit gab es nur ein Mittel, um sie zum Schweigen zu bringen, und zwar indem man sie physisch auslöschte. Ein Offizier berichtete, wie er an der Beseitigung eines einfach unbelehrbaren Pastors beteiligt gewesen war. Das war das einzige Vergehen, das man ihm vorwerfen konnte. Da einige von uns aus einem christlichen Elternhaus stammten, war die Stimmung an diesem Morgen gedrückt. Ich selbst hatte schon bald nach meiner Ankunft in Polen beschlossen, dass es einfach nicht möglich war, dass *ein* Wesen die Kontrolle über die ganze Welt haben sollte. Daher gab ich die letzte religiöse Praxis auf, die ich bis dorthin durchgeführt hatte: ein gemurmelt, vorgeformtes Mittagsgebet.

Wenn man wirklich Verantwortlichkeit und Liebe zur Heimat zeigen wolle, so gäbe es keine andere Wahl, als gegen die Geistlichkeit vorzugehen, hieß es. Schließlich sollten wir vertrauenswürdige Führer werden, sodass man uns die heilige Verantwortung, unser Volk zu schützen und zu befreien, übertragen konnte und wir uns des Vertrauens unseres Führers würdig erweisen würden.

Möglicherweise hatten wir aber nicht den vollen Sinn und die Ausschließlichkeit dessen erkannt, was von uns erwartet wurde. Wenn wir aber daran dachten, was auf dem Spiel stand – die zivilisierte Welt vor der Zerstörung zu bewahren –, hatten wir keine andere Möglichkeit. Beherzte Freiwillige hatten in der Verteidigung dieser Werte sogar ihr Leben geopfert. Daher wollten auch wir was immer notwendig sein sollte in blindem Gehorsam ausführen. Mit neuer Entschlossenheit stimmten wir in das Lied der Soldaten ein: »Führer, befehl, wir folgen dir.«

Nach zwei Monaten, als die Ausbildung bereits dem Ende zugeht, war mein anfängliches Zögern gewichen und ich begann, mich wohlfühlen. Ein Anwerber kam zu unserem Trainingslager, und es bestand die Möglichkeit, sich weiter zu verpflichten, was nur die Feiglinge nicht taten. Ich hatte es geschafft, war befördert worden und trug nun die schwarzen Streifen eines Offiziersanwärters. Die Sportmedaille auf meiner linken Brusttasche hätte ruhig ein wenig größer ausfallen können. Am wichtigsten aber waren die rot besetzten Schulterstücke (mit der Aufschrift »Kriegsfreiwilliger«), die ich stolz zur Schau trug – das bedeutete, dass ich ein Freiwilliger für die Waffen-SS war. Nun brauchte ich nur noch meinen sieb-

zehnten Geburtstag abzuwarten, um in den aktiven Dienst einzutreten – also immer noch neun Monate! Wenigstens aber befand ich mich auf dem richtigen Weg.

Es zeigte sich, dass nicht mehr viel Zeit blieb, um meine Streifen und Abzeichen tragen zu können. Die Gelegenheit, sie in silberne oder goldene umzutauschen, kam nicht mehr. Als ich die Schulterstücke einmal besaß, waren sie mir auch nicht mehr so wichtig. Aber ich rückte dadurch eine Stufe höher und wurde Assistent des Lagerleiters, dem 18 junge Männer unterstellt waren. Alles, was nicht mit Administration zusammenhing, wurde nun meine Aufgabe. Ich gehörte nicht mehr zur Clique, sondern die anderen waren verpflichtet, vor mir zu salutieren. Aber das machte auch nur am Anfang Spaß. Innerlich verachtete ich die mir unterstellte Truppe. Die meisten von ihnen waren jünger als ich und hatten bei Weitem keine so gründliche Ausbildung erfahren. Insgeheim hielt ich sie für Waschlappen, mit denen ich meine Mühe hatte, ihnen militärischen Drill beizubringen. Auf dem Bauernhof, wo ich mithalf, nahm ich ebenfalls durch meinen militärischen Rang – so gering er sein mochte – eine besondere Stellung ein. Die anderen sahen darin so etwas wie eine Gefährdung und ich war noch zu naiv, um zu verstehen, warum. Die »gute alte Zeit«, in der wir uns Kartoffeln organisiert oder »Geschäftsreisen« unternommen hatten, schien jedenfalls vorbei.

DER ZUSAMMENBRUCH



Unsere Aufmerksamkeit wurde währenddessen von anderen, wichtigeren Dingen in Anspruch genommen. Die Berichte von der Front waren nicht mehr so begeisternd und siegreich wie am Anfang. Natürlich hegte niemand, der vernünftig dachte, auch nur den geringsten Zweifel an unserem Sieg, denn unser Führer hatte ja alles in der Hand. Das hatte er uns versprochen, als wir uns zu Loyalität und unbedingtem Gehorsam verpflichtet hatten. »Führer, befehl, wir folgen dir«, war weiterhin unsere Devise. Man konnte die täglichen Nachrichten aber auch nicht ganz ignorieren. In Russland, dem Land unserer Zukunft, wurde eine Stadt nach der anderen geräumt. Die Ukraine, wo wir heimisch werden sollten, war wieder in die Hand der Bolschewisten übergegangen. Offiziellen Berichten zufolge handelte es sich um eine generelle und strategische Kürzung der Frontlinien. Es erschien nicht länger notwendig, die Besetzung jener riesigen Gebiete verbrannter Erde aufrechtzuerhalten, die man Russland nannte. Für den kommenden Frühling war es geplant, jene verwüsteten Landstriche erneut zu erobern – im Zusammenhang mit unserem endgültigen Angriff.

Im Januar 1945 sollte ich eine landwirtschaftliche Prüfung in der Stadt Elbing (heute Elbląg in Polen) ablegen, die nicht weit von unserem Lager entfernt lag. Eines Morgens machte ich mich auf den Weg, doch ich kam niemals an, denn es fuhren keine Züge mehr nach Elbing, da die Stadt im Schussbereich der russischen Artillerie lag. Ich war froh, ins Lager zurückkehren zu können, wo ich unserem Leiter Meldung machte. Wir wurden uns darüber einig, dass die Lage durchaus ernst war. Auf einmal war die Möglichkeit, von den Russen überrannt zu werden, zur Realität geworden. Man konnte wohl nicht mei-

nen, die Russen würden sehr freundlich zu Menschen sein, die gegen sie angetreten waren. Vom örtlichen Parteichef wurde jedoch ein ganz anderer Befehl erlassen: Ohne seine ausdrückliche Genehmigung durfte sich niemand aus der Gegend entfernen. Der Befehl lautete: »Widerstand bis zum Letzten«. Aber womit sollten wir uns verteidigen, da in unserem Gebiet keine militärischen Einheiten stationiert waren und wir keine Waffen besaßen? Wenn die offizielle strategische Linie hieß »Zurückweichen, um sich neu zu organisieren«, warum konnten wir diese Strategie dann nicht auf unsere Situation anwenden? Ingeheim arbeiteten wir daher Pläne für unseren Rückzug aus. Wir mussten unserer Truppe Bescheid geben und Nahrungsmittel und Kleider einpacken. Jeder durfte einen kleinen Koffer mit persönlichem Eigentum mitnehmen. Der deutsche Besitzer eines nahe gelegenen Bauernhofs, der ähnliche Pläne hegte, versorgte uns mit einem Wagen und zwei Pferden. Sobald es dunkel wurde, begannen wir, den Wagen zu beladen. Wenig später marschierten wir los und verließen unser Lager unter völligem Stillschweigen. Obwohl wir alles an Kleidung, was irgendwie möglich war, angezogen hatten, war uns immer noch bitterkalt. Ein eisiger Ostwind blies durch jede Schicht unserer Kleidung hindurch. Stundenlang stapften wir über schneebedeckte Flächen durch die trostlose Nacht. Einmal hielten wir an, um einen Bissen zu essen, doch unser Brot war festgefroren wie Stein. Der Kaffee, den ich unter dem Mantel in meiner Feldflasche trug, war nur noch ein einziger Eisblock. Während der kurzen Pause froren auch die Sohlen meiner Schuhe zu einer steifen Masse und erschwerten jeden weiteren Schritt. Nun war es nicht mehr erforderlich, jedermann zur Stille zu mahnen, denn alle waren

zu müde, um zu sprechen. Aber niemand beschwerte sich oder schlug vor, ein Quartier für die Nacht zu suchen, denn das entfernte Getöse der russischen Artillerie hielt uns in Bewegung.

Lange nach Mitternacht stolperten wir in eine verlassene Jugendherberge. Wir machten uns nicht die Mühe, unsere Kleidung auszuziehen und fielen auf die Betten. Wenig später wurde uns angekündigt, dass wir ein warmes Essen bekommen konnten, aber niemand stand deswegen extra auf. Wie ein Sprenggeschloß riss uns am nächsten Morgen die schrille Pfeife des Lagerleiters aus einem traumlosen Schlaf. Benommen und mit verschlafenen Gesichtern begannen sich die müden Jugendlichen zu regen. Im Stehen stürzten wir eine Tasse heißen Kaffees hinunter. Die Pferde wurden wieder vor den Wagen gespannt. »*Szybko, szybko*«, drängte eine Stimme, die vergaß, dass wir gar nicht Polnisch sprachen. »Beeilung, Beeilung.« Die Pferde schüttelten ihre Mähnen, als ob sie gegen die schlechten Arbeitsbedingungen und Überstunden Protest einlegen wollten. Dann befanden wir uns wieder auf dem Weg. Immer noch war es bitterkalt: Der Wind blies mit unverminderter Stärke, aber zumindest war es nicht mehr dunkel. Dicht zusammengedrängt stapften wir durch den Schnee. Niemand sagte ein Wort, kein einziger sarkastischer Witz war zu hören, nicht einmal die Frage, wohin wir denn gehen würden und wie lange diese Tortur noch dauern würde. Still marschierten wir dahin, nur weg vom Krieg, weg von den Russen.

Mehrere Stunden später zog ein Spektakel vor uns unsere Aufmerksamkeit auf sich: Stimmengewirr, Fahrzeuglärm, knirschender Schnee. *Wir sind in die Frontlinie gelaufen, anstatt uns davon zu entfernen*, war mein erster Gedanke. Als wir

um eine Kurve bogen, erkannte ich, dass meine Vermutung falsch gewesen war. Diese Erkenntnis brachte aber keine Erleichterung. Mir blieb richtiggehend der Atem weg, als ich das Geschehen erfasste, das vor meinen Augen ablief. Wir waren an eine Hauptstraße gekommen, die zu unserer großen Bestürzung gerammelt voll mit Pferdewagen und Menschen war, die alle in Richtung Westen unterwegs waren. Einige Offiziere der Armee schrien laut, um den Weg für ihre Autos freizubekommen, denn sie fuhren in Richtung der Front. Aber niemand tat ihnen den Gefallen, denn es war einfach nicht möglich durchzukommen. Neben der Fahrbahn lag Schnee, man konnte daher auch seitlich nicht ausweichen. Die Fahrzeuge der nach Westen flüchtenden Menschen waren mit den unvorstellbarsten Dingen beladen. Unser Gepäck bestand hauptsächlich aus Hafer für die Pferde und Nahrungsmitteln zu unserer eigenen Versorgung; auch ein lebendiges Schwein befand sich darunter. Hier aber wurden ganze Zimmereinrichtungen, Nähmaschinen und Bettzeug transportiert. Die Alten, die Kranken und die Kinder, die nicht gehen konnten, thronten oben auf den gefährlich beladenen Fuhrwerken. Man musste kein Experte sein, um festzustellen, dass viele dieser Passagiere nicht mehr viel länger würden durchhalten können. Offensichtlich waren einige von ihnen bereits hinüber, denn Kälte und Erschöpfung hatten ihnen den Rest gegeben. Neben den Wagen gingen vor allem Frauen und größere Kinder, deren Ehemänner und Väter sich an der Front befanden, um für eine bessere Zukunft zu kämpfen.

Als wir im Verlauf des Tages eine kleine Stadt erreichten, war das Chaos perfekt. Die engen Gassen waren von Fuhrwerken

verstopft, von denen manche unter ihrer erdrückenden Last zusammengebrochen waren. Die Pferde wurden zusehends nervöser und reagierten nicht mehr auf die Befehle ihrer Kutscher. Überall liefen angespannte und aufgeregte Leute umher, die versuchten, ein Schlafquartier oder einen Platz zum Wärmen einer Mahlzeit ausfindig zu machen. Hysterisch stieß eine Frau Flüche auf Hitler aus, denn jetzt schien es nichts mehr auszumachen. Ein Soldat war wegen Plündererei auf dem Marktplatz erhängt worden. Er hatte die warnenden Hinweise missachtet, die man überall in der Stadt angebracht hatte: »Plünderer und Diebe werden hingerichtet.« Aber niemand kümmerte sich um den baumelnden Körper.

Eine Frau versuchte, sich einen Weg in die entgegengesetzte Richtung zu bahnen. Auf dem Schlitten, den sie zog, befand sich ein kleiner Sarg. Die Frau weinte nicht, doch ihr Gesicht war voller Trauer. Wenige Tage später schon würde sich niemand mehr die Mühe machen, seine Toten zu begraben, denn es gab einfach zu viele von ihnen und die Erde war steinhart gefroren.

Während andere sich um eine Unterkunft in überfüllten Häusern stritten, erstatteten wir bei der örtlichen Zentrale der Hitler-Jugend Bericht. Für uns war es kein Problem, einen Schlafplatz zu finden, denn noch immer benötigte man junge Leute wie uns für die Fortführung des Krieges. Unser »Rückzug zur Neuorganisation« klang vollkommen plausibel. Man wies uns genügend Platz nach unseren Wünschen an.

Nach einem erholsamen Schlaf wurden wir zu unserem Leiter gerufen. Mit verhaltener Stimme informierte er uns von seiner Entscheidung. Im Augenblick waren wir der unmittelbaren Gefahr entkommen, und es gab hier Züge, die Flüchtlinge nach

Westdeutschland transportierten. Der Leiter sah seine Verantwortung erfüllt und sagte, von nun an wäre jeder auf sich allein gestellt. Innerhalb von wenigen Minuten befanden sich fast alle der Jungen auf dem Weg zum Bahnhof. Das war das Letzte, was ich von den meisten von ihnen gesehen habe.

Ich war der Einzige, der beschloss, nicht zum Bahnhof zu gehen. *Warum soll ich mich beeilen?*, fragte ich mich etwas träge. Der Gedanke an die vielen drängelnden Menschen und die panische Eile überall waren mir unangenehm. Das Zimmer im Hauptquartier hingegen war bequem. Warum sollte ich es verlassen? Wo sollte ich außerdem hin? Es kam mir gar nicht in den Sinn, dass ich versuchen könnte, mich nach Holland durchzuschlagen. Wenig später schlenderte ich ziellos durch die Stadt und fühlte mich dabei mehr wie ein Zuschauer als wie ein Teilnehmer. Aber es war so kalt, unbequem und langweilig, dass ich gegen Abend genug davon hatte und mich doch auf den Weg zum Bahnhof machte. Dort betrachtete ich die lange Reihe von Viehwaggons, die mit Menschen und deren wenigen Habseligkeiten vollgestopft waren. Man wartete ängstlich auf ein Zeichen zur Abfahrt. »Wann soll der Zug abfahren?«, fragte ich in die Menge. »Frühestens in einigen Stunden«, kam die Antwort.

Vielleicht fahre ich doch mit, überlegte ich und ging zurück zum Hauptquartier, um meine Sachen zu holen.

Als ich zum Bahnhof zurückkehrte, stand der Zug immer noch da. Mit großer Mühe quetschte ich mich in einen der Waggon. Noch einmal erkundigte ich mich, für wann die ungefähre Abfahrt vorgesehen wäre. »Frühestens in einigen Stunden«, antwortete jemand monoton. Da stand ich, wartete und fror. Die Leute neben der Tür bestanden darauf, dass die Tür wegen

der Kälte geschlossen blieb. Die Kälte machte sich aber trotzdem breit, außerdem wurde die Luft unerträglich stickig. Nach einigen Stunden hatte ich genug, denn wir waren noch keinen Meter vorwärtsgekommen.

»Kann ich bitte hinaus?«

Ich schlängelte mich zur Tür durch und sprang aus dem Waggon. Die klirrend kalte Nachtluft wirkte belebend. Ich war so überzeugt, dass der Zug sich nicht in Bewegung setzen würde, dass ich meinen Koffer im Waggon ließ. Im Hauptquartier genoss ich einen ruhigen Schlaf. Als ich am nächsten Morgen zum Bahnhof zurückkehrte, war der Zug fort – und mit ihm mein Koffer!

Die Situation an der Front wurde überschaubarer. Die Russen hatten offensichtlich deutsche Strategien angenommen, die sich als erfolgreich erwiesen hatten. Sie drängten nicht länger so rasch wie möglich vorwärts, sondern umschlossen zangenartig große Gebiete, die sie dann abschnitten, um sie später von feindlichen Truppen zu säubern (in sogenannten Kesselschlachten). Wir befanden uns innerhalb eines solchen Kessels. Die Front kam also nicht näher, sondern verlief an uns vorbei, um uns dann den Ausweg abzuschneiden. Für uns bedeutete das eine Verschnaufpause. Eine verlassene Molkerei wurde zur Zentralküche umfunktioniert. Tagelang half ich mit, den Flüchtlingsstrom, der in großen Zahlen vorbeizog, mit Nahrung zu versorgen. Als der Flüchtlingsstrom abbriss, erschien es mir nicht sinnvoll, noch länger zu bleiben. Ich stieg in einen der letzten Züge ein, bevor die Kessel geschlossen wurden; dieser Zug war beinahe leer.

Nur langsam kamen wir durch die trübe, winterliche Landschaft voran. Die mit Briketts gefütterten Dampflokomotiven zogen lange Rauchschwaden hinter sich her. Die pechschwarzen Lokomotiven bildeten einen scharfen Kontrast zum schneebedeckten Land, das wir durchquerten und waren leichte Zielscheiben für russische Kampfflugzeuge. Nur die weißen Buchstaben der Parole »Räder müssen rollen für den Sieg«, die auf den Zug gemalt worden waren, verschmolzen mit der weißen Farbe rings um uns. Überall kamen wir an ausgebombten Häusern oder Bauernhöfen vorbei. Alles sah aus wie nach einer Schlacht. Als wir die schier endlose Fahrt beendet hatten, erreichten wir Stettin (heute Szczecin), einen Hafen der Ruhe und Sicherheit, wie es schien. Hier sollten wir noch einen anderen Aspekt des totalen Krieges kennenlernen.

»Fliegeralarm! Fliegeralarm!«, tönte es laut. Dann wurde auch schon die stille Nacht vom warnenden Geheul der Sirenen erfüllt. »Fliegeralarm! Rasch in die Luftschutzkeller!«

Es war zur Vorschrift geworden, sich in Luftschutzkeller zu begeben, denn immer mehr Menschen hatten diese Aufforderung ignoriert. Viele meinten nämlich, dass es ohnehin nur eine Frage der Zeit wäre, bis man getroffen würde. Warum sollte man versuchen, den eigenen Tod hinauszuzögern, wenn es so viele Umstände machte, zu jeder Tages- oder Nachtzeit einen Luftschutzkeller aufzusuchen?

Es war an einem Sonntagnachmittag, als ich mich – ein Fremder in einer fremden Stadt – mit einer ganzen Menschenmenge schleunigst in Sicherheit bringen musste. Ich war zerlumpt und schmutzig; da erlebte ich etwas völlig Unglaubliches. In einem Teil des Luftschutzkellers befand sich eine größere Gruppe von

Jungen und Mädchen, die der Hitler-Jugend angehörten. Sie sahen alle sauber und gepflegt aus – ja, ihre Uniformen waren so makellos, als stünde eine strenge Inspektion bevor. Sie verhielten sich vorbildlich gelassen. Irgendwie kam es dazu, dass ich mich ihnen anschloss, denn ich fühlte mich irgendwie verbunden mit ihnen, obwohl ich aufgrund meiner vernachlässigten Erscheinung nicht zu ihnen passte. Vielleicht war es auch die reale Bedrohung, die uns zusammenschloss. Wir waren mit einem brutalen und hinterhältigen Feind konfrontiert, der versuchte, die wehrlosen Zivilisten der Stadt auszuradieren. Während der Luftschutzkeller unter den Angriffen erzitterte und das Geräusch der detonierenden schweren Bomben selbst im Untergrund deutlich hörbar war, begannen wir zu singen. Wir sangen ruhig, wunderschön und harmonisch – überzeugt, dass wir trotz der gemeinen Angriffe dieser Barbaren eines Tages rehabilitiert und siegreich sein würden. Ernst und feierlich übertönten unsere Stimmen den gedämpften Lärm der Einschläge: »Deutschland, heiliges Wort, du voll Unendlichkeit, über die Zeiten fort, seist du gebenedeit.⁴ Heilig sind deine Seen, heilig dein Wald und der Kranz deiner stillen Höhen bis an das grüne Meer ...« Diese Tonlage tat einfach gut, sie war so feierlich und herzerwärmend.

Stettin hatte für mich nicht viele Besonderheiten zu bieten. Die Flüchtlingshilfe war gut organisiert. Man versuchte, den Flüchtlingen ohne weitere Verzögerungen auf ihrem Weg in Richtung Westen zu helfen. Obwohl ich ohne wirk-

4 Altes Wort für »gesegnet«.

liches Ziel und etwas verloren war, beschloss ich, ihrem Beispiel zu folgen. Mit dem Zug gelangte ich an den Nordseehafen Hamburg, wo ich eine Kostprobe des zerstörerischen Handelns der amerikanischen Luftwaffe erhalten sollte. Als ich das Bahnhofsgelände in Hamburg verließ, glaubte ich fast, meinen Augen nicht zu trauen: Soweit man sah – links, rechts, geradeaus – nichts als Trümmer. Nicht einmal ein einsamer Kamin war stehengeblieben, der an frühere Zeiten erinnert hätte.

Trotz dieser totalen Zerstörung zeigte sich bei der Bevölkerung dieselbe stoische Haltung, der ich bereits in Stettin begegnet war: »Wenn dies der Preis für den Endsieg ist, sind wir bereit, ihn zu zahlen.« Das Leben ging so normal wie möglich weiter – abgesehen von der jederzeitigen Möglichkeit eines Luftangriffs.

In der Nähe des Bahnhofs konnte man in einem Fischgeschäft gebratene Scholle kaufen. Wo nahmen die nur eine solche Köstlichkeit her? Das Risiko, auf die See hinauszufahren, war gewaltig, aber die Ware wurde dennoch zu regulären Preisen angeboten.

Was mich am meisten beeindruckte war die Herrentoilette am Hauptbahnhof. Die weißen Fliesen glänzten makellos. Auch die Fenster waren unversehrt, die Wasserversorgung noch nicht unterbrochen. Es stellte für mich in einer zusammenbrechenden und brennenden Welt ein seltenes Bild von Ordnung und Sauberkeit dar. Ich empfand es daher als Segen, diesen Ort zu besuchen. Er erinnerte an eine Vergangenheit, die nun weit weg und unwirklich schien.

Aber es musste fast passieren, dass eines Tages auch diese Idylle zerstört wurde. Ich hatte nicht bemerkt, dass in der Nähe

eine Bombe gefallen war, aber als ich eines Tages wieder die Toilette betrat, waren die Fenster geborsten und versengt. Die einstmals glänzenden Fliesen waren zerbrochen und rußig. Wasser drang aus einem grotesk verformten Wasserhahn. Mit so wenig war ich zufrieden gewesen, und nun war mir auch das genommen worden!

Jeden Tag gab es neue Überraschungen. Seit ich mit einigen der »alten Jungs« aus unseren Anfangszeiten wieder zusammengetroffen war, fühlte ich mich nicht mehr allein. Unter ihnen befand sich auch ein gutmütiger und verwegener Kerl namens Weber, der die gleiche Ausbildung wie ich absolviert hatte. Wir lieferten einander zunächst einen reichlich übertriebenen Bericht, wie wir versucht hatten, uns in den Westen durchzuschlagen, dann wurden wir ernsthafter. Niemand von uns verspürte das Verlangen, nach Holland zurückzukehren. Wir wollten dort bleiben, wo etwas los war, und berieten über unsere Möglichkeiten. Da wir immer noch keine siebzehn waren, kamen wir für den militärischen Dienst nicht infrage. Der Krieg näherte sich dem Ende und wir hatten noch kein wirkliches Kriegsgeschehen miterlebt. Ständig hörte man Gerüchte, dass die von Hitler schon lange angekündigte Geheimwaffe bald zum Einsatz kommen würde. Ein Offizier hatte mir vertraulich gesagt, dass er wichtige Insider-Informationen besitze: »Bald wird sich die Welt wundern.« Bei diesen Worten war mir ein Prickeln über den Rücken gelaufen. Der Sieg schien greifbar nah. Armeen und Nationen, die so lange unsere Pläne durchkreuzt hatten, würden vor uns in die Knie gehen müssen, während unsere Truppen in langen Paraden aufmarschierten. Dann würde auch der Tod der vielen

Kameraden, die an der Ostfront gefallen waren, endlich einen Sinn bekommen. Wir würden aber bei der Parade nicht mitmachen können, einfach aus dem dummen Grund, weil wir ein bisschen zu spät geboren worden waren! Das konnte man nicht akzeptieren. Unsere offiziellen Papiere waren schon lange verloren gegangen. Wer wollte daher unser Alter beweisen? In dem Durcheinander dieser Kriegstage war es außerdem unmöglich, bei einem Registrationsbüro nachzufragen. Und so ein kleiner Betrug, wenn er unserem Land zugutekam, konnte wohl nicht schaden.

Etwa sechs von uns meldeten sich bei einem Rekrutierungsbüro der Waffen-SS. Keiner fragte uns nach unserem Alter, als wir die verlangten Formulare ausfüllten und uns damit für die gesamte Kriegsdauer verpflichteten. Ohne Verzögerung wurden wir nahe gelegenen Baracken zugewiesen und erhielten noch am gleichen Nachmittag unsere Uniformen. Wir hatten es geschafft! Es machte uns nichts, dass unsere Kleidung nicht neu war. An meine Hosen war zur Verlängerung ein zehn Zentimeter langes Stoffstück von einer anderen Farbe angenäht worden; auf einem Knie befand sich ein Flicker. Zusammen mit den Socken wurden uns auch Lumpen gegeben, um unsere Füße einzuwickeln. Das Wichtigste aber war, dass meine Uniformjacke mit dem Emblem der SS ausgestattet war, dem ich schon lange nachgejagt war. Wir schrieben den 5. April 1945. In dieser Nacht gab es einen Luftangriff, bei dem jedermann die Baracken verlassen musste. Als ich mit meinem Trenchcoat im Freien stand, mit eigenem Helm und Gewehr, fühlte ich mich zuversichtlich und unerschrocken. Daran konnten auch die Sprenggeschosse nichts ändern, die an mir vorbeipfiffen.

Die Schulung am nächsten Morgen begann tödlich ernst; sie war kurz und gründlich. Was immer greifbar war, wurde in die Schlacht geworfen, um den anrückenden Feind aufzuhalten. Es schien nur noch eine Frage von Stunden, bis der Führer unsere Geheimwaffe ausspielen würde. Unter den jungen Rekruten kursierte bereits eine starke Vorahnung davon.

Mittlerweile waren fast zwei Jahre vergangen, seit ich meine Heimat verlassen hatte, um eine Zukunft im Osten aufzubauen. Trotz aller Rückschläge und Komplikationen hatte ich mich nie beschwert. Aber nun kam ein Schicksalsschlag, der mir total unfair erschien. Ich fühlte mich betrogen und unterhalb der Gürtellinie getroffen. Nach einem strengen und rauen Winter war der Frühling ins Land gezogen. Mit dem neu erwachenden Leben kam auch neue Hoffnung auf. Sogar zwischen den Häuserruinen brachen die unwiderstehlichen Kräfte der Natur durch. Es tat gut, sich von den Sonnenstrahlen wärmen zu lassen, denn wir hatten monatelang bis in die Knochen gefroren. Luftangriffe boten auch ihre Vorteile. Wir lagen an einer geschützten Stelle in der Sonne und beobachteten gelassen die silberfarbenen Flöckchen am blauen Himmel, wie sie ihrer todbringenden Mission nachgingen. Nach dem Signal »Luft rein« ging unser anstrengendes Training weiter, wobei wir unsere aufgestauten Energien abladen konnten. Aber nach nur wenigen Tagen, die mit allen möglichen Aktivitäten ausgefüllt waren, fühlte ich mich müde und lustlos. Der ganze Körper schmerzte, die Aussicht auf einen weiteren Tag am Schieß- und Übungsplatz hatte auf einmal keinen Reiz mehr für mich. Da ich nichts essen konnte, schlug Weber vor, dass ich mich in der Krankenabteilung melden sollte. Der Doktor sah mir in die Augen und brauchte nicht

lange, um die Diagnose zu stellen: Hepatitis. Diese Worte ließen meinen Mut sinken und ich war völlig verzweifelt. »Mindestens drei Wochen völlige Bettruhe«, bestimmte der Arzt. Auch die Aussicht auf eine besondere Ernährung bereitete mir keine Freude. Innerhalb von einer Stunde lag ich im Lazarett. Seit Monaten hatte ich nicht mehr auf weißen Laken geschlafen, aber das interessierte mich wenig. Eines Tages besuchte mich Weber überglücklich und erzählte mir, dass unsere Truppe auf besondere Weise ausgezeichnet worden war. Der Reichsführer der SS, Heinrich Himmler, hatte die Bildung eines Elitebataillons angeordnet, um Panzer an der Westfront zu bekämpfen, woran auch unsere Einheit teilnehmen sollte. Hier bot sich die Gelegenheit, vor dem Kriegsende doch noch zu militärischen Ehren zu kommen! Ich aber musste in diesen elektrisierenden und ereignisreichen Tagen das Bett hüten.

Kurze Zeit später brach unsere »Elitetruppe« bei Nacht auf. Als ich davon erfuhr, hätte ich heulen können. Einige kamen von ihrer ersten und einzigen Mission niemals zurück. Sie mussten die harte Lektion lernen, dass Begeisterung allein, wenn sie auch noch so groß ist, keine ausreichende Waffe gegenüber Panzern von 52 Tonnen darstellt, denn die Bewaffnung war völlig unzureichend gewesen. Als mir ein Nachzügler einer anderen Einheit später von den Erlebnissen berichtete, war ich ziemlich getroffen. Die Hepatitis hatte mir vermutlich das Leben gerettet.

Am 20. April versammelten sich alle Patienten unserer Station um ein kleines Radio. Es war »Führergeburtstag«, der Geburtstag Adolf Hitlers. Der Führer hatte an diesem denkwürdigen Tag eine Botschaft für uns. Ein Satz, mit großer Lei-

denschaft gesprochen, prägte sich mir ein: »In diesem Jahr prophezeie ich euch den endgültigen Endsieg des Großdeutschen Reiches.« Die Rede bekam tosenden Applaus, dann folgte schallende Marschmusik. Im Geiste sah man dazu die siegreichen deutschen Armeen marschieren. Einige ältere Männer hatten verstohlen Zweifel über den Ausgang des Krieges geäußert und wurden von uns daher scharf zurechtgewiesen. Ich war wie viele andere vollkommen überzeugt, dass unser Sieg unmittelbar bevorstand, denn ich wollte und musste es glauben. Was wäre mir geblieben, wenn aus diesem Traum nichts geworden wäre? Wir standen bei den Fenstern unserer Station und diskutierten die Rede Hitlers. Kanadische und amerikanische Streitkräfte waren bis auf 30 km an unser Lazarett herangerückt. Von unserem Beobachtungsposten aus versuchten wir herauszubekommen, ob die Kriegsgeräusche näher kamen, oder ob man den Feind endlich hatte aufhalten können.

Es konnte am Anfang keiner glauben, aber drei Wochen später war alles vorbei. Das Unbegreifliche war geschehen. Die für unbesiegbar gehaltene deutsche Armee hatte an allen Fronten kapituliert. Noch unbestätigten Meldungen zufolge war Hitler tot.

Was jetzt folgte, war ein Vakuum, das einen völlig überwältigte. Bald aber musste man sich wieder der Realität des Lebens und dem Überlebenskampf stellen. Die Militärärzte versuchten, mich so lange wie möglich im Spital zu behalten. Als die häufigen Kontrollen der Alliierten im Lazarett ein längeres Bleiben unmöglich machten, wurde ich entlassen. Körperlich schwach und seelisch niedergeschlagen wurde ich in ein Kriegsgefangenenlager gesteckt. Gleich nach der Nachricht von der

Kapitulation war man in die Baracken eingebrochen, und meine wenigen Habseligkeiten waren wieder einmal verschwunden. Ich war allein und arm wie eine Kirchenmaus.

Im nördlichsten Teil Deutschlands hatte man Millionen von entwaffneten Männern zusammengetrieben. Schleswig-Holstein erschien am geeignetsten für ein riesiges Gefangenenlager. Im Norden lag die dänische Grenze. Die Nordsee im Westen und die Baltische See im Osten bildeten natürliche Barrieren. Im Süden ließ der schwer bewachte Kaiser-Wilhelm-Kanal Fluchtversuche von vornherein als zwecklos erscheinen.

Ein Entlausungskomitee hieß uns willkommen, wo unsere Ärmel, Hosen und Haare mit DDT⁵ eingesprüht wurden. Ich bezweifelte nicht die Notwendigkeit dieser Maßnahme, dennoch verursachte mir der stechende Geruch dieses Mittels Übelkeit. Als Nächstes folgte ein Besuch bei den medizinischen Betreuern, die uns eine Typhusimpfung verabreichten. Dann wurde mir ein Heuboden bei einem nahe gelegenen Bauernhof als Lager zugewiesen, der bereits mit Soldaten vollgestopft war, die im losen Stroh herumlagen und sich die Zeit mit Kartenspielen vertrieben.

Die Essensrationen waren äußerst knapp. Entweder war wirklich nicht mehr da, oder es geschah auch absichtlich – ich war mir da nicht sicher. Jedenfalls blieb der Hunger ein ständiger Begleiter.

Nach der Hepatitis fühlte ich mich noch schwach und die tägliche Ration von zwei Scheiben Brot sowie einer wässrigen Kohl-

5 Ein Insektizid, das in den 70er Jahren in Deutschland verboten wurde.

suppe trug nicht viel dazu bei, dass ich meine Kräfte wiedererlangen konnte. Das Gleiche gilt für das hohe Fieber, das ich nach der Typhusimpfung bekam. Krank und hungrig lag ich im Stroh und begann, mich allmählich wie ein Tier zu fühlen. Als das Fieber nachließ, stand ich auf. Beim Misthaufen hinter der Scheune fand ich ein paar alte, verschrumpelte Kartoffeln. Ich hatte früher schon Mahlzeiten genossen, die lediglich aus Kartoffeln bestanden, aber durch besonderes Glück entdeckte ich beim Müll eine richtige Speckschwarte. Junge Brennesseln, in einer leeren Dose gekocht, die ich irgendwo aufgestöbert hatte, dienten wunderbar als Gemüsebeilage. Ich genoss dieses herzhaftes, wenn auch salzlose Essen in vollen Zügen.

Etwas in mir wehrte sich gegen die Gefangenschaft, denn sie war doch erniedrigend und unehrenhaft. Als es noch eine Wahl gab, hatte ich oft geprahlt: »Lieber sterbe ich, als in Kriegsgefangenschaft zu gehen.« Es erschien mir unfair und demütigend, gefangen zu sein, ohne die Chance zum Sterben gehabt zu haben.

Der Zeitpunkt und die Art unserer Freilassung wurden zu Hauptthemen unserer Unterhaltungen. Es war mir klar, dass mindestens zwei Gründe meiner vorzeitigen Entlassung im Weg standen. Erstens war ich ein Ausländer, den man in diesem Lager nicht vermutete. Zweitens war meine freiwillige Meldung für die Waffen-SS nicht gerade ein Pluspunkt. Ich konnte es verstehen, dass die Alliierten jetzt versuchten, alle SS-Leute in ihre Gewalt zu bringen, denn diese hatten bei vielen Gelegenheiten bewiesen, dass sie eine äußerst disziplinierte und gut ausgebildete Kampfkraft darstellten. Gerüchte über Grausamkeiten, die von SS-Leuten verübt worden seien, hatte ich immer

zurückgewiesen. Soweit ich das gesehen hatte, waren diese vielmehr als Reaktion auf die Attacken der amerikanischen Terroristen anzusehen.

Ich war wie elektrisiert, als die Ankündigung gemacht wurde, dass man demnächst beginnen würde, die Gefangenengruppen aufzulösen. Mein Plan stand bereits fest. Um die Einbringung der Ernte sicherzustellen, wollte man die Bauern zuerst entlassen. Ich konnte schließlich nichts verlieren, wenn ich ein kleines Spielchen versuchte. Als sich die erste Gruppe von Bauern froh und erwartungsvoll in einer Linie aufstellte, um nach Hause entlassen zu werden, befand ich mich unter ihnen. Die Überprüfung fiel gründlicher aus, als ich erwartet hatte, aber ich nahm mir vor, durchzuhalten. Mehrere Offiziere und Zivilisten überprüften die Papiere jedes einzelnen ganz genau. Offensichtlich waren auch einige Ausländer darunter. Nun kam ich an die Reihe. Eine makellos manikürte Hand griff nach meinen (gefälschten) Papieren.

»Name?«

»Jacques Hubert Teeuwen.«

»Geburtsort?«

»Haarlem.«

»Wo liegt das?«

»In Polen.«

»Wo wollen Sie jetzt hin?«

Hier musste ich eine ausführlichere Antwort geben und nun verriet mich mein holländischer Akzent. Zumindest vermutete ich es.

Nach militärischer Gepflogenheit begann ein Offizier mich anzubrüllen, weil ich so schlecht Deutsch sprach. Mehr könne

man von einem Bauerntölpel, der in Polen geboren und aufgewachsen ist, auch nicht erwarten, schloss er. Das alles machte mir nichts aus. Ich wollte gern alle Beschimpfungen ertragen, solange mein Gegenüber nur weiterhin glaubte, Haarlem, die Hauptstadt des nördlichen Holland, sei eine polnische Stadt. In der Zwischenzeit gab ich mir Mühe, so dumm wie nur irgend möglich auszusehen. Das Komitee ging bereits weiter, um sich dem Mann neben mir zuzuwenden, was vielleicht bedeuten konnte, dass mein Fall abgeschlossen war. Doch ich hatte mich zu früh gefreut. Etwas abseits von den anderen Fragestellern stand ein Mann in ausländischer Zivilkleidung, der nun auf mich zutrat. Kalt blickte er mich an, bevor er die Papiere durchsah, die meinen Militärausweis darstellen sollten. »Sie sind Ausländer«, stellte er fest, »Sie sind Holländer.«

Was blieb mir übrig? Innerhalb von einer Stunde befand ich mich wieder auf dem Heuboden. *Aber ein engagierter Spieler gibt nicht gleich nach dem ersten Versuch auf*, sagte ich zu mir selbst. Vielleicht hatte ich das nächste Mal mehr Glück. Einige Tage später wurde die nächste Gruppe zur Entlassung aufgerufen. Ich stellte mich dazu und hoffte sehnlichst, dass der unheimliche Mann vom letzten Mal nicht anwesend sein würde. So war es auch, aber selbst, als ich durchgewinkt wurde, fühlte ich mich noch unsicher, bis der Wagen mit scherzenden und singenden Soldaten das Lager verlassen hatte. Ich war immer darauf gefasst, in letzter Minute doch noch zurückgepiffen zu werden.

Einige Wochen lang half ich auf einem Bauernhof mit. Da erschien eines Tages ein Botschafter einer offiziellen Organisation, der mir mitteilte, dass alle Ausländer so schnell wie möglich das Land verlassen sollten.

Nach Holland zurückzukehren, war nicht so aufregend und schön, wie ich es mir vorgestellt hatte. Jeder, der aus Deutschland kam, wurde mit Argwohn betrachtet. Von allen möglichen Komitees wurde man ausgefragt, warum man nach Deutschland gegangen war und was man dort getrieben hatte. Ich erzählte unverhohlen von meiner Zeit in Polen, hielt es aber für besser, meine Beteiligung in der Waffen-SS nicht zu erwähnen. Die Tatsache, dass ich als Freiwilliger nach Deutschland gegangen war, ließ mich nicht gerade das Vertrauen der Autoritäten gewinnen, aber schließlich befand ich mich doch auf dem Weg nach Haarlem und glaubte, dass die Befragungen nun zu Ende wären. Aber siehe da – beim Bahnhof in Haarlem empfing mich ein weiteres Komitee. Da es sich um meine Heimatstadt handelte, war mein Name registriert.

»Was haben Sie jetzt vor?« Der Mann blickte hinter seinem Schreibtisch hervor, zeigte aber nicht wirkliches Interesse. Nachdem ich so lange in der Welt herumgezogen war, kam mir das als eine reichlich komische Frage vor. Ohne zu zögern antwortete ich: »Nach Hause natürlich!«

Auf einmal kam Leben in den Mann. Er blickte mich verächtlich an. »Sie haben kein Zuhause mehr. Wissen Sie denn nicht, dass Ihr Vater tot ist?«

Ich wusste es nicht, denn ich hatte von zu Hause schon seit Monaten nichts mehr gehört. Der Mann grinste und man sah ihm an, dass es ihm Genugtuung bereitete, mir diese drastische Neuigkeit zu unterbreiten. Er beobachtete mich, um meine Reaktion festzustellen. Wenn er aber dachte, dass er sich mit mir einen Spaß erlauben konnte, so irrte er sich. Ich war schließlich geschult worden, niemals ein Gefühl zu zeigen, denn das galt als

Zeichen der Schwäche. Diese Lektion konnte ich im Augenblick gut gebrauchen. Daher starrte ich nur trotzig zurück.

»Ihre Mutter befindet sich in politischer Gefangenschaft«, fügte der Mann hämisch lächelnd hinzu.

Inbrünstig hoffte ich, dass mein Schweigen keine Genugtuung in ihm auslösen würde. Außerdem sah ich es als einen kleinen Erfolg an, dass er keine Gründe fand, um mich in Haft nehmen zu können.

Es wurde beschlossen, dass ich zu Verwandten gehen sollte. Langsam und würdevoll schritt ich durch die Straßen meiner Heimatstadt. Wie anders war der Gang dieser Menschen doch im Vergleich zum trostlosen Schritt der Flüchtlinge! Überall waren Fahnen gehisst, aber für mich persönlich gab es keinen Grund zum Feiern. Obwohl ich mich an meinem Geburtsort befand, fühlte ich mich wie ein Fremder. In einer mir unbekannten Straße klingelte ich an der Tür, aber es wurde nicht geöffnet. Anscheinend war niemand zu Hause, daher ging ich zurück zur Hauptstraße und setzte mich auf eine niedrige Garteneinfassung. Aus Zigarettensummeln, die ich von der Straße aufgesammelt hatte, drehte ich mir eine Kippe. Als ich einen Passanten um Feuer bat, hatte ich auf einmal alles vergessen, was ich über das Verbergen von Emotionen gelernt hatte.

»Ich bin gerade aus Deutschland heimgekommen und habe erfahren, dass mein Vater tot ist«, kam es aus mir heraus.

»Das ist wirklich schlimm«, sagte der Mann, »es tut mir aufrichtig leid. Aber ich muss jetzt gehen. Wir haben heute Abend eine Befreiungsparty.« Als der Mann weiterging, schalt ich mich selbst, dass ich meine Lektionen so plötzlich hatte vergessen

können, und ich schwor mir, dass es nicht wieder vorkommen sollte. Auf einmal schlug eine Welle verzweifelter Einsamkeit über mir zusammen. Es gab nichts mehr, wofür ich leben sollte, niemanden und nichts, wo ich hätte hingehen können. Und es war mir noch nicht bewusst, dass dies erst der Anfang sein sollte.

Die Freunde meiner Schwester, die beim ersten Klingeln nicht zu Hause gewesen waren, nahmen mich für die Nacht auf. Ich befand mich nun im Haus einer verwitweten Frau mit ihrem jungen Sohn und einer Tochter. Wenige Wochen vorher hatte die Frau ihren Ehemann und einen Sohn verloren, als die beiden auf eine Mine getreten waren, während sie am Strand nach Feuerholz suchten. So gab es auch in diesem Haus Trauer, doch sie war völlig anders als meine eigene. Man klagte nicht und jammerte nicht, sondern zeigte sogar Mitgefühl für meine Situation. Man gab mir Essen, Kleidung und ein Bett zum Schlafen. Diese Menschen waren wirklich die Einzigen, die Anteil daran nahmen, dass ich meinen Vater verloren hatte. Wenn sie sagten: »Wir wissen, wie dir zumute ist«, dann glaubte ich ihnen. Ich wusste, dass sie regelmäßig zur Kirche gingen, doch sah ich noch keinen Zusammenhang zwischen dieser Tatsache und ihrem Verhalten mir gegenüber.

Der unsympathische Mann am Bahnhof schien sich mit mir üble Tricks erlauben zu wollen. Er hatte mich für den nächsten Morgen wieder dorthin bestellt, wo ich vier oder fünf Stunden lang in einem überfüllten Büro warten musste. Anschließend wurde mir gesagt, ich solle nach Hause gehen und mich am folgenden Tag wieder melden. Am nächsten Tag erlebte ich das Gleiche noch einmal. Als ich mich beschwerte, erhielt ich die

zornige Antwort: »Wir haben jahrelang auf Sie gewartet. Können Sie jetzt nicht wenigstens ein paar Stunden warten?«

Diese Art, Rache zu nehmen, erschien mir reichlich kindisch, aber ich hielt mich doch an die Anweisungen, indem ich stets zu dem Zeitpunkt zurückkam, den man mir nannte.

Ich hatte den Verdacht, dass sie nur darauf warteten, dass ich entweder nicht mehr erschien oder davonging, bevor es mir erlaubt wurde. In diesem Fall hätten sie mir leicht einen Fluchtversuch unterschieben und mich einsperren können. Daher nahm ich das tagelange Warten in Kauf.

Da man mich nicht ganz freilassen wollte, wurde ich einem Kinderheim für Kinder bis zu 12 Jahren, deren Eltern politische Gefangene waren, zugeteilt. Eingesperrt zu werden hätte ich noch akzeptiert, aber das hier empfand ich als demütigend. Als ich im Kinderheim eintraf, wurde ich sofort von einem Rudel von Kleinkindern mit laufenden Nasen umringt, die mich mit großen fragenden Augen anstarrten: »Papa? Papa?«

Nach zweijähriger Abwesenheit war also der siebzehnjährige »Großbauer«, Assistent des Lagerleiters und Offiziersanwärter, nach Hause gekommen und brachte alle seine weltlichen Besitztümer mit sich: einen Rucksack, einen Pullover und ein Paar Socken. Das war im Juli 1945.

Auf der einen Seite hätte man es im Kinderheim schon aushalten können, denn es gab genug zu essen und die Betreuer waren freundlich. Zum ersten Mal seit vielen Monaten erlebte ich wieder so etwas wie Routine. Die Luftangriffe hatten aufgehört.

Auf der anderen Seite war mir entsetzlich langweilig. Es gab keine Wachen oder geschlossenen Tore, dennoch war es ver-

boten, das Gelände zu verlassen. Ich versuchte es auch gar nicht, denn wohin hätte ich gehen, und was hätte ich unternehmen sollen? Ich versuchte, mich in dem großen, vernachlässigten Gutshof, der jetzt voller kleiner Kinder war, nützlich zu machen. Der weitläufige, parkähnliche Garten hätte viel Betreuung gebraucht. Im Großen und Ganzen kam ich mit den Betreuern aus, vorausgesetzt, die Sprache kam nicht auf den Krieg oder Politik.

Damals wurde »Umerziehung« zu einem wichtigen Schlagwort. Die ehemaligen Nazis mussten umerzogen werden, damit sie wieder in die Gesellschaft eingegliedert werden konnten, und man wurde von denen, welche die Umerziehung vornehmen sollten, von oben herab behandelt, als ob diese fehlerlos wären. Das Ganze erschien lächerlich und unsinnig. Um die richtige Atmosphäre zur Umerziehung zu schaffen, war es unbedingt erforderlich, dass wir Bedauern über unsere politische Zugehörigkeit und unsere Beteiligung während des Krieges zeigten. Aus diesem Grund kam es zu total unergiebigem und erhitzten Debatten, denn für jedes Argument gab es sofort ein Gegenargument.

»Wie konnte man nur mit den Deutschen zusammenarbeiten, die Rotterdam mit einem einzigen schrecklichen Luftangriff dem Erdboden gleichgemacht haben?«, warf man uns vor.

Dem konnte ich entgegenhalten, dass Haarlem von den Briten bombardiert worden war. Ich hatte es selbst miterlebt, denn als ich dreizehn war, stand ich in den brennenden Straßen Haarlems und half den Rettungsmannschaften. Damals sah ich zum ersten Mal im Leben einen Toten.

Die Deutschen hatten Coventry zerstört. Was aber ist mit Dresden, wo in den letzten Kriegstagen in einer einzigen

Nacht ungefähr 250 000 Zivilisten den Tod fanden? Die Deutschen hatten viele Menschen auf dem Gewissen, aber auch die sogenannten Befreier begingen Verbrechen gegen die Menschlichkeit. So wurde mein Vater, obwohl bekannt war, dass er schwere Herzprobleme hatte, nach seiner Gefangennahme gezwungen, zu einem Internierungslager hinüberzulaufen. Dabei brach er zusammen und starb.

Ob Anklagen und Gegenanklagen wirklich immer ganz der Wahrheit entsprachen, darauf kam es nicht an. Es ging einfach darum, den Gegner so lange zu bearbeiten, bis er eine Schuld zugab. Das war aber nicht der richtige Weg, denn wenn schon ein Funke von Einsicht in die eigene Schuld da war: Wer hätte es unter solchen Umständen zugegeben?

Menschen, die während des Krieges am wenigsten durchgemacht hatten, fühlten sich am meisten veranlasst, die Um-erziehung vorzunehmen. Ihre Argumente waren mir aber zu schwerfällig. Eher konnte ich einen Kommunisten verstehen, der zugab, als Mitglied einer Untergrundorganisation einige Deutsche abgeknallt zu haben, denn seine Härte und sein kaltblütiger Hass waren noch irgendwie begründbar. Im Krieg gelten andere Gesetze.

Die kirchlichen Leute empfand ich zweifellos als die langweiligsten von allen. Nichts brachte mich mehr aus der Fassung als scheinheilige Frömmigkeit.

Als ich einmal die Erlaubnis bekam, zusammen mit einem Betreuer das Gelände des Kinderheims zu verlassen, traf ich die Mutter eines früheren Schulkollegen. »Bist du also zurückgekommen!«, stellte sie ohne weitere Einleitung fest. Es folgten noch mehrere bissige und unfreundliche Bemerkungen, dann

schloss sie: »Und jetzt komm lieber gleich zurück zur Kirche, *oder*«, fügte sie in einem unheilverkündenden Ton hinzu, »du wirst zur Hölle gehen wie dein Vater.«

Ich empfand nichts als Mitleid mit ihr.

Noch ein anderer Vorfall war eher belustigend als verletzend für mich. Eines Tages herrschte Aufregung in unserem nicht gerade pompösen Kinderheim. Eine religiöse Gruppe hatte beschlossen, die Insassen unseres Heimes mit so sehr benötigter Kleidung auszustatten. Eine kleine, ausgesuchte Gruppe von privilegierten Kindern durfte an der Übergabe teilnehmen. Die Mädchen schnatterten aufgeregt und es war ein bisschen ein Gefühl wie Weihnachten. Einige Kinder hatten sich aufgeschrieben, was sie brauchten. Andere stellten Vermutungen darüber an, was sie bekommen würden.

Als wir an der angegebenen Adresse ankamen, wurden wir in einen großen, nur spärlich erleuchteten Raum geleitet. In der Mitte stand eine Kiste im Ausmaß von etwas mehr als einem Meter lang und ebenso breit.

»Im Namen unseres Königs Christus«, stand in fetten Buchstaben auf der uns zuwandten Seite. Mehrere Damen huschten nervös herum. Schließlich wurde der Deckel der Kiste in feierlicher Haltung abgenommen. Unsere kleine Versammlung wurde ganz still, als eine der Damen mit großem Zeremoniell einige Kleidungsstücke entnahm. Man hatte uns oft genug klar gemacht, dass wir nicht die geringste Gnade verdienten. Nur der Herzensgüte einiger Menschen hätten wir es zu verdanken, wenn man uns gut behandelte. Das war vielleicht der Grund, warum man ein Geschenk von Kleidern, die andere weggeworfen hatten, für uns als gut genug ansah. Denn alles was

die Kiste enthielt, war schlichtweg Müll. Eigentlich hätte ich mich nicht zu beschweren gehabt. Unter den Second-Hand-Waren befand sich auch eine neue Weste. Man konnte sich leicht vorstellen, wie diese hierhergekommen war. Ein gut situierter Herr hatte sich einen dreiteiligen Anzug gekauft und nach dem Kauf festgestellt, dass ihm die Weste nicht gefiel. Genau das Richtige, um sie im Namen Christi weiterzugeben. Wenn ich keinen zu tiefen Atemzug tat, passte sie mir wie angegossen. Ich bekam auch einen wollenen Schal, doch der war so kurz, dass er sich kaum um den Hals legen ließ und daher eine Sicherheitsnadel nötig war, um die beiden Enden zusammenzuhalten.

Zurück im Heim mussten sogar die Zwölfjährigen darüber lachen, wie sich »König Christus« offensichtlich einen Spaß mit uns erlaubt hatte.

Wenig später sollte ich noch einen weiteren Beweis der Doppelzüngigkeit religiöser Leute bekommen. Es stellte sich die Frage nach meiner Zukunft, denn ich konnte schließlich nicht immer im Kinderheim bleiben. Konnte es erneut als Landwirt weitergehen? Die Aussichten, in den Niederlanden einen eigenen Bauernhof erwerben zu können, waren schlecht und fast aussichtslos. Außerdem kannte ich jetzt die Härten des Bauernlebens aus erster Hand und war mir nicht mehr sicher, ob ich diesen Beruf mein Leben lang ausüben wollte. Aber mit der geringen formalen Ausbildung, die ich genossen hatte, gab es nicht allzu viele Möglichkeiten. Dazu kam, dass viele einen ehemaligen Nazi nicht einstellen wollten, denn man war sich nicht sicher, ob man ihm Vertrauen entgegenbringen konnte. Weil sich der Stellvertreter des Direktors im Kinderheim freundlicherweise für mich einsetzte, bekam ich eine Anstellung in

einer kleinen örtlichen Bank. Der Prokurist, der mich eingestellt hatte, war ein freundlicher und hilfsbereiter Mann. Seine Philosophie lautete: »Vergessen wir doch das Vergangene!« Er schuf Möglichkeiten für mich, wie ich zusätzlich Geld verdienen konnte, denn mein reguläres Einkommen musste im Kinderheim abgegeben werden. Sogar sein Fahrrad durfte ich mir ausleihen, was ein besonderes Privileg war, denn Ersatzteile und Reifen waren damals nur schwer zu bekommen. Ich freute mich über dieses Wohlwollen und war bereit, mein Bestes zu geben. In unserem behaglichen kleinen Büro fühlte ich mich geborgen.

Der einzige Haken war, dass der Prokurist mich eingestellt hatte, ohne den Direktor zu informieren, der nur ein paar Mal die Woche hereinschaute. Dieser Mann hatte offenbar von den Deutschen Schlimmes erlitten und ich konnte ihm daher keinen Vorwurf machen, dass er mich einfach nicht leiden konnte. Er sprach mit mir niemals mehr als das wirklich Notwendige, aber seine kalten und verachtenden Blicke sagten mehr als viele Worte. Wenig später bot sich auch schon eine Gelegenheit, an mir Rache zu nehmen. Eine Unklarheit in der Buchhaltung führte zu Ärger mit dem Hauptbüro. Ohne wirklich im Klaren zu sein, was los war, beschuldigte mich der Direktor fälschlich, an den Büchern etwas manipuliert zu haben. Er versuchte, mir ein Geständnis zu entlocken. Als das aber nicht den gewünschten Erfolg zeigte, wurde ich gefeuert. Einen Arbeitsplatz zu verlieren, bedeutete nicht mehr den Weltuntergang für mich. Hatte mich nicht das Glück schon viel früher verlassen? Was mich viel mehr beunruhigte war die Tatsache, dass der Direktor in der gesamten Gemeinde als frommer und treuer Kirchgänger bekannt war. Seine Falschheit bestätigte mich wieder in mei-

ner Überzeugung, dass die kirchlichen Leute die am wenigsten zuverlässigen waren.

Neun Monate hatte ich nun im Kinderheim gewohnt. Für meine weitere Umerziehung hielten es die Behörden für notwendig, das Heim zu verlassen, und ich kam in ein Heim für Jungen am Ende des Jugendalters. Dieses Haus war in der Bauweise ähnlich wie das Kinderheim und hätte ebenfalls etwas frische Farbe vertragen, doch die Atmosphäre dort war völlig anders. Ich befand mich nicht mehr unter Kindern. Die meisten der jungen Männer waren politische Gefangene oder Kriegsgefangene gewesen. Anderen war von den Alliierten übel mitgespielt worden, einige waren im Kampf verwundet worden, alle aber hatten Schweres durchgemacht. Die Betreuer waren mit diesen jungen Männern restlos überfordert.

Nummer eins ihres Programms bestand darin, uns deutlich zu machen, dass wir viel besser behandelt wurden, als wir es verdient hätten, da man annahm, dass wir uns während des Krieges verbrecherischer Handlungen schuldig gemacht hatten. Wenn nicht nachprüfbare Geschichten über das Leiden unbekannter Menschen in einem weit entfernten Land erzählt wurden, so konnte jeder von uns mit persönlichen Erfahrungen aufwarten. Es konnte daher bei diesen Diskussionen nicht viel herauskommen, außer dass sich die Gemüter auf beiden Seiten erhitzten.

Der zweite Programmpunkt, für den Herr und Frau X. zuständig waren, sollte noch mehr zum Reinfall werden. Die X.s waren ein ungewöhnliches Ehepaar; sie trugen stets Cordhosen oder -röcke sowie karierte Hemden und Blusen. Zu dieser Zeit war das nur üblich für Naturliebhaber, Camper oder Besucher

von Jugendherbergen. Dicke, wollene Socken und Sandalen vervollständigten ihren Aufzug. Außerdem trug Frau X. immer ein rotes Band in ihrem zerzausten Haar.

Die X.s waren friedliebende Menschen, daher hatte während des Krieges weder die eine noch die andere Seite mit ihrer Unterstützung rechnen können. Junge Leute in einem friedvollen und fröhlichen Geist umzuerziehen, war etwas, zu dem sie sich mehr berufen fühlten. Gut gemeint teilten sie ihre Lebensanschauung mit uns: »Vergesst das Vergangene und genießt das Gegenwärtige, denn man weiß nie, was die Zukunft bringen wird, und man lebt nur einmal.« Mehr war nicht dahinter. Um uns mit der praktischen Seite einer solchen noblen und sorglosen Lebensweise vertraut zu machen, wurden Abende gestaltet, zu denen man verpflichtend erscheinen musste. Frau X. lächelte gewinnend, während ihr Ehemann uns wohlwollend aufforderte, das Vergangene vergangen sein zu lassen.

»Kommt her und bildet einen Kreis um mich!«, rief er enthusiastisch aus, aber sein Vorschlag wurde von den selbstbewussten jungen Männern nur zögernd und misstrauisch angenommen. »Was hat er jetzt nur wieder vor?« Diese Frage stand jedem ins Gesicht geschrieben. Man konnte Herrn X. nicht abschrecken. Er lächelte zufrieden. »Ich werde euch ein neues Lied beibringen, ein englisches Lied. (In der Tat fand Herr X., dass die englische Sprache besser geeignet wäre, um frohe Gedanken auszudrücken als das Deutsche, das viele seiner Schützlinge jahrelang gesprochen hatten.)

»Dieses nette Liedchen heißt der ›Hokey-Pokey‹.« Herr X. strahlte, als hätte er uns gerade ein wunderbares Geheimnis offenbart. Jemand machte eine spöttische Bemerkung, andere

lächelten höflich. Ich gab mir alle Mühe, so gelangweilt wie nur möglich auszusehen. Herr X. begann nun zu singen:

*Put your right hand in,
take your right hand out
Put your right hand in
And shake it all about
And dance the hokey-pokey
And turn around
That's what it's all about.*

Beim zweiten Mal stimmte Frau X. mit ein, schließlich wurden alle eingeladen mitzusingen, worüber Herr X. hocherfreut war. »Fantastisch! Fantastisch!«, rief er in Ekstase. Wer dachte, nun würde er es gut sein lassen, kannte Herrn X. noch nicht, der noch eine weitere Überraschung bereithielt. »Wir singen das Ganze noch einmal, aber diesmal bewegen wir uns dazu«, kündigte er fröhlich an. Damit begann der Zirkus erst richtig ... »*Put your right hand in, take your right hand out ...*«

Herr X. erwartete nicht einmal Dank für diesen schönen Abend. Aber was für ein trauriger Abglanz war es doch im Vergleich zu den patriotischen Liedern, die wir mit so viel Überzeugung gesungen hatten. Diese Lieder waren jetzt natürlich verboten. Es war auch niemandem mehr nach Singen zumute.

Die besten Zeiten schienen für mich endgültig vorbei zu sein. Mein Zuhause war beschlagnahmt, mein Vater umgebracht worden. Als zusätzliche Erniedrigung hatte man ihn einfach in ein Leintuch eingeschlagen (wie großzügig!) und in einem verlassenen, bisher nicht benutzten Winkel des Friedhofs bei-

gesetzt. Sogar im Tod hielt man ihn noch für zu gefährlich, um ihn zusammen mit anderen Menschen zur letzten Ruhe zu betten.

Meine Mutter wurde zwei Jahre lang als politische Gefangene festgehalten. Man konnte ihr kein Verbrechen nachweisen, also verurteilte man sie nach Ablauf der zwei Jahre zu dem, was sie bereits in Untersuchungshaft abgesessen hatte, und ließ sie frei. War dieser Urteilsspruch nicht genial? Er verhinderte, dass sie ihren Anspruch auf Entschädigung wahrnehmen konnte. Ein schlauer Schachzug, das konnte man nicht leugnen, aber wo blieb die Gerechtigkeit? Genau die Menschen, die sich so verhielten, wiesen anklagend mit ihrem selbstgerechten Finger auf uns »Ehemalige« und warfen uns vor, dass wir während der Naziherrschaft das Recht mit Füßen getreten hätten.

Das Vergangene vergessen, das Gegenwärtige genießen? Leider legten die Menschen, die zu unserer Umerziehung eingesetzt waren, oft einen Lebensstil an den Tag, der abstoßend auf mich wirkte.

Mir taten noch immer sämtliche Knochen weh von der langen Zeit, die wir auf der Flucht vor den Russen in klirrender Kälte aushalten mussten. Auch mein Geist wurde lebensmüde. Der »Hokey-Pokey« konnte keine Antworten auf die immer größer werdende Finsternis, Einsamkeit und Verzweiflung in mir bieten.

Das blieb noch mehrere Jahre so, obwohl ich zugeben muss, dass es Chancen von außen gab. Nach ungefähr fünf Monaten im Heim für jugendliche Jungen wurde ich entlassen und lebte von da an in einem möblierten Zimmer oder bei Verwandten. Als meine Mutter aus der Haft entlassen wurde, wohnte ich mit

ihr und zwei jüngeren Brüdern zusammen in einer Hinterstraße Haarlems. Es war verständlich, dass meine Mutter innerlich von Hass und Zorn erfüllt war; unser Zuhause war daher nicht mehr dasselbe. Auch meine eigene, veränderte Verfassung spielte da zweifellos mit.

Ich fand eine Arbeitsstelle in Amsterdam und genoss die Schreibtischarbeit, aber die brennende Frage, ob dies alles war, was mir das Leben zu bieten hatte, blieb weiter ohne Antwort. Frühere Angehörige der Hitler-Jugend trafen einander wieder, aber einfach Zusammensein ohne eine Zukunftsperspektive war nicht mehr dasselbe. Den meisten – wenn nicht sogar allen von ihnen – schien es besser zu gehen als mir, denn sie waren bereits dabei, sich eine neue Zukunft aufzubauen und ermunterten mich dazu, das Gleiche zu machen. Mehr um den anderen einen Gefallen zu tun, begann ich einen Englischfernkurs, den ich aber nur wenige Monate durchhielt. Es folgte ein Buchhaltungskurs, den ich ebenfalls kurz vor den letzten Prüfungen aufgab. Meine Freunde drängten mich, am Leben mehr Anteil zu nehmen und mir ein Hobby zu suchen. Um etwas zu tun, begann ich, leere Gin-Flaschen zu sammeln, bekam aber niemals mehr als ein halbes Dutzend zusammen, obwohl ich zeitweise so viel trank, dass ich die Orientierung verlor, wohin ich ging.

Aber was half das alles? Meine Knochen schmerzten so, dass ich mich wie ein alter Mann fühlte. Wie ein Fluch lasteten die Bilder der Vergangenheit auf mir, denn ich konnte sie einfach nicht vergessen. Tag und Nacht wurde ich von Bildern gequält, wie Soldaten sterbend im Schnee lagen. Viele von ihnen hatte ich persönlich gekannt oder heimlich bewundert. Der erste

Kriegstote, den ich gesehen hatte, ging mir nicht aus dem Sinn. Es war ein Junge gewesen, ungefähr im gleichen Alter wie ich, also damals zwölf oder dreizehn. Sein Kopf war völlig mit Blut bedeckt. Sand klebte an seinem Kopf und verlieh ihm zusammen mit dem Blut ein groteskes Aussehen. Dumpf setzte sich in meinem Gehirn die eine Frage fest: *Warum nur? Was hat das alles für einen Sinn?*

In meiner Mutlosigkeit fand ich keine Antwort. Auch Freundschaften mit Mädchen waren in dieser Hinsicht keine Lösung, obwohl ich auf diesem Gebiet wirklich genug herumsuchte. Ein früherer Freund aus der Nazizeit hatte mir anvertraut: »Das Einzige, was uns retten kann, ist Liebe mit großgeschriebenem L.« Ich wollte es ja versuchen, aber was konnte ich schon anbieten? Da ich nicht wusste, was Liebe wirklich ausmachte, konnte ich mir nicht vorstellen, auf diesem Gebiet bestehen zu können.

So konnte es aber auch nicht weitergehen! Eine Zeit lang überlegte ich, ob ich das tun sollte, was eine feindliche Kugel nicht geschafft hatte. Wie viele meiner früheren Kameraden beneidete ich diejenigen, die im Kampf umgekommen waren, denn die hatten wenigstens keine Probleme mehr! Es lag etwas fast schon Beschämendes darin, dass man selbst ein Überlebender war, während so viele andere ihr Leben verloren hatten. »Ich bin gerade in dem Augenblick krank geworden, als mein Bataillon zum Kampf aufgebrochen ist!« – Wäre das etwa sehr überzeugend, wenn ich es Gleichaltrigen erzählte? Da ich so lange an der Schwelle des Todes gelebt hatte, fürchtete ich mich nicht mehr davor. Andererseits empfand ich das Ausarbeiten eines völlig sicheren Planes als einfach zu viel Aufwand. Die Möglichkeit, dass auch ein sorgfältig ausgeklügelter Plan schiefgehen

könnte, hielt mich zurück. Mir war bewusst, dass in diesem Fall alles noch viel schlimmer wäre als vorher. Beispiele dafür sah man im täglichen Leben.

So entwickelte meine Niedergeschlagenheit immer tiefere Wurzeln, bis schließlich daraus die giftigen Früchte des Hasses und der Bitterkeit erwuchsen. Einer musste einfach der Sündenbock sein, dem ich die Schuld an meinem Elend zuschieben konnte.

Indem ich versuchte, befriedigende Antworten auf die Frage nach dem Sinn des Lebens zu finden, war es ganz natürlich, dass auch die Frage nach Gott auf der Bildfläche erschien. Es konnte mir niemand vorwerfen, dass ich mir in den letzten Jahren allzu viele Gedanken in Bezug auf ein übernatürliches Wesen gemacht hätte. Die Vorstellung einer allmächtigen Gottheit gefiel mir nicht, aber ich musste widerwillig zugeben, dass ich oft das Gefühl hatte, als sei sie doch vorhanden – unabhängig davon, ob ich mich darum kümmerte oder nicht. Aus meiner Kindheit trug ich noch das Bild eines grimmigen alten Mannes in mir, der mir den Spaß verderben wollte. Nun erschien mir dieser intolerante Schatten noch um einiges böstiger. Ich brauchte ja nur seine Nachfolger zu beobachten, um seine doppeldeutigen Absichten zu erkennen. Sie sprachen zwar immer von Liebe, aber sie verfolgten einen mit Hass. »König Christus«, wohlthätiger Spender von neuen Westen und Minischals, trug ebenfalls zu diesem Bild bei. Gut – wenn ich auch zu ohnmächtig war, um es mit ihm aufzunehmen, so wollte ich meine Verachtung wenigstens an seinen Nachfolgern auslassen.

AUS DER TIEFE



Jacob war mein jüngerer Kollege im Amsterdamer Büro. Wir arbeiteten beide in der Buchhaltungsabteilung, doch Jacobs Arbeit war genauso unordentlich wie seine äußere Erscheinung – mit allen unausbleiblichen Folgen. Er war einfach dafür vorherbestimmt, Fehler zu machen. Wenn ein solcher passierte oder er einen entdeckte, hatte er die irritierende Gewohnheit, einen Pfeifton von sich zu lassen. Manchmal kam es mir vor, als würde er den ganzen Vormittag pfeifen.

Ich mied Jacob so gut es ging und wechselte sogar die Straßenseite, wenn ich ihn auf dem Weg zum Büro traf. Ein Grund dafür lag auch darin, dass er immer laut und undeutlich sprach, wobei man als Zuhörer beinahe einen Regenschirm benötigte, und er oft über seine eigenen langweiligen Witze lachte.

Manchmal ertrug ich widerwillig die Gesellschaft dieses Kollegen, denn in der Mittagspause spielten wir oft Rubberbridge,⁶ wofür vier Personen nötig sind, die wir nicht immer auftreiben konnten. Daher griffen wir gelegentlich auf Jacob zurück. Auf seine Weise war er ein hilfreicher Spielpartner, denn bei besonders schlechten Karten äußerte er sein Missfallen durch einen Pfiff.

Eines Tages brauchten wir Jacob wieder einmal für unser Spiel. Der dritte Mitspieler arbeitete ebenfalls in unserer Abteilung, war aber in jeder Hinsicht genau das Gegenteil von Jacob. Er leistete gute Arbeit und wirkte immer makellos gepflegt. Allerdings waren seine Berichte über diverse Sauftouren schrecklich langweilig. Die vierte Mitspielerin war Henny, eine

6 Ein Kartenspiel.

Sekretärin, die erst wenige Wochen im Büro beschäftigt war. Mehr wusste ich nicht von ihr, und ihr Aussehen weckte mein Interesse sowieso nicht.

Wir befanden uns mitten im Spiel und ich verspürte leichte Aufregung, denn ich hatte an dem Tag einen besonderen Trumpf. Ich meine nicht eine von den dreizehn Karten in meiner Hand, sondern eine interessante Entdeckung, die ich in Bezug auf Jacob gemacht hatte. Was ich herausgefunden hatte, passte haargenau zu meinem Bild: Jacob war religiös. Während er nichtsahnend seine Karten sortierte, setzte ich zu meinem ersten Schachzug an.

»Jacob«, sagte ich ohne jede weitere Einleitung, »letzten Samstag habe ich dich gesehen, wie du religiöse Literatur verteilt hast.«

Jacob wurde rot. Verwirrt und sogar ein wenig erschreckt blickte er auf. Herablassend lächelte ich ihm zu.

»Jacob«, sagte ich mit spöttischer Anteilnahme, »warum verschwendest du deine Zeit mit solchen Dingen? Du kannst doch nicht einmal beweisen, dass es einen Gott gibt.«

Mit diesem Argument ging ich auf Nummer sicher, denn die meisten Gläubigen konnte man damit mundtot machen. Mit Jacob verhielt es sich nicht anders. Falls sein konfuses Stottern eine Antwort darstellen sollte, so würde sich davon wohl niemand überzeugen lassen. Ich hatte mein Ziel erreicht und lehnte mich befriedigt zurück, um mich nun ganz den Karten in meiner Hand zu widmen und erwartete, dass das Spiel weitergehen würde.

Aber nun meldete sich Henny zu Wort. »Ich aber«, sagte sie mit einem sanften Lächeln. »Ich kann beweisen, dass es Gott

gibt, denn schließlich wohnt Jesus in meinem Herzen.« Das war alles. Dennoch trafen mich ihre Worte wie ein Donnerschlag. Nun war ich es, der rot anlief und zu stottern begann. War dies hier nicht absolut lächerlich? Noch nie hatte ich von jemandem ein positives Wort über Gott gehört. Ich kannte nur Drohungen mit Hölle, Bestrafung und Verdammnis. Henny wirkte aber gar nicht so, als ob sie gerade etwas Sensationelles gesagt hätte, sondern studierte nur ruhig die Karten in ihrer Hand. Mir aber war die Lust an meinem Lieblingsspiel vergangen. Wie konnte sie eine solche Aussage machen? Religiöse Leute verabscheuten es normalerweise, über ihre Überzeugungen in der Öffentlichkeit zu sprechen, aber Henny gab Auskunft, ohne gefragt worden zu sein. Es beschlich mich das eigenartige Gefühl, dass das hier noch schlimmer war als ein Luftangriff, weil es keinen Platz für mich gab, an dem ich hätte in Deckung gehen können. Ich hatte gedacht, dass ich all diese Fragen ein für alle Mal für mich geklärt hätte, und nun sagte ein Mädchen solche dummen Dinge! Woher besaß sie nur den Mut dazu? Ich fühlte mich bedroht, obwohl äußerlich kein Grund dazu bestand, nur weil sie Jacob aus der Klemme geholfen hatte. Henny saß ganz gelassen und mit friedlicher Miene da, während die Fragen durch meinen Kopf wirbelten. Wenn Jacob wenigstens seinen Pfiff ausgestoßen hätte, um klarzumachen, dass es sich um ein Missverständnis oder einen Scherz handelte!

Ich konnte nicht anders und begann, mich für Henny zu interessieren, obwohl sie gar nicht mein Typ war. Mir gefielen eher feminine, gepflegte und gut gekleidete Frauen. Obwohl Henny natürlich nicht so grauenhaft angezogen war wie Jacob, schien es ihr einfach gleichgültig zu sein, was sie trug. Ihre schwe-

ren naturfarbenen Schuhe mit den breiten Bändern wirkten entschieden unvorteilhaft. Im Büro trug sie die übliche Rock-Blusen-Kombination. Für draußen besaß sie anscheinend nichts anderes als einen ausgebleichten grünen Regenmantel mit Schulterstreifen und einem breiten Gürtel, worin ihre zierliche Gestalt an einen stark abgemagerten Soldaten erinnerte, der gerade vom Kriegsschauplatz heimgekehrt war. Mit ein wenig Mühe konnte man sich ohne Weiteres vorstellen, dass der lose Saum ihres Mantels von der Begegnung mit einem Stacheldraht herrührte.

Dennoch war etwas an Henny, was mich anzog. Unmittelbar nach jener bemerkenswerten Bridge-Partie hatte ich begonnen, stärkeres Interesse an ihr zu zeigen. Erfreut fand ich heraus, dass sie in einem Vorort Haarlems wohnte, wodurch wir die Gelegenheit hatten, nach der Arbeit gemeinsam zum Zug zu gehen und während der dreiviertelstündigen Fahrt nach Hause zu plaudern.

Henny erzählte mir in ihrer freundlichen Art offen von ihren Kriegserlebnissen. Aufgrund von schlechter Gesundheit hatte sie ihre Ausbildung zur Ärztin abbrechen müssen. Ursprünglich wollte sie in die Fußstapfen ihres Vaters treten, der ebenfalls Arzt war, aber in einem Konzentrationslager ums Leben gekommen war.

Die Gelassenheit und stille Freude, die von Henny ausgingen, beeindruckten mich tief, denn ich verstand sie nicht, wenn ich all das bedachte, was sie durchgemacht hatte. Offen gesagt beneidete ich sie darum, dass sie ihre Zufriedenheit so natürlich an den Tag legen konnte. Man hatte mir beigebracht, Gefühle zu verheimlichen; hier aber ging es nicht einfach um das Ver-

bergen von Tatsachen, sondern es war noch eine andere Realität da. Während eines Gesprächs auf dem Weg zum Zug legte sie einmal unvermittelt die Hand auf meinen Arm und sagte mit warmer Stimme: »Innerlich weint immer etwas in dir.« Ich war entsetzt – hatte ich denn meine Lektionen vergessen? Dennoch war ich fasziniert, dass jemand mit so wenigen Worten den Nagel auf den Kopf treffen konnte. Vielleicht könnte sie auch ihr Geheimnis von Freude und Glück mit mir teilen, denn danach sehnte ich mich sehr. Ich wusste aber, dass beides sich außerhalb meiner Reichweite befand. Immerhin war ich bereit, alles – sagen wir fast alles – zu tun, um es zu bekommen.

Das Gleiche, was mich an Henny anzog, entfremdete mich auch von ihr. Ich bewunderte ihre innere Kraft und Stärke. Sie hatte sich durch schreckliche Kriegserfahrungen nicht unterkriegen lassen. Bewundernswert war, wie sie den Verlust ihres Vaters und die daraus resultierende Armut ohne Bitterkeit ertrug. Dass sie aber nur aufgrund von Krankheit einen kleinen Sekretärinnenposten ausführen musste, obwohl ihr ein höheres Niveau zustand, und dabei nicht klagte, das lag außerhalb meines Begreifens.

Wie schaffte sie es nur? Wo war der Schlüssel? Offensichtlich besaß sie etwas, was ich nicht hatte und was ich auch nicht bekommen konnte. Wenn die Unterhaltung wirklich persönlich wurde, entstand immer eine Trennlinie zwischen uns. Eine tiefe Kluft tat sich zwischen uns auf, denn immer, wenn wir einer Lösung nah waren, wurde Henny grundsätzlich religiös.

»Es ist Jesus«, sagte sie einfach und versuchte mich zu überzeugen, dass hier die Lösung für jedes Problem lag.

Geduldig erklärte ich ihr, dass ich mich nicht für die Religion interessierte. Ich lehnte Gott ab, und Jesus war für mich eine unheimliche Gestalt mit erbärmlichen Idealen. Ich gebrauchte seinen Namen manchmal als Fluch, und in der Hitler-Jugend waren Spottlieder über ihn gesungen worden.

Ich suchte ja nur ein wenig Lebensglück, aber nicht Religion. An diesem Punkt wurde die sonst so umgängliche Henny immer störrisch. »Es ist Jesus«, sagte sie dauernd, und darüber hinaus gab es für sie keine Diskussionen.

So ging es wochenlang weiter. Unsere Reaktionen waren allerdings verschieden. Während ich zornig wurde, blieb Henny friedlich. Dass sie auf dem Gebiet der Religion so inflexibel war, störte mich manchmal. Ich fragte mich, ob sie mir Sand in die Augen streuen wollte, doch ihr freundliches Benehmen sprach dagegen. Daher kam ich zu dem Schluss, dass sie nicht wirklich verstanden hatte, wie schwer und welcher Art das Elend gewesen war, das ich miterlebt hatte. Als wir uns an einem Abend wieder auf der Heimfahrt von der Arbeit befanden, begann ich, ihr mein Herz auszuschütten. Ich erzählte ihr, was ich noch nie einem Menschen mitgeteilt hatte; kein Detail von physischem oder emotionalem Terror ließ ich aus, wodurch mein Leben in das Chaos geraten war, in dem ich mich augenblicklich befand. Es war ein langer, trauriger Bericht. Als wir zu der Station kamen, an der ich aussteigen musste, stand Henny automatisch auf und stieg mit mir aus. Wir waren so gefangen in der Dunkelheit meiner hoffnungslosen Erzählung, dass wir nicht weitergehen konnten. So standen wir am Bahnhof, während ich von der Traurigkeit berichtete, die mich überwältigt hatte. Es war mitten im Winter; die Kälte des schneebedeck-

ten, gefrorenen Bodens kroch langsam an meinen Beinen hoch und ließ den seelischen Schock der Vergangenheit umso lebendiger werden. Henny unterbrach mich an keiner Stelle, sie stand einfach da und hörte mir ruhig zu. Schließlich hörte ich auf zu reden. Ich hatte Henny alles anvertraut, ich war ausgepumpt, und es gab nichts mehr zu sagen.

Als ich Henny anschaute, sah ich im Licht der Straßenlaterne, dass ihr Tränen über die Wangen liefen, was nicht oft passierte. Nur ein einziges Mal bis jetzt hatte ich feuchte Augen bei ihr gesehen, nämlich als sie mir erzählte, wie Gott seine Liebe zu uns gezeigt hatte, indem er seinen Sohn in die Welt sandte. Mich hatte das völlig unberührt gelassen. Ich war sogar etwas unwillig wegen so viel Frömmigkeit. Hier aber ging es um etwas anderes. Plötzlich stieg eine bange Hoffnung in mir auf, und mir wurde bewusst, dass es mir gelungen war, Hennys religiöse Fassade zu durchdringen. Sie war am Ende doch verletzlich wie andere Menschen. Ich wusste nicht recht mit diesen gemischten Gefühlen umzugehen und dachte, nachdem ich ihr nun alles anvertraut hätte, würde sie vielleicht auch das Geheimnis ihrer Ausgeglichenheit und Ruhe mit mir teilen. Das stellte sich aber nur als eine sehr kurzlebige Hoffnung heraus. Henny wischte sich die Tränen ab und sagte leise: »Ich weiß nicht, warum du das alles durchmachen musstest.« Sie machte eine Pause, als ob sie nur ungern ihre weiteren Gedanken mitteilte, dann fuhr sie fort: »Aber eines weiß ich ganz sicher: dass Jesus die Antwort darauf ist.«

Der gefrorene Boden schien unter meinen Füßen zu schwanken. Ich fühlte mich auf einmal wie betäubt. Alle Gefühle waren wie weggeblasen und nicht einmal Zorn verspürte ich mehr,

sondern nur totale Einsamkeit und Leere. Ich hatte Verständnis und Hoffnung gesucht und einen letzten verzweifelten Versuch gewagt; ich hatte gespielt und verloren. Ohne jeden Zweifel wusste ich, dass dies das letzte Mal gewesen sein sollte, dass ich jemandem meine innersten Erfahrungen und Wünsche mitgeteilt hatte. Antworten waren eben nicht möglich. Obwohl ich zu benommen war, um irgendein Gefühl zu verspüren, fühlte ich mich betrogen. Aus Gründen, die ich selbst nicht ganz verstand, hatte ich einem Mädchen, das ich kaum kannte, mein Innerstes offenbart und sie hatte ohne jedes Einfühlungsvermögen – so schien es mir – die oberflächliche und bedeutungslose Antwort gegeben: »Ich weiß, dass Jesus die Antwort ist.«

Ohne ein Wort zu sagen, warteten wir auf den nächsten Zug, der Henny mitnehmen würde. Als das Schlusslicht des letzten Waggons in der Dunkelheit verschwunden war, hätte mein Gefühl von Trostlosigkeit nicht größer sein können. Ich ging durch die frostige Abendluft nach Hause. Obwohl es Zeit zum Abendessen war, hatte ich keinen Appetit. Ich zog mich in mein Zimmer zurück, wo ich in äußerster Verzweiflung zuerst sicherstellte, dass mich niemand beobachten konnte, dann kniete ich nieder und sagte ohne viele Emotionen: »Jesus, wenn es dich wirklich gibt, dann lass es mich wissen.«

Nichts passierte, nichts veränderte sich. In Wirklichkeit erwartete ich auch gar nicht, dass sich etwas verändern sollte. Rasch ging ich zu Bett. Wenigstens hatte ich den bescheidenen Trost, dass nie jemand herausfinden würde, wie ich mich in einem Moment großer Schwäche hatte gehen lassen.

Am nächsten Morgen war es immer noch so kalt, dass sich auf dem Weg zum Bahnhof der Rauch meiner Zigarette mit mei-

nem Atemhauch vermischte. Als ich das Waggonabteil betrat, sah ich mich automatisch nach Henny um, konnte sie aber nicht entdecken. Die Atmosphäre war zum Ersticken – die Fenster waren geschlossen und alle rauchten. Es war wie eine Welt, die sich selbst im Rauch erstickte und niemanden entkommen lassen wollte. Wie gut tat es, als wir Amsterdam erreichten und ich wieder die frische Morgenluft atmen konnte! Als ich im Büro ankam, war Henny bereits da. Ich traf sie auf dem Weg zur Garderobe. Nachdem wir uns begrüßt hatten, sah sie mich durchdringend an.

Dann sagte sie mit fragendem Blick: »Du siehst heute verändert aus. Hast du gebetet?«

Ihre Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Auf einmal war es wieder da, was ich mir selbst geschworen hatte, für immer zu vergessen: »Jesus, wenn es dich wirklich gibt, lass es mich wissen.« Das hatte ich am Abend vorher gemurmelt. Und wirklich – es war etwas geschehen. Etwas hatte sich verändert. Plötzlich wurde mir bewusst, dass ich den ganzen Tag noch nicht an den Krieg gedacht hatte. Dieser Gedanke war zunächst beängstigend für mich, denn schließlich war der Krieg ein Teil von mir – etwas, was fest zu mir gehörte. Bewusst versuchte ich nun, die Bilder in mein Gedächtnis zurückzurufen, die mich in den sieben Jahren seit dem Kriegsende ständig begleitet hatten. Aber seltsam – auf einmal sah ich alles wie ein Außenstehender vor mir ablaufen. Schmerz, Trauer und Schrecken, die ich sonst empfand, waren nicht mehr da. Was ich bei Henny so lebendig miterlebt hatte und wonach ich mich immer gesehnt hatte, war jetzt auch in mir eingekehrt: Gelassenheit und Frieden.

Henny stand noch immer mir gegenüber.

»Das macht Jesus«, sagte sie. »Das ist es, was Jesus in dir bewirken kann.« Sie strahlte.

Der Tag zog sich endlos hin. Nicht einmal die übliche Bridge-Partie besaß eine Anziehungskraft für mich. Der Pfiff, der hinter einem bestimmten Schreibtisch zu hören war, störte mich nicht länger. Am Nachmittag konnte ich eine Entschuldigung finden, um eine Besorgung zu machen. Die Sonne schien und zögernd stimmten die Spatzen in ein mitreißendes Konzert ein. Der Frühling lag in der Luft.

Am Abend ging ich mit Henny zum Bahnhof. Ich war so verändert, dass ich ihr zum ersten Mal ohne Feindseligkeit zuhören konnte. Nicht einmal ein Bibelzitat konnte mich aus der Fassung bringen. Mit wachsendem Staunen erkannte ich, dass Henny von Jesus wie von einem lebendigen, lieben Freund sprach. Die Spannung war gebrochen. Es war, als wäre ich einer militärischen Zangenbewegung entkommen, die mir beinahe das Leben gekostet hätte. Als der Zug Haarlem erreichte, war es nicht mehr nötig, dass Henny mit mir ausstieg, und es war auch nicht nötig, die Unterhaltung fortzusetzen. Auch ohne Hennys Anwesenheit fühlte ich mich nicht allein. Alles war gut – sehr, sehr gut. Wir schrieben den Februar 1952.

Es war nicht überraschend, dass meine Kenntnisse des Christentums praktisch gleich Null waren. Was ich bisher sicher zu wissen geglaubt hatte, stellte sich nun als total falsch heraus. Mein ganzes Gottesbild zeigte meine unglaubliche Unwissenheit. Nirgends in der Bibel wird Gott als hässliches, mürrisches und humorloses Wesen dargestellt, wie ich es in der Schule gehört hatte und auch in der Kirche, die ich gelegentlich unter Zwang besucht hatte. Die Botschaft der Bibel lautete vielmehr:

»Barmherzig und gnädig ist der HERR, langsam zum Zorn und groß an Güte.«⁷

Dennoch war das negative Gottesbild in mir so tief verwurzelt, dass es Wochen dauerte, bis ich bereit war, Gott »Vater« zu nennen. Es war eine wunderbare Erfahrung, als ich es das erste Mal tat. Bis dahin war ich überzeugt gewesen, dass, auch wenn Jesus gut war, doch wenigstens sein Vater böse sein musste, denn irgendeine Gottheit musste schließlich für das Unheil in der Welt verantwortlich sein. War nicht gerade das ein bewegendes Zeichen seiner Langmut und seiner Güte, dass er mich trotz allem annahm? »O Tiefe des Reichtums, sowohl der Weisheit als auch der Erkenntnis Gottes! Wie unerforschlich sind seine Gerichte und unergründlich seine Wege!«⁸

Obwohl ich immer gewusst hatte, dass Jesus gekreuzigt worden war, kam es mir nie in den Sinn, dass das etwas mit mir zu tun haben könnte. Man setzte einfach ein angemessen ernstes Gesicht auf, wenn davon die Rede war. Später wurde das Kreuz sogar in geschmackloser Weise durch Wort und Lieder verspottet. Vielleicht hatte mir jemand einmal die wirkliche Bedeutung erklärt, aber ich konnte mich nicht bewusst erinnern. Von Henny erfuhr ich, dass Jesus am Kreuz für mich persönlich für meine Sünden bezahlt und mich mit Gott versöhnt hatte. Nun konnte ich verstehen, warum ihr manchmal Tränen kamen, wenn sie über diese Dinge sprach. Aber in Wirklichkeit fühlte ich mich gar nicht so schuldig. Es gab so viele Sünden-

7 Psalm 103,8.

8 Römer 11,33.

böcke, die man für die Situation verantwortlich machen konnte, in der ich mich so lange Zeit befunden hatte.

Mein Bibelwissen war ebenfalls lückenhaft. Ich wusste, dass es ein Altes und ein Neues Testament gab. Vage erinnerte ich mich an die Namen Petrus und Paulus, aber ich glaubte lange, dass ein einziger Mann mit zwei Namen gemeint sei.

Während der ersten Monate, in denen jene unbegreifliche Veränderung in meinem Leben stattgefunden hatte, war ich völlig überzeugt, dass Henny und ich die einzigen Menschen auf der Welt waren, die ein so vertrautes Wissen von der Liebe Gottes hatten, die sich in Jesus Christus geoffenbart hatte. Obwohl ich im Nachhinein nicht verstehe warum, schien Henny dieses Denken zu bestärken und zu unterstützen.

Ich weiß nicht mehr, ob mir das Wort »Evangelisation« bis dahin etwas sagte. »Mission« war ebenfalls ein sehr unklarer Begriff. Irgendwie hatte es mit dem Pfennig zu tun, den wir jeden Montagmorgen »für die Heidenvölker« mit in die Schule nehmen mussten. Ein dicker Prediger hatte einmal unsere Schule besucht und uns Fotografien von schwarzhäutigen Menschen, die irgendwo in den Tropen lebten, gezeigt. Sie waren »Heiden«, denn sie wussten nicht so viel über Gott wie wir.

Obwohl ich auf der Wissensseite noch viele Defizite besaß, begann in mir eine Überzeugung zu wachsen. Mein ganzes Denken war wie umgeformt: *Was Gott durch Jesus Christus in deinem Leben bewirkt hat, ist so großartig, dass du hinausgehen musst, um anderen davon zu erzählen.* Es lag auf der Hand, dass diejenigen, mit denen ich während des Zweiten Weltkrieges so viel Schlimmes erlebt hatte, die Ersten sein sollten, denen ich davon erzählen wollte. Henny stimmte dem zu. Unsere Mis-

sionspläne umfassten zwar die ganze Erde, doch Osteuropa und Deutschland blieben immer mein erster Gedanke. So warteten wir auf einen Hinweis, der uns zeigte, was für uns das Richtige wäre.

Die Beziehung zwischen Henny und mir beschränkte sich nun nicht mehr nur darauf, dass wir im gleichen Büro arbeiteten und die gleichen geistlichen Interessen vertraten. Wir hatten uns ineinander verliebt und versprachen einander Treue bis zum Tod im Dienst unseres Meisters.

Es war eine fröhliche Zeit, die wir zusammen verbrachten. Wir waren jeden Tag zusammen, nicht nur im Zug und während der Bürostunden, sondern auch in unserer Freizeit. Wir lasen in der Bibel, beteten und redeten miteinander. Als Ostern kam, feierten wir unseren eigenen kleinen Gottesdienst. Denn – wie gesagt – wir glaubten ja, dass es keine anderen Gläubigen so wie uns gäbe. Zum ersten Mal verstand ich damals etwas von dem Opfer unseres leidenden Erlösers und von dem Zusammenhang mit meiner eigenen Schuld.

Holland ist ein Land mit viel Sonne und Wind, und wir genossen die weiten Strände, die sandigen Dünen, Bootsfahrten auf den Kanälen und Seen und Radtouren durch die fruchtbaren Polder.⁹

Bei alledem verloren wir nicht unser wirkliches Ziel aus den Augen. Wir verfolgten weiterhin unsere privaten Studien und unsere Vorbereitungen, in die Mission hinauszugehen. Als am Strand einmal eine Evangelisation durchgeführt wurde, wurde

9 Eingedeichtes Land.

uns bewusst, dass es doch noch andere Menschen gab, die unseren Glauben teilten.

Mit der Zeit kam es zu einer kleinen Veränderung. Ich beschäftigte mich gedanklich viel mit der Wiederkunft und war überzeugt, dass Jesus bald wiederkommen würde – ja, ich freute mich darauf! Könnte ich ihm aber etwas anbieten, wenn er plötzlich käme? Was hatte ich länger im Büro verloren? Vielleicht war es eine verborgene Form von Unwilligkeit, dass ich mich noch dort befand. Hatte er mich bereits gerufen, und ich hatte seine Stimme überhört? Schließlich wurde das Verlangen übergroß, jenen Menschen die frohe Botschaft weiterzusagen, mit denen ich zusammen die Verwüstungen des Krieges erlebt hatte, und die zum Teil noch immer in Flüchtlingslagern zusammengedrängt leben mussten, da eine Rückkehr in ihre Heimat (die inzwischen kommunistisch gewordenen Oststaaten) nicht mehr möglich war.

Ungefähr ein Jahr nachdem ich Christ geworden war, kündigte ich daher ziemlich unvermittelt meine Arbeit. Henny war einverstanden, dass ich nach Osteuropa gehen würde und versprach abzuwarten, wie sich die Dinge entwickeln würden. Wenige Tage später verabschiedete sie mich am Bahnhof von Amsterdam.

Es war eine ernüchternde Erfahrung, ohne eine sichtbare Rückenstärkung in die Welt hinauszugehen. Aber am Vorabend der Reise hatte ich, während ich in der Bibel blätterte, von Gott eine wunderbare Ermutigung bekommen. »So seid nun nicht besorgt, indem ihr sagt: Was sollen wir essen?, oder: Was sollen wir trinken?, oder: Was sollen wir anziehen? Denn nach all diesem trachten die Nationen; denn euer himmlischer Vater weiß,

dass ihr dies alles nötig habt.«¹⁰ Seltsamerweise waren das so ziemlich die einzigen Sorgen, die mich beschäftigten. Die Frage, ob ich geistlich meiner selbstgesetzten Aufgabe gewachsen sein würde, kam mir kaum in den Sinn.

Es traf mich wie ein Schock, als ich in die Welt zurückkehrte, die ich vor ungefähr acht Jahren verlassen hatte. Das Lager, das ich besuchte, war genauso überfüllt wie der Flüchtlingszug, auf den ich Anfang 1945 aufgesprungen war. Die Menschen waren noch genauso arm. Bestürzt sah ich einem jungen Mädchen zu, wie es ein rotes Band aufhob, das etwa 10 cm lang war und aus einem Karton gefallen war, den eine Hilfsorganisation mitgebracht hatte. Für das Mädchen war das Band wertvoll wie ein lang ersehntes Weihnachtsgeschenk. Wie damals warteten die Menschen begierig auf gute Neuigkeiten. Die Frage lautete aber nicht mehr: »Wann fährt der Zug ab?«, sondern: »Wann kommen wir endlich aus diesem Lager heraus?«

Man konnte es ja verstehen, dass diese Leute auch die Religion zu benutzen versuchten, um dem Lager zu entkommen, und zwar jede Religion, die als mögliches Mittel dazu erschien.¹¹ Aber nach kurzer Zeit schon erkannte ich, dass eine noch so große Portion an jugendlichem Enthusiasmus nicht ausreichte, um diesen heimatlosen Menschen wirklich helfen zu können. Man kann zwar die Lösung eines Problems wissen; sie aber auf verständliche Weise vermitteln, sodass der andere sie auch annehmen kann, ist wieder eine andere Sache, obwohl die Flücht-

¹⁰ Matthäus 6,31-32.

¹¹ Zum Beispiel indem man zum Schein den Glauben annahm, weil man sich erhoffte, der ausländische Missionar könne vielleicht bei der Beschaffung eines Reisepasses behilflich sein.

linge grundsätzlich zum Gespräch bereit waren. Ältere Brüder mit mehr Erfahrung in diesem Dienst wiesen mich in freundlicher Weise auf meine Mängel hin, und ich nahm ihre Ratschläge dankbar an. Nach nur wenigen Wochen kehrte ich nach Holland zurück – dafür gab es aber noch zwei weitere Gründe.

Ziemlich unerwartet sagte Henny mir offen, dass sie einen Fehler mit mir gemacht habe und ließ mich sitzen. Sie nannte niemals einen wirklichen Grund, aber ich bin überzeugt, dass sie auf Druck von außen handelte. Es war ein vernichtender Schlag, von dem ich mich jahrelang nicht erholte. Wieder einmal war ich von einem seiner Leute betrogen worden, aber nun waren die Umstände noch viel persönlicher. Ich ließ mich aber trotzdem nicht von meiner Richtung abbringen: Wenn auch alle mich verstoßen sollten – Jesus niemals! Egal, ob mit jemandem zusammen oder allein: Ich hatte nur den Wunsch, ihm nachzufolgen. Was Henny betrifft, so werde ich ihr immer dankbar sein, dass sie bereit war, mir den Weg zum Leben zu zeigen.

Eine Naturkatastrophe, die Holland zu jener Zeit heimsuchte, war ebenfalls ein Grund für meine frühzeitige Rückkehr von den deutschen Flüchtlingslagern. Durch eine ungewöhnliche Kombination von Hochwasser und äußerst stürmischen Winden war das Wasser über die Deiche gestiegen und verursachte in vielen Teilen des Landes Überschwemmungen. Deiche waren unter den heftigen Wellen ins Wanken geraten, und Tausende von Häusern waren unter den unaufhörlich peitschenden Wellen eingestürzt, sodass unzählige Menschen ohne Zuhause waren. Etwa 2000 Menschen waren umgekommen.

Man brauchte dringend Hilfe: Für die Überlebenden mussten Quartiere geschaffen werden und Nahrungsmittel, Kleider und Bettwäsche waren in das Katastrophengebiet zu bringen, um die Menschen vor der großen Kälte zu schützen. Tote Menschen und umgekommenes Vieh mussten schleunigst aus dem Wasser geborgen, die Deiche wieder aufgebaut, das Salzwasser aus den überfluteten Poldern ausgepumpt werden – und das alles so schnell wie möglich. Sobald das Wasser einigermaßen zurückgewichen war, wollte man an den Wiederaufbau des verwüsteten Landes gehen. Aus vielen Staaten der Erde trafen Hilfs- und Rettungsteams ein. Es war für mich daher ganz klar, mich ebenfalls zu beteiligen.

Die Erfahrungen, die ich in diesem Zusammenhang machte, wurden äußerst bedeutungsvoll für mich, denn zum ersten Mal wurde mir bewusst, wie unreif mein eigener Glaube noch war und wie gnädig und gütig Gott mir dennoch beistand und mich führte. Das wurde mir in verschiedenen Situationen deutlich, von denen man hätte meinen können, dass sie für den Schöpfer des ganzen Universums eigentlich nicht interessant genug wären.

Aufgrund von Geldmangel war ich gezwungen, aus Deutschland per Anhalter nach Holland zurückzukehren. Anschließend verbrachte ich einige Tage zu Hause. Da ich kein Geld hatte, um auf andere Weise in das Katastrophengebiet zu reisen, sattelte ich mein Fahrrad für die Zweitagesfahrt. Die damit verbundene Verzögerung drohte aber zu meinem Verhängnis zu werden. Wo immer ich mich meldete, bekam ich die gleiche Antwort: »Warum sind Sie nicht ein paar Tage früher gekommen? Da hätten wir noch dringend Leute gebraucht! Jetzt haben wir keinen Bedarf mehr.«

Den ganzen Tag war ich mit dem Fahrrad unterwegs, und überall musste ich mir das Gleiche anhören. Als es dunkel wurde, fragte ich bei einem nicht beschädigten Bauernhof um Unterkunft. Der wohlgenährte, zigarrenrauchende Bauer sah mich misstrauisch an, erlaubte mir aber schließlich, im Heu zu übernachten.

Am nächsten Tag war es trüb und nebelig. Ich versuchte, meinen Quartiergebern ein Glaubenszeugnis zu geben, doch ihre beiden Kinder im Grundschulalter verspotteten mich, was ihre Eltern einfach nur lustig fanden. Als ich weiterzog, fühlte ich mich unbehaglich, hungrig, und mir war kalt. Bei dem Büro, wo ich vorsprach, erhielt ich wieder nur eine Abfuhr: »Warum sind Sie nicht einige Tage früher gekommen, als wir noch dringend Leute benötigen? Jetzt brauchen wir niemanden mehr!«

Ich radelte den Deich entlang davon. Ein verlassenes Haus starrte durch seine windschiefen Fensterläden vor sich hin auf das Wasser, das zu seinen Füßen plätscherte. Warum war niemand dabei, das Haus zu verankern? Auf einmal stieg Wut in mir auf über all diese wohlgenährten, zigarrenrauchenden, kichernden Leute, die in gut beheizten Büros saßen und keinen Helfer mehr heranlassen wollten. Da aber keine Menschenseele da war, an der ich meinen Ärger auslassen konnte, musste Gott herhalten. War er nicht schließlich verantwortlich für dieses Elend? Ich war immer noch fromm genug, dass ich meine Augen schloss, aber nicht so weit, dass ich vom Rad gestiegen wäre, also betete ich beim Radfahren mit geschlossenen Augen.

Herr, wenn du mich hier haben willst, wie kommt es, dass ich keine Arbeit finde?, bedrängte ich ihn. Es folgte noch ein kurzes Schimpfen. Zum Glück aber dauerte mein sogenanntes

Gebet nicht länger. Als ich die Augen wieder öffnete, befand ich mich auf der falschen Straßenseite und fuhr schnur gerade auf das kalte Wasser am Fuß des Deichs zu. Schnell korrigierte ich meinen Kurs. In der Entfernung tauchte ein Motorrad auf. Als es näher kam, verlor es an Geschwindigkeit, und ich fragte mich, ob es etwa ein Polizist wäre, der mich wegen Trinkens am Steuer anhalten würde. Das Motorrad blieb stehen. »Rufen Sie in Tholen die Telefonnummer 9. Dort gibt es Arbeit für Sie!«, rief mir der Fahrer über den Motorenlärm zu – und war auch schon wieder weitergefahren.

Schnell begab ich mich zum nächsten Telefonapparat und wählte die Nummer 9. Als sich auf der anderen Seite jemand meldete, trug ich mein Anliegen vor. Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen! »Warum sind Sie nicht einige Tage früher gekommen, als wir noch dringend Leute brauchten? Jetzt haben wir nichts mehr frei«, antwortete mir eine männliche Stimme. Ich konnte durch die Leitung beinahe den Zigarrenrauch riechen und stellte mir mein Gegenüber vor, wie es gemütlich in einem warmen Raum saß. Die Stimme nannte mir aber noch eine weitere Adresse, wo ich anfragen könnte. So kam es, dass ich am nächsten Morgen schon in einem gut beheizten Büro saß, wo ich Löhne für die Deicharbeiter ausrechnete. Verpflegung und Unterkunft wurden mir zur Verfügung gestellt. Als mir jemand eine Zigarre anbot, lehnte ich allerdings ab.

Mein Beitrag zum Wiederaufbau unseres zerstörten Landes war wirklich kaum nennenswert. Ich hatte aber wieder eine für mich wichtige und zum Teil auch beschämende Gebets-erfahrung gemacht und – wie ich hoffe – auch etwas daraus gelernt.

DIE BERUFUNG



Etwa ein halbes Jahr später fand meine Arbeit im Büro ein Ende, da die meisten Reparaturarbeiten an den Deichen beendet waren und die Zahl derjenigen, die Löhne für die Deicharbeiter ausrechneten, entsprechend reduziert wurde. Ich kehrte nach Haarlem zurück und wollte mich den Sommer über für ein Bibel-schulprogramm einschreiben lassen, doch ohne Erfolg. Daher nahm ich den Rat einiger erfahrener Christen an und sah mich nach einem Job um. Wenig später wurde ich von einer Firma, die Maschinen zum Kartoffelschälen und Gemüseschneiden herstellte, als »Mann für alles« aufgenommen. Obwohl ich mich nun wieder in einem weltlichen Beruf befand, war mein Wunsch, dem Herrn zu dienen, nach wie vor da.

Bis dahin war ich, was christliche Gemeinschaft betrifft, noch ein ziemlicher Einzelgänger gewesen. Gelegentlich nahm ich an Konferenzen teil, die in unregelmäßigen Abständen abgehalten wurden. In die Kirche ging ich ganz selten – einfach aus dem Grund, weil ich keine Gemeinschaft kannte, wo ich mich zu Hause hätte fühlen können. Eines Tages blätterte ich in der Zeitung, als mein Blick auf den Namen eines Evangelisten fiel, der einige Jahre zuvor einen Strandeinsatz geleitet hatte. Es wurde gesagt, dass Herr Pasman in der »Zuiderkapel« in Haarlem sprechen würde. Von diesem Ort hatte ich noch nie gehört, aber da Herr Pasman damals einen guten Eindruck auf mich gemacht hatte, dachte ich, dass ich in der Zuiderkapelstraße vielleicht Gleichgesinnte treffen würde.

Am nächsten Sonntag besuchte ich dort den Gottesdienst und wurde nicht enttäuscht. Ich fand eine herzliche Gemeinschaft von Gläubigen vor, die fröhlich von ihrem »*Jezus alleen*« (Jesus allein) sangen. Diese Worte waren auch an der Vorderwand des

etwas baufälligen Gebäudes angebracht, das früher einmal ein Kino gewesen war, wovon noch ein Hinweisschild vor der Kirche zeugte.

Ich wurde herzlich aufgenommen und fühlte mich unter diesen begeisterten Christen bald wie zu Hause. Herr Pasman gehörte zu den regelmäßigen Gastpredigern und eines Tages fasste ich den Mut, mit einigen der vielen Fragen, die mich beschäftigten, zu ihm zu kommen. Er erwies sich als geduldiger Zuhörer und weiser Ratgeber. Am Ende sagte er mir zu, dass er mir zu einem Studienplatz an der deutschen Bibelschule, wo er selbst gewesen war, verhelfen würde, wenn ich ein Jahr an den Aktivitäten der »Zuiderkapel« teilnähme und mich bewährte. Ich war begeistert, denn eine deutsche Ausbildung wäre mir als Vorbereitung zum Dienst unter den Flüchtlingen sehr gelegen gekommen. Mit ganzem Herzen nahm ich also an dem Programm der Kirche teil und ging damit – noch ohne es zu wissen – einer entscheidenden Herausforderung meines Lebens entgegen.

Trotz aller Unreife und aller Wissensmängel konnte ich ernsthaft sagen, dass ich Jesus liebte. Bei allem, was ich tat, war er dabei, und ich unterhielt mich mit ihm wie mit einem Freund. In seinem Wort zu lesen bedeutete mir keine langweilige Pflichterfüllung, denn alles war so neu und von seiner Liebe zu erfahren war so belebend. Wie hatte ich nur so lange ohne ihn leben können? Wenn ich die Bibel studierte, so konnte ich nicht leugnen, dass – abgesehen von dem, was er für mich getan hatte – auch eine sehr klare und unbestreitbare Herausforderung auf mich zukam. Jesus Christus hatte alles für mich gegeben – wie viel war ich aus Dankbarkeit und Liebe heraus bereit, zu tun?

Schon in den ersten Monaten, nachdem ich Christ geworden war, war ich damit konfrontiert worden. Ziemlich oberflächlich und gedankenlos hatte ich gesagt: »Alles, was sein ist, ist mein, und alles, was mein ist, ist sein.« Aber anscheinend hatte der Herr mich beim Wort genommen.

Ständig musste ich an eine bestimmte Geldsumme denken, die ich beiseitegelegt hatte, um mir einen neuen Mantel zu kaufen. Der Gedanke, dass Christus dieses Geld haben wollte, ging mir nicht aus dem Sinn. Wenn es meins war, so war es auch seins. Der Gedanke daran wurde mir unbehaglich. Auch wenn ich dazu bereit war, dem Herrn die 25 Gulden zu überlassen, so wusste ich noch keinen konkreten Weg dazu. Ich hatte mich über das Gerede eines Mannes amüsiert, der spaßeshalber sagte: »Jeden Monat nehme ich mein Gehalt und werfe es in die Luft. Was oben bleibt, gehört Gott, und was wieder herunterfällt, behalte ich.« Mir war einfach nicht klar, wohin ich meine Opfergabe geben sollte. Schließlich nahm ich mir vor, das Geld in den Kasten der Heilsarmee zu werfen, der zur jährlichen Kollekte an der Straße aufgestellt war. Nachdem ich das getan hatte, kehrte mein Seelenfrieden wieder zurück. Ich sprach mit niemandem über diesen Vorfall, aber drei Tage später vertraute mir ein Freund an, dass er in der Lotterie gewonnen habe und schenkte mir 75 Gulden. Das war mehr als genug, um den benötigten Mantel zu kaufen. – Dies sollte nicht das letzte Mal gewesen sein, dass Gott mich auf ungewöhnliche Weise versorgte.

Aber es ging hier anscheinend noch um mehr. Jesus Christus wollte nicht nur mein Geld oder meine Zeit – er wollte mich selbst. Als mir das bewusst wurde, war es nicht schwer für

mich, einzuwilligen. Was war ich schließlich ohne ihn? Er hatte mir neues Leben, neue Hoffnung und einen neuen Lebenssinn geschenkt. Nicht lange nach meiner Bekehrung hatte er mich auch von meinen quälenden Knochenschmerzen befreit.

Eines Tages saß ich ganz allein da und hatte die Bibel vor mir aufgeschlagen, als ich aufrichtig und voller Freude betete: *Herr Jesus, ich gehöre dir. Ich bin bereit, alles zu tun, was du von mir möchtest. Ich bin bereit, überall hinzugehen, wo du mich haben möchtest. Wenn du möchtest, dass ich schreibe – so will ich schreiben, was immer du mit mir vorhast ...* Hier machte ich eine Pause und überlegte, dass eine kleine Einschränkung wohl ohne Konsequenzen bleiben würde: *Alles ... außer ein Prediger zu werden. Aber auch nur deshalb, weil ich einfach nicht dazu fähig bin, auf einer Kanzel zu stehen, wenn mich vielleicht Hunderte von Augenpaaren anstarren.*

Die Jugendgruppe der »Zuiderkapel« bestand aus aktiven jungen Menschen, die aus einer starken und begeisterten ersten Liebe heraus, wo immer es möglich war, Zeugnis ihres Glaubens gaben. Ihr Eifer war so ansteckend, dass man sich ihnen gerne anschloss. Wenn es schon die ganze Welt erfahren sollte, was sprach dagegen, in Haarlem anzufangen? Jede Woche schwärmten kleine Gruppen von Jugendlichen aus, gingen von Tür zu Tür und verteilten kleine Traktate mit Bibelversen. Auf einer Straßenkarte wurden nach jedem Einsatz die jeweiligen Straßen markiert, um sicherzugehen, dass keine übersehen wurde. Ebenso notierte man, in welchen Häusern man positiv auf unseren Besuch reagiert hatte. Eine Gruppe hatte sich vorgenommen, an Samstagabenden die Bars zu besuchen, um mit den Besuchern über Glaubensfragen ins Gespräch zu kommen.

Unsere Hingabe war groß – ob es auch immer die Weisheit unseres Vorgehens war, sei dahingestellt.

Während der Sommermonate hielten wir unsere Treffen im Freien ab. »*De Dreef*«, so hieß eine schöne und belebte Promenade unweit des Stadtzentrums. Die Verantwortung dafür trug ein Herr Sussenbach, der aus Surinam stammte, von kleiner Statur war und eine sehr dunkle Haut hatte. Er war Fabrikarbeiter, doch jedermann bewunderte ihn wegen seiner Bibelkenntnisse sowie seiner überlegten, doch direkten Art, mit der er die ansprach, die stehenblieben, um zuzuhören. Er besaß auch eine feine Art und Weise, mit christlichen Mitarbeitern – sowohl Erwachsenen als auch jungen Leuten – umzugehen. Bei den Treffen wurden zuerst Lieder gesungen, dann gab Herr Sussenbach eine kurze Botschaft. Es folgte ein weiteres Lied, woraufhin er von der Parkbank herunterstieg, von der aus er gesprochen hatte. Man konnte sich vorstellen, dass er betete, während er unsere Gruppe abschritt und dann auf den einen oder anderen zukam, der als Nächster zu der erwartungsvollen Menge sprechen sollte. Es war unrealistisch zu erwarten, dass ich niemals an die Reihe kommen würde. Tatsächlich: Eines Tages kam Herr Sussenbach auf mich zu. Er sagte nur meinen Namen und setzte ein Fragezeichen dahinter: »Jacques?«

Es gab kein Entkommen. Seine freundlichen dunklen Augen zeigten mir, dass er eine Weigerung nicht gelten lassen würde. Was würden außerdem die anderen jungen Leute sagen? Ebenfalls ein wichtiger Grund, wenn auch nicht ganz richtig. So nickte ich Herrn Sussenbach zustimmend zu, aber als ich aus der Gruppe heraustrat und auf der Parkbank stand, fehlten mir die Worte. Dutzende von Augen waren erwartungsvoll auf mich

gerichtet. Das Singen hinter mir kam zu einem Ende. Ich fühlte mich benebelt und verwirrt – da nahm der Titel des zuletzt gesungenen Liedes in mir Gestalt an. Es wurde der erste Satz meiner Jungferrede: »Ich weiß, dass mein Erlöser lebt«, rief ich so laut ich konnte über die Promenade. Das war alles, was mir einfiel. Es wurde aber auch zu einem Schlüssel, denn auf einmal funktionierte mein Denken wieder. Der Bann war gebrochen und ich erzählte in einfachen Worten, was Jesus für mich getan hatte. Damals stand ich zum ersten Mal auf einer »Kanzel« – es sollte nicht das letzte Mal gewesen sein. Jene Parkbank wurde zu einer Stätte, wo ich regelmäßig das Wort Gottes weitergegeben habe.

Es begann mir Freude zu machen, in der Öffentlichkeit zu sprechen. Bis zum heutigen Tag betrachte ich diese Gabe als ein Wunder, das Gottes Gnade in mir bewirkte. Die Tatsache, dass ich inzwischen das Wort Gottes in fünf verschiedenen Sprachen und – mit der Hilfe von vielen Dolmetschern – auch in allen Kontinenten verkündigt habe, ändert nichts an meiner Haltung, die von dankbarer Abhängigkeit geprägt ist.

Die jungen Leute der »Zuiderkapel« baten mich, regelmäßig bei ihren Treffen am Sonntagabend dabei zu sein. Ich glaube, dass ich bei diesen Abenden mindestens so viel gelernt habe wie die Jugendlichen. So verging ein ganzes Jahr wie im Flug.

Aber es gab noch etwas anderes, was ich während meiner Lehrlingszeit in Haarlem lernen musste. Was Jesus als der Erstgeborene von den Toten mit seiner Auferstehung vollbracht hatte, war für mich menschlich unfassbar. Wirklich verstanden habe ich einen Teil davon erst durch die packende Erzählung eines Predigers, dessen Namen und Aussehen ich

schon lange vergessen habe. Er verglich die Situation des Menschen mit einem Luftschutzkeller, der infolge eines Volltreffers unter fallenden Trümmern begraben wurde. Die Menschen im Luftschutzkeller waren alle am Leben, aber es gab keine Möglichkeit, diesem schrecklichen Gefängnis zu entkommen. Sie waren eingeschlossen und von der Außenwelt isoliert. Jeder Versuch, einen Fluchtweg zu graben, scheiterte. Alle schienen verloren, denn auch von außen konnte niemand den Luftschutzkeller erreichen. Es herrschte unvorstellbare Dunkelheit dort unten – noch düsterer war die Stimmung. Da drangen auf einmal Geräusche aus der unerreichbaren Welt von draußen herein, und eine neue, noch vage Hoffnung begann sich zu regen. Plötzlich durchbrach ein leuchtender Sonnenstrahl die Dunkelheit. Wo noch Sekunden vorher der Tod regiert hatte, kam jetzt Zuversicht auf. Minuten später wurde aus der Hoffnung Gewissheit und eine triumphierende Stimme rief: »Einer ist schon draußen!« Und wenn einer entkommen konnte, so würden es die anderen auch schaffen.

Da ich beides kennengelernt hatte – den Schrecken der Luftangriffe ebenso wie die Tatsache der Auferstehung – hinterließ diese Metapher einen tiefen Eindruck in mir. Wenn ich mir klarmachte, wie Gott in Jesus Christus die Tore des Todes geöffnet hatte, um mich freizugeben, so waren all meine Hassgefühle und Bitterkeiten verschwunden, und ich hatte keine Schwierigkeiten mehr mit denen, die mich unter dem Mantel der Gerechtigkeit so unglaublich ungerecht behandelt hatten. Ich konnte dem Mann vergeben, dessen Gefühllosigkeit den Tod meines Vaters herbeigeführt hatte. Materielle Güter, die gestohlen worden waren oder verloren gegangen waren, hatte

man ersetzt. Außerdem waren diese Dinge ja nur zeitlich, und ich interessierte mich nicht so sehr für weltlichen Besitz. Aber eine einzige Sache nagte noch an mir und vergiftete mein Inneres. Ich lebte mit allen Menschen in Frieden – mit einer Ausnahme. Gelassen blickte ich auf die Kriegsjahre zurück und hielt mir selbst vor: »Krieg ist Krieg. Wenn sie dich nicht geschnappt hätten, wäre es eben umgekehrt gewesen.« Das erschien mir fair, wer immer die anderen auch waren. Diese Theorie aber versagte in Hinsicht auf die Piloten der amerikanischen Luftwaffe, gegen die ich tiefe und leidenschaftliche Hassgefühle hegte. Sie verkörperten für mich die gemeinste Feigheit, die man sich vorstellen konnte, und ich fühlte abgrundtiefe Verachtung für sie.

Die letzten Wochen des Krieges – wie sollte ich sie jemals vergessen können? Tag und Nacht flogen US-Bomber über uns hinweg. Das wäre noch nicht das Hauptproblem gewesen. Obwohl wir oft Angst hatten, lachten wir nur herausfordernd, wenn wir von niedrig fliegenden Flugzeugen beschossen wurden. Ihre Gemeinheit bestand darin, dass die meisten von ihnen oberhalb der Reichweite der FLAK (Flieger-Abwehr-Kanonen) und der wenigen verbliebenen deutschen Kampfflugzeuge flogen. Oft konnte man diese feindlichen Flugzeuge weder sehen noch hören, aber ab und zu verrieten uns weiße Kondensstreifen ihre Anwesenheit. Oder man sah die weißen Linien von fallenden Bomben als Zeichen von Aktivitäten aus großer Höhe. Ein bestimmtes Ziel zu treffen, war auf diese Weise gar nicht möglich und wohl auch nicht beabsichtigt. Man wollte einfach Angst und Terror erzeugen, doch in dieser Hinsicht zeigten die Angriffe nicht den gewünschten Erfolg. Das einzige Resultat

war noch größerer Hass vonseiten der betroffenen Bevölkerung, und auch in mir kamen diese Gefühle nicht zur Ruhe.

Als ich Monate nach dem Kriegsende zum ersten Mal Männern der amerikanischen Luftwaffe direkt begegnete, hatte ich das starke Bedürfnis, diese Männer körperlich anzugreifen. Endlich schien die Gelegenheit da! Nachdem ich Christ geworden war, hielten sich diese Gefühle im Hintergrund, waren aber noch nicht ganz verschwunden.

Eine Krise trat ein, als in der »Zuiderkapel« eine Veranstaltung angekündigt wurde. Einige Amerikaner waren nach Holland gekommen, um zu evangelisieren. Diese Idee kam uns etwas seltsam vor, denn immerhin waren wir doch eine christliche Nation. Aber es war doch etwas Besonderes, Fremde unter uns zu haben, und von daher war es nicht erstaunlich, dass unser Saal an diesem Nachmittag bis zum letzten Platz gefüllt war. Trotz der fremden Sprache und des eigenen amerikanischen Kleidungsstils erkannten wir bald, dass unsere Besucher fröhliche Gotteskinder waren. Was durch Worte nicht vermittelt werden konnte, wurde durch Lieder und Herzlichkeit wettgemacht. Es erstaunte mich wirklich, dass Menschen so entspannt und gelassen sein konnten, als mehrere aus der Gruppe ein Lebenszeugnis ablegten. Alle hatten mindestens eines gemeinsam: Der Herr Jesus Christus hatte sie zu neuen Menschen gemacht und ihnen einen Lebenssinn gegeben. Nun trat ein junges, eindrucksvolles Paar nach vorne. Das Mädchen war hübsch, blond und gepflegt, aber ihr Ehemann, der sie um ein gutes Stück überragte, fand noch mehr Beachtung. Denn dieser große, gutaussiehende Mann mit hoher Stirn, leuchtenden blauen Augen und blondem Haar strahlte nur so vor Freude.

»Hi«, sagte er und ließ eine Reihe weißer, kräftiger Zähne blitzen. Ich hatte nicht gedacht, dass man mit einem Wort, das nur aus zwei Buchstaben bestand, so viel ausdrücken konnte. Meine Beherrschung des Englischen ging damals nicht viel über dieses Wort hinaus, daher war ich erleichtert, als der Übersetzer mit seiner Einführung begann. »Bei uns zu Gast sind heute Gordon und Muriel Blythe.«

Der junge Mann stand einfach vorne und lächelte, als wäre gerade ein wunderbares Geheimnis enthüllt worden.

»Gordon war Mitglied der amerikanischen Luftwaffe«, fuhr der Übersetzer fort, »er flog während des Zweiten Weltkrieges 44 Einsätze gegen Deutschland.«

Das war plötzlich ein unglaublicher Schock für mich. Wie konnte ein so faszinierender Mann ein Pilot der gehassten Kriegsmaschinen gewesen sein? Und er besaß auch noch die Nerven zu lächeln, während diese Aussage gemacht wurde! Warum grinste er so? Ich überlegte mir, dass er kein wirklicher Christ sein konnte, denn mein Freund Jesus würde einen solchen Mann wohl nicht akzeptieren. Ich war total verblüfft. Wie hatte mich dieser Mann nur für sich einnehmen können? Mit einem Ruck stand ich auf, verließ den Saal und stürmte ins Freie. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich den Häuserblock umkreiste, bevor ich zumindest ansatzweise wieder normal denken konnte.

Zunächst argumentierte ich mit Gott über die Auswahl seiner Anhänger. Wie konnte er einen Mann mit einer solchen Vorgeschichte auswählen? Aber es war natürlich nur sein Werdegang – vielleicht hatte sich der Mann geändert. Langsam dämmerte es mir. Ich selbst hatte vielleicht noch we-

niger Grund, auf meine Vergangenheit stolz zu sein, aber Gott hatte mich dennoch angenommen. Obwohl mir der Ausdruck nicht so zusagte, musste ich doch zugeben, dass ich ein Sünder war – vielleicht sogar ein schlimmerer als dieser Gordon – und trotzdem hatte der heilige Gott mir vergeben. Sollte ich, ein begnadigter Sünder, nicht auch einem Mitmenschen vergeben? Große Ruhe kam über mich, als ich beschloss, ihm zu verzeihen und ihn anzunehmen.

Ich ging zurück in die Kirche. Obwohl es nicht zum Programm gehörte, stand ich mitten in der Veranstaltung auf, trat aus meiner Reihe heraus und ging geradewegs auf Gordon zu. »Bruder«, sagte ich auf Holländisch, »ich liebe dich im Herrn!«

Gordon lächelte, begriff aber nicht, denn er verstand kein Holländisch. Ein Übersetzer trat nach vorne und ich schilderte, was ich an diesem Nachmittag erlebt hatte. Während Gordon die Geschichte hörte, füllten sich seine ernsten blauen Augen mit Tränen. Dann sagte er die wunderbaren Worte: »Jacques, auch ich liebe dich in Jesus Christus.« Ich zweifelte nicht an der Ernsthaftigkeit seiner Worte. Vor der ganzen Versammlung umarmten wir uns.

Einige Wochen später war ich zu Gast bei Gordon und Muriel. Wir sprachen nicht viel über den Krieg, sondern mehr über unseren Herrn Jesus Christus. Dennoch fanden wir heraus, dass Gordon mit seinem Bomber zur gleichen Zeit über Stettin und Hamburg geflogen war, als ich mich in diesen Städten befunden hatte. Dieses Wissen war aber nicht mehr schlimm für mich, sondern trug dazu bei, dass wir beide nicht genug über unseren großen und wunderbaren Gott staunen konnten.

Als es für mich schließlich so weit war, von der »Zuiderkapel« Abschied zu nehmen, um nach Deutschland auf die Bibelschule zu gehen, weigerte sich ein älteres Ehepaar der Gemeinde, an der Verabschiedung teilzunehmen. »Wir sind nicht dafür, dass unsere Kirche einen Nazi aussendet«, argumentierten sie.

Glücklicherweise sind Gottes Wege nicht die Wege der Menschen. Oft dauert es lange, bis wir begreifen, dass er keine Person bevorzugt. Jedenfalls wurde ich von meiner Kirche regelmäßig dafür ausgewählt, persönliche Lektionen über das Thema Buße zu lernen. Diese Ermahnungen zeigten jedoch keinen nennenswerten Erfolg, da sie »von oben herab« kamen. Was Menschen nicht gelungen war, vollbrachte schließlich das Wort Gottes – aber nicht von heute auf morgen. Ich war schon ungefähr sieben Jahre Christ und hatte die Bibelschule bereits abgeschlossen, als ich an einem Brüdertreffen im kleinen Kreis in London teilnahm. Der Vortragende legte das zweite Kapitel des Römerbriefes aus, doch meine Gedanken waren nicht bei der Sache, sondern wurden auf einen Abschnitt gelenkt, den er vorher gelesen hatte: »Oder verachtest du den Reichtum seiner Güte und Geduld und Langmut und weißt nicht, dass die Güte Gottes dich zur Buße leitet?«¹²

Bestimmt hatte ich diese Worte schon früher einmal gelesen, aber erst in diesem Augenblick wurden sie für mich lebendig und bedeutungsvoll. Die große Kluft, die zwischen Gottes Güte und meinem Versagen stand, erschreckte mich zutiefst. Auf einmal konnte ich frei von menschlichem Drängen – man hatte mir

12 Römer 2,4.

die Buße gewissermaßen aufzwingen wollen – etwas von Gottes Güte erkennen, und nun wollte und konnte ich mich nicht länger widersetzen. Es wurde mir klar, dass ich mich unbewusst nicht nur Menschen, sondern zugleich auch Gott widersetzt hatte.

Obwohl ich dem Herrn manchmal gesagt hatte, dass es mir leidtat, hatte ich nicht wirklich Buße getan. Nun konnte ich erkennen, was Gott in seiner Güte für mich getan hatte. Jesus hing für mich am Kreuz – nicht nur als historische Gestalt, die dort eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen hatte. Noch nie hatte mich diese Tatsache so persönlich getroffen, und diese erhabene Begegnung berührte mich tief. Ich lernte dadurch, dass jede einzelne Person wie ich ein Objekt von Gottes Güte und Liebe war. Diese Einsicht brachte rassistische und politische Barrieren ins Wanken. Gott war nicht einfach gegen die Nazis und für die Alliierten. Sie alle waren Menschen, die er sich zur Freude erschaffen hatte, und er liebte sie alle. Und seht, was sie, als sie Gottes Wesensart vergaßen – vielleicht sogar seinen Namen – einander angetan haben!

Alle waren schuldig, alle waren verloren, und ich mit ihnen. Nun konnte ich nicht mehr verstehen, dass ich sogar freiwillig an dieser absurden Vernichtung von Menschen hatte teilnehmen wollen. Dafür schämte ich mich, und dieses Gefühl der Unwürdigkeit im Vergleich zu Gottes Güte ist über die Jahre sogar noch stärker geworden. Mich schaudert, wenn ich daran denke, was Menschen einander in fanatischer Verblendung antun können. Wenn man sich vergegenwärtigt, was Millionen von Gottes Geschöpfen an Schrecken, Erniedrigung, Trennung, Schmerzen, Hunger und Todesängsten durchgemacht haben, so

ist es mehr, als man ertragen kann. Allein Gottes Güte zeigt uns einen Ausweg. »Vater, vergib mir«, ist nicht ein gedankenloses Beten oder ein einfacher Weg, wenn man erst einmal etwas von dem verstanden hat, was es Gott gekostet hat. Wie können wir Gott jemals für seine Güte danken?

Die kleine Ortschaft Wiedenest liegt etwa 60 km östlich von Köln und ist von Kiefernwäldern umgeben. Dieses hügelige Gebiet wird das Oberbergische Land genannt. Zu der Zeit damals benötigten die kleinen Waggon, die von einer rauchenden, schnaufenden und keuchenden Lokomotive gezogen wurden, ziemlich lange, um diese Distanz zu bewältigen. Aber was bedeutet schon Zeit? An jedem Haltepunkt hat der gutmütige Lokomotivführer Bekannte und nutzt die Gelegenheit, um Grüße und Neuigkeiten auszutauschen. Das schrille Pfeifen der Lokomotive, das Klingeln der Glocke und der plötzliche Ruck, der wie eine Welle alle Waggon erfasst, zeigen an, dass die Reise weitergeht. Für Passagiere, die sich kurz in der frischen Landluft die Beine vertreten wollen, bleibt immer noch genügend Zeit, wieder einzusteigen, bevor die Waggon sich ächzend erneut in Bewegung setzen. Nach vielen Haltestellen kommt der Zug schließlich mit einem Quietschen zum Stillstand.

»Wiedenest! Wiedenest!«, ruft der Zugführer laut und mit Nachdruck. Wiedenest! Ich verlasse den Zug und begeben mich in eine Welt, die ich vom Hörensagen und von Ansichtskarten her kenne. Eine weiß gestrichene, aus dem neunten Jahrhundert stammende Kirche am Ufer eines seichten, aber schnell fließenden Flusses zeigt die Stelle an, wo Wiedenest seinen Anfang nahm. In der Nähe befindet sich eine Quelle, aus der eine Fülle

eiskalten, klaren und schmackhaften Wassers sprudelt, und die mit ihrem unaufhörlichen Plätschern aus den darunterliegenden Felsen den müden Wanderer anlockt. Legenden erzählen, dass jeder, der einmal von diesem erfrischenden Wasser getrunken hat, immer wieder nach Wiedenest zurückkehren wird – wo auch immer er sich in der Welt aufhält.

Die Bibelschule befindet sich nur wenige hundert Meter von der Quelle entfernt. Die weiß getünchten Hauptgebäude und Ställe dienten einst als Stätte, wo Reisende ihren Durst mit etwas Kräftigerem als Quellwasser stillen konnten. Dazu wurden auch herzhaftes Mahlzeiten angeboten. 1919 wurde der Gebäudekomplex angekauft und zur Bibelschule umgewidmet, mit dem Ziel, besonders Menschen aus den osteuropäischen Ländern auszubilden.

Während die Ortschaft Wiedenest ländlich und ruhig dalag, glückte die Bibelschule mehr einem Bienenhaus mitten im Sommer: Immer war es voll von Aktivitäten. Die Schule war zwar nicht übermäßig groß, aber dennoch weit und breit bekannt. Außerhalb der Schulzeiten wurden Seminare und Konferenzen abgehalten, an denen Besucher aus allen Ländern der Erde teilnahmen. Als ich 1955 in die Schule eintrat, war Erich Sauer der Direktor – ein kleiner, untersetzter Mann etwa Mitte fünfzig und für alle, die mit ihm zusammentrafen, ein Vorbild. Er trug sehr dicke Brillengläser und war beinahe blind; dennoch war er immer in ausgezeichneter Stimmung. Während meiner drei Jahre in Wiedenest erlebte ich nie, dass er zornig geworden wäre oder die Nerven verloren hätte. Liebevoll nannten wir ihn »Onkel Erich«, und wir waren nicht wenig stolz darauf, dass er auch ein Gelehrter von Weltruf war. Seine Bücher »Morgenrot

der Welterlösung«, »Der Triumph des Gekreuzigten« und »Von Ewigkeit zu Ewigkeit«, um nur einige zu nennen, wurden in viele Sprachen übersetzt.

Von Anfang an war mir klar, dass Wiedenest mehr zu bieten hatte als klares, sprudelndes Quellwasser. Was noch reichlicher floss, war das Wasser des Lebens. Die »feste Speise« des Wortes Gottes, die in reichlichen Portionen angeboten wurde, übertraf noch bei Weitem alles, was der damalige Besitzer der »Gaststätte an der Olper Straße« jemals seinen anspruchsvollsten Kunden servieren konnte.

Drei unvergessliche Jahre verbrachte ich in Wiedenest. Allein die übersprudelnde Persönlichkeit und die hervorragenden Vorlesungen Erich Sauers wären es wert gewesen, aber da war noch mehr. Ich hatte niemals vorher in einer christlichen Gemeinschaft gelebt und erlebte nun den sehr deutlichen Unterschied zum Leben in den Baracken. Täglich wurden wir von qualifizierten Lehrern unter das Wort Gottes geführt, wovon wir viel lernen konnten. Manchmal war es aber auch notwendig, Dinge zu verlernen. Da man ziemlich eng mit anderen Christen zusammenlebte, kam es oft zu Reibungspunkten, wodurch der Charakter geschliffen und das eigene Benehmen korrigiert wurde. Reibung hat ja auch den Effekt des Polierens. Indem man die Lektionen der Schule auf das tägliche Leben anwandte, kamen manchmal auch unvermutete Charakterstärken ans Tageslicht.

Die meisten der Studenten waren aktive Christen. Nach der Zeit in Wiedenest sollte sich für viele bestätigen, was sie versprochen hatten: »Alles zu tun und überall hinzugehen, wo der Herr uns gebrauchen möchte.«

Dieses Missionskonzept war völlig neu für mich. Ich kann nicht erklären, warum ich nicht früher davon gehört hatte. Falsche Vorstellungen von rundlichen alten Männern in Tropenhelmen, die von Löwen verfolgt wurden, ließen mich wohl nicht weiterdenken. Hier aber waren hingegebene junge Frauen und Männer, die den festen Vorsatz hatten, das Zeugnis von Jesus Christus in alle Welt hinauszutragen. Obwohl ich nicht mehr zu den Jüngsten hier gehörte und auch nicht zu den Bestausgebildeten, entschädigte meine Begeisterung für viele andere Voraussetzungen, die mir fehlten. Immer, wenn ein Missionar die Schule besuchte und uns ein Missionsgebiet vorstellte, ging ich auf mein Zimmer und betete: *Herr, ich bin bereit, dorthin zu gehen, wenn du es willst.*

Man könnte diese Haltung naiv nennen, aber auf jeden Fall verursachte sie ziemliche Verwirrung in meinen Gedanken. Dennoch glaube ich auch heute noch, dass Verfügbarkeit und Offenheit unentbehrliche Voraussetzungen sind, um göttliche Führung erfahren zu können. Gott weiß, wie es im Herzen aussieht und kann aus dem Chaos etwas machen, was sehr gut ist. Für mich war dieser ganze Prozess der Auslese ein Teil seiner Führung. Die »Zuiderkapel« in Haarlem wurde von Gott dazu gebraucht, eine ganze Reihe von Missionaren auf die Erntefelder hinauszuschicken. Eine der ersten, die ausgesandt wurden, war Elze Stringer, die in »Niederländisch Neu Guinea« tätig war. Ich kannte Elze persönlich nicht, aber ihre Eltern und mehrere ihrer Brüder und Schwestern nahmen regelmäßig an den Gottesdiensten in der »Zuiderkapel« teil.

Es war vielleicht wegen dieser Verbindung, dass ich den »Pionier« zugeschickt bekam. Das war eine Zeitschrift des christ-

lichen Missionsverbandes, der Elze ausgesandt hatte. In einer Ausgabe wurde berichtet, dass ein Pilot der CAMA (*Christian and Missionary Alliance*) namens Al Lewis in den inneren Bergen Neuguineas abgestürzt und ums Leben gekommen war. Von der Bereitschaft dieses Mannes, sein Leben hinzugeben, war ich sehr beeindruckt. Fast unvermeidlich ergab sich daher mein nachfolgendes Gebet: »Herr, wegen dieses Unglücksfalles ist eine Lücke entstanden. Ich bin zwar kein Pilot, aber wenn ich diese Lücke füllen soll, so bin ich bereit zu gehen.« Der Tod Al Lewis' trug dazu bei, dass mein Interesse an Neuguinea geweckt wurde.

Eine Reihe früherer Schüler aus Wiedenest war nach Pakistan gesandt worden, wobei die Bibelschule hier die Funktion einer Missionszentrale übernahm. Einige Mitschüler fühlten sich ebenfalls mit wachsender Gewissheit nach Pakistan berufen. Ich verspürte einen sanften Druck, mich ihnen anzuschließen, was gleichzeitig schmeichelhaft und beruhigend für mich war. Es wäre sicherlich angenehmer, in Zukunft mit Klassenkameraden zusammenarbeiten zu können, als ganz auf sich allein gestellt zu sein.

Es brauchte daher nicht viel Überredungskunst, dass ich mich der Gebetsgruppe mit dem Ziel Asien anschloss. Schließlich befand sich Neuguinea ja ebenfalls in Asien. Schon etwas schwerer zu erklären war die Tatsache, dass ich auf einem Foto dabei war, das zukünftige Kandidaten für Pakistan zeigte, denn ich hatte niemals wirklich bestätigt, dass dies der Platz sein sollte, wo Gott mich haben wollte. Es musste noch etwas Entscheidendes geschehen, damit ich sicher war, in welches dieser beiden Länder ich gehen sollte. Oder gab es vielleicht noch eine

dritte Möglichkeit, die ich bisher zu wenig beachtet hatte? Aber noch verursachten mir diese Fragen keine schlaflosen Nächte, denn ich befand mich erst im ersten Studienjahr und war überzeugt, dass sich Gottes Führung schon bis zu meinem Abschluss 1958 zeigen würde. Zu meinem eigenen Erstaunen beschloss Gott aber, mir seine Pläne bereits zu offenbaren, als ich gerade einmal sechs Monate in Wiedenest studiert hatte.

Am 8. April 1956 organisierten Studenten, die ihren besonderen Auftrag in Afrika sahen, einen Missionsabend. Viele Vorbereitungen und Gebete waren diesem Treffen vorausgegangen. Lampenfieber und ein brennendes Herz für einen so bedürftigen Kontinent wirkten zusammen, und man nahm seine Verantwortung ernst. Zudem nahmen sowohl alle Lehrer als auch Gäste aus der Umgebung des Ortes teil. Dass die gesamte und in ihrer Kritik meistens nicht zurückhaltende Studentenschaft erschienen war, war ein weiterer Grund, sich anzustrengen. Als der Abend herankam, meisterten die Studenten ihre Sache sehr gut. Gut gelaunt und mit beiläufigem Interesse verfolgten wir das vorgestellte Programm. »Sie sollen ruhig ein wenig schwitzen«, sollte unsere distanzierte Haltung verdeutlichen, »schließlich kommt jeder einmal an die Reihe.« An diesem Abend wurde mir deutlicher, dass die ganze Welt unser Arbeitsfeld sein sollte.

Mit 33 Jahren war Friedhelm Nusch der älteste männliche Student an der Schule. Um die Missionarslaufbahn einzuschlagen, hatte er eine gut gehende Druckerei aufgegeben. Er war in der »Welt« erfolgreich gewesen und dennoch bereit, anstelle von materieller Sicherheit die Unsicherheiten und Nöte eines Lebens auf dem Missionsfeld auf sich zu nehmen. Viele bewunderten ihn heimlich deswegen, aber aus zwei weiteren Gründen wurde

er von anderen beneidet. Zum einen war Friedhelm verheiratet, zum anderen wusste er bereits, wohin Gott ihn berufen hatte. An jenem Missionsabend gab Friedhelm ein Zeugnis und erzählte in seiner einnehmenden und legeren Art, wie Gott ihm gezeigt hatte, dass er nach Afrika gehen solle. Dankbarkeit dafür, was Gott für ihn getan hatte, nannte er als Hauptmotivation, dass er Missionar werden wollte. Mit einer unerklärlichen Liebe und Fürsorge für ein Volk, das er noch nie gesehen habe, fühle er sich nach Tansania gerufen. Seine Hingabe an Christus dränge ihn, diese Menschen für Jesus zu gewinnen.

Auf einmal schoss es mir durch den Kopf: *Was er über Tansania sagt, das könnte ich über Neuguinea sagen.* Der nächste Gedanke durchfuhr mich wie ein Blitz: *Dann ist es Neuguinea!* Es kam mir so klar zu Bewusstsein, dass es keinen Zweifel gab. Ich konnte fast nicht mehr sitzen bleiben. Es drängte mich, nach vorne zu stürzen und der Versammlung voll überfließender Freude und Gewissheit zuzurufen: »Der Herr hat mich gerade nach Neuguinea berufen!« Aber solche Dinge tat man in Wiedenest einfach nicht, daher blieb ich sitzen und versuchte, die Sache vernünftig zu betrachten.

Mach dir nur nichts vor, sagte ich zu mir selbst. *Warum sollte Gott dich nach Asien berufen, wenn einer über Afrika redet?* Das war doch ein logischer Gedanke. *Du bist außerdem erst ein Anfänger. Weißt du denn von irgendjemandem, der während seines ersten Jahres berufen wurde?* Mir fiel keiner ein. *Du hast früher schon Fehler gemacht,* ging die Argumentation weiter, *willst du dich vor all diesen Menschen lächerlich machen?* Ich beschloss daher, auf meinem Platz sitzen zu bleiben und mich erst zu vergewissern, ob Gott wirklich gesprochen hatte. Was an diesem Abend noch gesagt

und getan wurde, ging an mir vorbei. Mit Spannung wartete ich auf das Abschlussgebet, denn gleich danach würde es mir möglich sein, in aller Stille Gott zu fragen, was das alles zu bedeuten hatte.

Als die letzten Kirchenbesucher gegangen waren, holte ich mir einen Sessel aus dem Zuschauerraum und setzte mich in die kleine Eingangshalle. Hier würde mich niemand stören. Ich hatte die Absicht, so lange dort zu bleiben, bis mir klar würde, ob Gott wirklich gesprochen hatte. Ich kniete vor dem Sessel nieder und beugte meinen Kopf. Aber was war das? Bevor ich eine Frage stellen konnte, kamen Worte des Preises und der Dankbarkeit spontan und übersprudelnd über meine Lippen – direkt aus meinem Herzen. Es war nichts zu fragen – ich konnte Gott nur für die Gewissheit danken, die er mir geschenkt hatte. Er hatte gesprochen. Er wollte, dass ich nach Neuguinea gehe. Meine Freude war vollkommen!

In der darauffolgenden Nacht wachte ich zu einer ungewöhnlichen Stunde voller Angst auf. Wahrscheinlich hatte ich geträumt. Lebendig und klar sah ich ein Bild vor mir: Stammesangehörige aus Neuguinea, die nackt und schmutzig waren. Sie waren primitive Mörder, die nicht davor zurückschreckten, Missionare anzugreifen und zu töten. Ich fühlte einen Schauer, als mir wieder die klaren und unmissverständlichen Gedanken in den Kopf kamen: *Du bist nur ein Scheinheiliger. In der Öffentlichkeit hast du immer behauptet, du wärest bereit, überall hinzugehen. Nun hat Gott wirklich gesprochen, und du willst dich aus der Affäre ziehen.* Furcht mischte sich mit Unwilligkeit. »Herr Jesus«, betete ich laut, »ich habe Angst und will schon aufgeben. Aber wenn du willst, so will ich gehen.«

Schneller als eine Lampe zu leuchten beginnt, wenn man den Schalter betätigt, kehrte die Freude zu mir zurück. Seit jener Nacht habe ich nicht ein einziges Mal mehr gezweifelt, dass Gott mich nach Neuguinea berufen hatte. Diese felsenfeste Gewissheit war gut für mich, denn es dauerte von diesem Zeitpunkt an noch fünfeinhalb Jahre, bis ich wirklich nach Neuguinea ausreisen konnte. Tatsächlich schlugen Dutzende von Türen zu, die mir den Eingang nach Neuguinea hätten verschaffen können. Bereits am folgenden Morgen bekam ich einen kleinen Vorgeschmack der Dinge, die da kommen sollten. Wir saßen im Klassenzimmer und warteten auf die erste Unterrichtsstunde. Als ich den Lehrer kommen hörte, ging ich ihm entgegen, um ihn außerhalb des Klassenzimmers abzufangen. »Gestern Abend hat mich der Herr nach Neuguinea berufen«, platzte ich heraus. Doch es kam weder ein Lächeln noch eine Frage, auch kein ermutigendes Wort.

»Wir werden sehen«, war alles, was er sagte, und damit schritt er auf das Pult zu.

Eine Regel der Bibelschule besagte, dass während der Bibelschuljahre keine Freundschaften zwischen Mädchen und Jungen begonnen werden sollten. Die Vorbereitung auf das Missionsfeld wurde als vorrangig betrachtet. Wer zu viel damit beschäftigt wäre, einen Partner für gemeinsame Zukunftspläne zu finden, würde vielleicht das Studieren der Bibel vernachlässigen und das Wesentliche aus den Augen verlieren. Natürlich wurde über diese Regelung viel diskutiert, aber von den meisten wurde sie dennoch akzeptiert. Die Studenten erinnerten einander gerne daran. Kaum hatte man eine Diskussion mit einem

Vertreter des anderen Geschlechts angefangen, flüsterte schon ein Mitschüler spaßeshalber: »Keine Anbahnungen bitte!« Wie sich herausstellte, war ich einer der wenigen, die hier eine Ausnahme machen sollten.

Nach Abschluss des zweiten Studienjahres wurde ich für die Sommermonate nach England geschickt, um die Sprache zu lernen. Durch die Vermittlung der Bibelschule kam ich auf den Bauernhof der Familie Bailey in Wimborne, Dorset. In dem alten, weitläufigen Bauernhaus lebte auch die Tochter Daphne mit ihrem Ehemann Rudi. Es wurde ein wunderbarer, unvergesslicher Sommer. Am Vormittag widmete ich mich meinen Studien und am Nachmittag fiel es mir nicht schwer, am Bauernhof Hand anzulegen. Mr und Mrs Bailey waren etwa Mitte fünfzig und einfach ein großartiges Ehepaar: gastfreundliche, herzliche und fröhliche Christen. Die Zeit verging viel zu schnell, und nur wenige Wochen verblieben bis zu meiner Rückkehr nach Wiedenest, um mein letztes Schuljahr zu absolvieren. Es war ein so unbeschwerter Sommer gewesen, dass sogar »Anbahnungen« keine Versuchung dargestellt hatten. Ich hatte nicht einmal daran gedacht, und zwar aus einem ganz einfachen Grund: Ich konnte mir nur vorstellen, ein holländisches oder deutsches Mädchen zu heiraten. Irgendwie aber schien ein englisches Mädchen für mich nicht infrage zu kommen. Das änderte sich sehr schnell, als Ruth auf der Bildfläche erschien.

Eines Tages tauchte sie einfach auf der »Honeybrook Farm« auf. Sie begleitete Rosemarie, die älteste Tochter der Baileys.

Ruth war eine anziehende Person mit einem sanften Charakter. Ihr Hintergrund war ebenfalls interessant. Als Tochter eines

staatlichen Steuerprüfers wurde sie in Haifa, Israel geboren, wo sie bis zu ihrem vierzehnten Lebensjahr gelebt hatte. Genauer gesagt war ihre Abstammung nicht englisch, sondern schottisch, obwohl sie nie nördlich der Grenze gelebt hatte. Am Ende des Zweiten Weltkrieges kam sie zusammen mit ihren Eltern nach England, schloss die Schule ab und studierte dann am St. Michaels College in Oxford Theologie. Mit Rücksicht auf die traditionellen Ansichten ihres Vaters brach sie aber das Theologiestudium ein Jahr vor dem Abschluss ab und begann zu unterrichten.

Ich überlegte: Sie war hübsch, intelligent und gut erzogen – und daher wohl nichts für mich. Also machte ich mir keine großen Hoffnungen. Warum aber ließen mich die Gedanken an sie nicht los?

Als Ruth auch an mir Interesse zeigte, dachte ich zunächst, sie wolle sich auf meine Kosten lustig machen. Dennoch kamen wir großartig miteinander zurecht. Wenn die Unterhaltung zu kompliziert wurde, wechselte ich auf Deutsch, das sie ebenfalls gut verstand, aber selbst nicht sprach. Indem wir zwei Sprachen benutzten, konnten wir uns mühelos unterhalten. Und dann merkten wir beide, dass wir uns ineinander verliebt hatten.

Einige Tage, bevor ich England wieder verlassen sollte, fragte ich Ruth, ob sie mich heiraten wolle. Als sie »Ja« sagte, konnte ich es zunächst nicht glauben, da mein Antrag auch eine Bedingung enthalten hatte. Ich hatte Ruth von meiner Vergangenheit erzählt und von meiner Absicht, nach Neuguinea zu gehen. Ich musste ihr auch sagen, dass Gott und meine Berufung immer Vorrang in meinem Leben haben würden. Ruth würde niemals mehr als den zweiten Platz beanspruchen können.

Zu der Zeit kannten wir uns nicht einmal einen Monat lang, und Ruth konnte nur an den Wochenenden nach Wimborne kommen. Heute sind fast vierzig Jahre vergangen, und sie nimmt noch immer »Nummer Zwei« ein, worüber sie sich niemals beschwert hat. So eine Frau ist meine Ruth!

Nachdem das geklärt war, konnte ich England beruhigt verlassen. Wie aber sollte ich dem Direktor der Bibelschule in Deutschland gegenüberreten? Wieder zurück in Wiedenest wurde mir bewusst, dass es nicht richtig war, die Richtlinien der Schule zu umgehen. Ich teilte Ruth meine Entscheidung mit, sodass wir vier Wochen lang nicht miteinander schrieben. Ermutigt durch einen Brief von Daphne Bailey aus England sprach ich beim Stellvertreter des Direktors vor. So beiläufig wie möglich versuchte ich ihm zu erklären, dass ich mich verliebt hatte, wobei die Betonung darauf lag, dass es sich hierbei um etwas handelte, das nicht geplant gewesen war. Ich fand weitaus mehr Verständnis, als ich erwartet hatte und war übergücklich über die Erlaubnis, Ruth schreiben zu dürfen. Gleich nach diesem Gespräch schrieb ich – nach langer Unterbrechung – an Ruth. Ich sehe es immer noch als Geschenk Gottes an, dass ich trotz meiner schwierigen finanziellen Lage immer eine Briefmarke für meinen täglichen Brief auftreiben konnte. Während der Weihnachtsferien 1957 verbrachte ich eine Woche mit Ruth in England. Zu Ostern 1958 kam sie für einige Tage nach Holland, und am 6. April kauften wir uns Verlobungsringe. Das waren bis auf zwei Tage genau zwei Jahre, nachdem Gott mich nach Neuguinea berufen hatte. Anschließend konnten wir noch drei Wochen zusammen verbringen.

Einen Monat später schloss ich die Bibelschule in Wiedeneast ab und kehrte nach England zurück, um einen Lehrgang an der Sommerschule für Sprachwissenschaften zu belegen. Der Lehrgang endete am 19. September. Am 23. September heirateten Ruth und ich in der wunderschönen Kleinstadt Wimborne Minster. Nach einer kurzen Hochzeitsreise fuhren wir weiter nach London und begannen am 2. Oktober eine medizinische Ausbildung an einer Missionsschule. Die medizinischen Ausdrücke kamen mir am Anfang wie eine weitere Fremdsprache vor. Nach neun Monaten harter Arbeit legten wir beide die Prüfung ab und gewannen Preise.¹³ Eins der schönsten Komplimente, die ich je bekommen habe, stammt von einem der Lehrer dort: »Vor einem Jahr konnte er fast kein Englisch, und jetzt hat er sogar einen Preis bekommen.«

Nun hatten wir unsere Ausbildung abgeschlossen und waren bereit, jeden Moment nach Neuguinea aufzubrechen.

13 Im englischsprachigen Raum üblich für besonders gute Schulleistungen.

AUFBRUCH NACH WESTNEUGUINEA



Dieser Moment sollte sich allerdings lange hinausziehen. Fünf lange Jahre des Wartens und Prüfens sollten insgesamt vergehen, und immer wieder mussten wir zusehen, wie unsere Pläne zunichtegemacht wurden – nicht zuletzt durch starre Missionsbehörden.

Ich hielt einen Brief in der Hand, der gerade in unser Postfach geflattert war, und war ratlos, wie ich mich weiter verhalten sollte. »Hör zu«, sagte ich zu Ruth, als ich ihr vorlas:

Sehr geehrter Herr Teeuwen,

danke für Ihren Brief, den ich von unserem Generalsekretariat weitergeleitet bekam. Ich soll Ihnen den Beschluss unseres Rates mitteilen, dass wir Ihnen keine Bewerbungspapiere für eine Arbeit in Neuguinea ausstellen können. Sie werden leicht erkennen, warum wir Sie dazu nicht ermutigen können.

Erstens spricht Ihr Alter gegen eine Bewerbung für eine missionarische Pionierarbeit. Wir arbeiten vorzugsweise mit Missionaren zusammen, die noch wesentlich jünger sind. Zweitens haben wir den Eindruck, dass Ihre Frau nicht den Vorzug einer Bibelschulausbildung hat. Drittens käme es durch die große Entfernung Englands von Neuguinea zu unerschwinglichen Reisekosten, denn es geht nicht nur um die Anreise, sondern auch um die nachfolgenden Heimaturlaube. Viertens wünschen wir, bevor unser Rat jemanden auf das Missionsfeld schickt, diesen genau zu kennen, und das ist bei Ihnen nicht der Fall.

Wir vertrauen darauf, dass Sie diesen Beschluss als vom Herrn gegeben annehmen können und sind uns sicher, dass er Ihnen seinen Ratschluss für Ihr Leben enthüllen wird, wenn Sie ihn danach fragen.

Danke für Ihr Interesse.

*Mit herzlichen christlichen Grüßen, hochachtungsvoll ...
(Sekretariat für Bewerbungen)*

Ruth war stets bemüht, die positive Seite der Dinge zu sehen. »Wenigstens haben sie geantwortet«, sagte sie ruhig. Wie recht sie damit hatte! Wir hatten unzählige Briefe an verschiedene Missionsgesellschaften geschrieben, aber viele machten sich nicht einmal die Mühe zu antworten. Eine Missionsgesellschaft ließ uns zwei Jahre lang zappeln. Dann fiel die Entscheidung, aber bei der Antwort, die kurz nach meinem 30. Geburtstag eintraf, fühlten wir uns, als wolle man uns auf den Arm nehmen: »Unsere Altersbegrenzung für Kandidaten liegt bei 30 Jahren«, schrieb man uns, »und da Sie bereits über 30 sind, können wir Sie nicht annehmen.« Ich schrieb zurück, dass ich noch nicht einmal 28 gewesen war, als ich mich zum ersten Mal beworben hatte und ich diesen Ablehnungsgrund daher nicht akzeptieren konnte. Daraufhin gab man uns den Bescheid, dass wir von der holländischen Niederlassung der Missionsgesellschaft aus angenommen seien, die Zustimmung des amerikanischen Ausschusses aber noch ausstehe. Während wir uns für einige Studien in England aufhielten, bekamen wir die Nachricht, dass der amerikanische Personalchef Holland besuchen würde, wobei die Gelegenheit zu einem Treffen mit ihm bestünde. Wir sag-

ten daher einige Unterrichtsstunden ab und buchten einen billigen Nachtflug nach Holland. Beim Missionsbüro angekommen, mussten wir mehrere Stunden warten, während andere Kandidaten befragt wurden. Es war schon spät, als unsere Stunde schlug – zumindest dachten wir, dass sie da wäre.

»Der Personalchef lässt Ihnen sagen, dass es keinen Zweck hat, mit Ihnen zu sprechen. Aufgrund Ihres Alters erfüllen Sie unsere Anforderungen nicht«, teilte uns die holländische Sekretärin steif mit. Und das war – was uns betraf – alles.

Wenig später erhielten wir noch einen Brief derselben Missionsgesellschaft, in dem man uns eine Arbeit in Afrika anbot. Wir hatten jedoch keine Lust mehr, mit dieser Gesellschaft zusammenzuarbeiten. Höflich sagten wir ab, ohne zu erklären, wie unlogisch dieses Angebot in Wirklichkeit war.

Wenigstens war der Brief, den ich jetzt in der Hand hielt, diesmal eine klare Antwort. Aber konnte mein Alter wirklich ein Hindernis darstellen, wenn Gott gesprochen hatte? Warum nahmen sie außerdem an, dass Ruth keine biblisch fundierte Ausbildung besaß? Sie hatte eine bessere als ich! Seltsam schien es auch, dass man sich über die große Entfernung Englands von Neuguinea Sorgen machte, wenn Jesus doch ausdrücklich befohlen hatte: »Geht hin in die ganze Welt ...«. ¹⁴ Doch diese Missionsgesellschaft ließ sich anscheinend von weiten Reisen abschrecken. Glaubten diese Brüder nicht daran, dass Gott alles Nötige schenken würde? Und zum Schluss: Wenn man den Wunsch gehabt hätte, uns näher kennenzulernen, so hätte

14 Markus 16,15

man schon eine Gelegenheit dazu gefunden – davon waren wir überzeugt. Daher brachen wir den Briefkontakt ab, wobei ich das Gefühl hatte, dass ihnen das nur recht war. Obwohl uns so viel Gleichgültigkeit schon zu schaffen machte, waren wir entschlossen, weiterzumachen. Der Ruf Gottes war zu deutlich gewesen, als dass an ein Aufgeben zu denken war.

Zu dieser Zeit hatte der Herr uns eine allerliebste kleine Tochter geschenkt. Um meine winzige Familie zu versorgen und die Wartezeit zu nutzen, entschloss ich mich, Arbeit zu suchen. Das Verpacken von kleinen Bibelheften, wofür ich eine bescheidene Entschädigung erhielt, war nicht wirklich das, was ich mir unter missionarischem Dienst vorgestellt hatte, aber es hatte seine Vorteile. Ich konnte bei der *Scripture Gift Mission* in einem positiven christlichen Umfeld arbeiten, und einige der leitenden Brüder zeigten sogar aufrichtiges Interesse für meine Pläne und waren bereit, mir weiterzuhelfen. Vor allem Ashley Baker war entschlossen, mich zu dem Platz zu bringen, wohin Gott mich berufen hatte. Mr Baker hatte vor vielen Jahren ganz klein angefangen und war jetzt Leiter der Mission. Er war ein lebenswürdiger Mensch, konnte aber auch rasch zur Sache kommen. Sein rundes, rosiges Gesicht, geziert von einer Brille mit Goldrand, strahlte Wärme aus. Als Mr Baker von meinem Anliegen erfuhr, bot er mir an, einem Freund zu schreiben, der Generalsekretär einer Missionsgesellschaft in den Vereinigten Staaten war. Dankbar nahm ich dieses Angebot an, und nicht lange danach befand sich schon ein Brief auf dem Weg. Vertrauensvoll erwarteten wir eine baldige Antwort, doch nach mehreren Wochen war noch immer nichts gekommen. Baker konnte dieses Schweigen nicht als Antwort hinnehmen und schrieb noch-

mals – doch wieder kam keine Reaktion. Über diese Entwicklungen war er so beunruhigt, dass er mir vorschlug, ich solle mit Hinweis auf ihn ein paar Zeilen schreiben, mein Interesse an der Mission kundtun und ein kurzes Lebenszeugnis anhängen. Das erledigte ich so rasch wie möglich und wartete.

Einige Wochen später schrieb ich nochmals, um nachzufragen, warum ich nichts gehört hatte. Es war fast nicht zu glauben, aber schließlich erhielten wir doch einen Brief von der *Regions Beyond Missionary Union* (RBMU) in Philadelphia im Bundesstaat Pennsylvania. Der Generalsekretär der Missionsgesellschaft, Mr Vine, begann seinen Brief gleich mit Entschuldigungen und erklärte die Situation: Im ersten Briefumschlag hatte er nur meinen kurzen Lebensbericht vorgefunden, nicht aber meinen Brief, der auch die Adresse enthalten hätte. Natürlich wusste er nicht, was er mit einer solchen spärlichen und unvollständigen Information anfangen sollte. Nach meinem zweiten Brief konnte er die Puzzleteile dann zusammensetzen. Für den Augenblick schien es so, als ob nun endlich etwas in Bewegung kommen sollte. Ausnahmsweise war auch mein Alter kein Problem – eine große Hürde schien überwunden zu sein. Nachdem wir die Bewerbungsbögen ausgefüllt hatten, erhielten wir ohne weitere Verzögerungen oder Missverständnisse die unglaubliche und aufregende Nachricht, dass man uns als Missionare für Neuguinea angenommen hatte. Aber da tat sich ein weiteres Hindernis auf: Weil das amerikanische Büro für die Arbeit in Neuguinea verantwortlich war, sollten wir in den Vereinigten Staaten an einem Vorbereitungskurs teilnehmen. Da man uns aber das Geld für die Überfahrt nicht vorstrecken konnte, kam die Angelegenheit wieder ins Stocken. Wo sollten

zwei gerade mit der Ausbildung fertig gewordene, mittellose Studenten mit einem kleinen Baby die astronomische Summe, die für eine Transatlantikreise notwendig war, hernehmen? Zum Glück blieb uns aber kaum Zeit, an der Situation zu zweifeln. Das Büro der RBMU in London bot großzügig an, für die Überfahrt aufzukommen, und der Vater von Ruth beteiligte sich ebenfalls daran.

Plötzlich besaßen wir genügend Mittel, um die Ausgaben zu decken. Überglücklich verließen wir England und konnten eine ganze Woche lang den Luxus an Bord des deutschen Passagierschiffes »Hanseatic« genießen, das Southampton am 22. August 1960 verließ. Endlich befanden wir uns auf dem Weg!

Zu unserer Überraschung wurden wir nicht von Gangstern und Cowboys empfangen und verliebten uns sofort in Amerika. Unsere Zuneigung zu diesem großartigen Land ist über die Jahre sogar noch größer geworden. Die ersten Eindrücke waren einfach überwältigend. Als wir vom New Yorker Hafen weiterfuhren, waren wir von dem ehrfurchtgebietenden Straßensystem sehr beeindruckt. Es war berauschend, eines der vor Sauberkeit glänzenden Restaurants am Straßenrand zu betreten und dort eine Wahl aus 28 verschiedenen Eissorten zu treffen. Wir bestellten eine exotische Geschmacksrichtung in der Annahme, dass diese »derzeit ausverkauft« sein würde. Doch eine lächelnde und freundliche Kellnerin servierte uns das Bestellte ohne Verzögerung und brachte uns sogar noch ein Glas Wasser dazu. Aber nicht nur die Kellnerinnen waren freundlich – die spontane Herzlichkeit der Menschen insgesamt war für uns bemerkenswert. Schon bald nachdem wir in der Zentrale der Missionsgesellschaft unser Quartier bezogen hatten,

fühlten wir uns wie die Israeliten, als sie in das verheißene Land gekommen waren. Wir waren in dem Land angekommen, in dem »Milch und Dollar fließen«.

Der Vorbereitungskurs für angehende Missionare, zu dem wir eingeladen worden waren, ging sofort los. Es war gut, zukünftige Kollegen kennenzulernen und mit Missionspraktiken Bekanntschaft zu machen. Am meisten faszinierten uns natürlich die Berichte über Neuguinea, wodurch wir Einblicke bekamen, Erzählungen aus erster Hand hörten und Dutzende von Dias jenes faszinierenden Landes sahen. Begierig sogen wir den Duft von Erde und Rauch in uns auf, der noch an ihnen haftete. Vielleicht würden wir schon sehr bald Teil dieses geheimnisvollen Lebens sein. Hoffnungsvoll verabschiedeten wir uns am Ende des Kurses von unseren zukünftigen Missionskollegen. »Bis bald in Neuguinea«, riefen wir einander aufgeregt zu.

Eine Prüfung mussten wir aber noch bestehen – vielleicht sogar die schwerste von allen. Durch den Kurs hatten sich sowohl unsere Motivation als auch unsere Erwartungen noch gesteigert. Innerlich waren wir bereit zur Abreise, aber uns fehlten immer noch die materiellen Mittel. Es war vorgesehen, dass wir zunächst fünf Jahre in Neuguinea verbringen sollten, und daher mussten wir Ausrüstung und Kleidung für diesen ganzen Zeitraum beschaffen. Ein beträchtlicher Betrag war erforderlich, um die Reisekosten zu decken, dazu kam noch ein monatlicher Unterhalt. Die Missionsgesellschaft kam für diese Kosten nicht auf. Man ging davon aus, dass wir unser Anliegen verschiedenen Gemeinden vortragen sollten, die bereit wären, für unsere finanziellen Bedürfnisse zu sorgen. Das wurde aber für uns zu einem Problem, denn wir waren in diesem Land fremd und den

Gemeinden unbekannt, die dafür infrage kommen könnten. Nur selten gab es Einladungen mit einer Gelegenheit, unser Anliegen vorzutragen. Obwohl wir überall freundlich aufgenommen wurden und etwas finanzielle Hilfe erhielten, war es bei Weitem nicht genug. Wir befanden uns in einer Sackgasse. So verging ein Tag nach dem anderen, ohne dass sich die Situation grundlegend verbessert hätte. Als Ausländer konnte ich nicht mit einer Arbeitsbewilligung rechnen; meine Möglichkeiten waren daher begrenzt. Monatelang bestand meine Hauptverantwortung in Geschirr waschen, Rasen mähen und gelegentlich anfallenden Arbeiten rund um das Missionsgebäude. An dieser Situation änderte sich bis Dezember 1960 nur wenig.

Vom 4. bis 11. Dezember 1960 fand in der *Moody Church* in Chicago, Illinois der Kongress für Weltmission statt. Missionsleiter und Missionare aus allen Ländern der Erde kamen zusammen, um Missionsstrategien zu diskutieren und Berichte von verschiedenen Missionsfeldern zu hören. Mr Vine wollte ebenfalls teilnehmen und lud mich freundlicherweise ein, ihn zu begleiten. Dankbar sagte ich zu, obwohl ich nicht viel Sinn in meiner Teilnahme sah, denn der Kongress war für Missionare, nicht für solche, die es werden wollten. Was könnten Missionare und Missionsleiter, die selbst finanzielle Unterstützung brauchten, schon für mich tun? Bestenfalls hatte ich noch die Aussicht, weitere Informationen über den Missionsdienst im Allgemeinen zu erfahren. Außerdem war es eine gute Abwechslung zu den langweiligen Pflichten im Missionsheim.

Beim Kongress angekommen, fühlte ich mich unter den Frauen und Männern, die sich auf Missionsfeldern auf der ganzen Welt bewährt hatten, nicht am richtigen Platz. Alle waren

sehr freundlich, aber immer, wenn jemand mit mir eine Unterhaltung beginnen wollte, zuckte ich etwas zusammen. Jeder, der mein Namensschild sah, fragte mich: »Wie lange warst du in Neuguinea?«

Es klang so gar nicht geistlich, wenn ich daraufhin sagen musste: »Ich war noch gar nicht dort.«

Dann begannen die Vorträge. Ohne Ausnahme berichteten die Missionare, dass es ihnen an Arbeitern für ihr Missionsfeld mangle. Ihre Aufrufe waren äußerst eindringlich: »Wo sind die jungen Leute, die bereit sind, in die Mission zu gehen?«

Zwischendurch wurden Missionslieder gesungen. »Wer ist auf Gottes Seite? Wer ist bereit, dem König zu dienen?«, tönte es über die Versammlung.

Ich saß in meiner Reihe und weinte. *Hörst du denn nicht, Gott? Willst du nicht endlich etwas unternehmen?*

Nach einer besonders bewegendem Botschaft ging ich nach vorne und traf direkt auf den Leiter einer bekannten Bibelschule, dem ich mein Leid klagte. Er war leider zu beschäftigt. Mit einer väterlichen Handbewegung legte er mir die Hand auf die Schulter und betete: »Vater, lass ihn an der Sache dranbleiben.«

Ohne Zweifel meinte der gute Mann, dass er sich der Situation angemessen verhalten hatte.

Der Kongress ging inzwischen weiter, und noch andere Aufrufe folgten.

»Was ist mit eurem christlichen Engagement?«, appellierten die Sprecher an die Zuhörerschaft. »Wir sind auf der Seite des Herrn, wir wollen dem König dienen«, kam prompt die Antwort.

Als der letzte Tag der Konferenz nahte, war ich niedergeschlagen und vor allem zornig. Zornig auf Gott, denn er hatte seinen Teil des Abkommens nicht eingehalten. Er hatte mich im Stich gelassen. In einem Anfall kindischer Wut sagte ich ihm, wie mir zumute war.

Schau mal, Herr, begann ich mit großer Selbstgerechtigkeit, ich habe meinen Beruf aufgegeben, mein Heimatland verlassen und eine Ausbildung von mehreren Jahren absolviert, und das alles, weil ich dir dienen wollte. Wenn du aber an meinem Dienst gar nicht interessiert bist, dann soll es mir auch recht sein. Dann werde ich eben nicht Missionar und fahre morgen wieder nach Holland. Wenn du nicht heute noch etwas in Bewegung setzt, ist alles vorbei.

Es war mir todernst, und ich war völlig überzeugt, dass ich am nächsten Tag schon Vorbereitungen zur Heimreise in die Niederlande treffen würde.

Als letzter Tagesordnungspunkt der Konferenz war an diesem Abend noch ein Gottesdienst vorgesehen. Ich ging hin und nahm mir vor, Gott auch nicht die geringste Chance einräumen zu wollen. Absichtlich erschien ich viel zu früh und ging bis zur ersten Sitzreihe nach vorne. Diese blieb für gewöhnlich leer. Als ich mich setzte, gefiel mir der Gedanke, dass niemand neben mir sitzen würde. Hatte ich nicht dem Herrn versprochen, dass ich ihm nicht im Geringsten entgegenkommen würde?

An diesem Abend strömten die Menschen in Scharen zur Kirche. Sogar die vordersten Reihen, auch die Plätze neben mir, waren bald besetzt. Der Gottesdienst unterschied sich nicht wesentlich von denen davor, außer dass die Bitten der Missionare um mehr Arbeiter dringlicher denn je schienen. Dann kam das Ende, der letzte Aufruf, die letzte Antwortstrophe der ver-

sammelten Gemeinde. Nein, der Sprecher hatte doch noch eine Ansage zu machen:

»Bevor Sie nach Hause gehen, wäre es schön, wenn Sie demjenigen, der neben Ihnen sitzt, die Hand reichen und sich kurz vorstellen«, schlug er vor. Das war typisch amerikanisch. Ich hatte wenig Lust dazu, denn was sollte ich sagen? Meine Laufbahn als Missionar war zu Ende, ehe sie richtig begonnen hatte. Schon am nächsten Tag wollte ich die Heimreise antreten. Ohne große Begeisterung drehte ich mich zu dem Mann rechts von mir um, der bereits aufgestanden war, um mich zu begrüßen.

»Teeuwen«, stellte ich mich vor. »Jacques Teeuwen.«

Freundlich erwiderte er: »Ich heiße David Marshall und bin Pastor der *Grace Church* in Ridgewood, New Jersey.«

Dann runzelte er nachdenklich die Stirn. »Jacques Teeuwen«, sagte er. »Wo habe ich diesen Namen nur schon einmal gehört?«

In diesem Augenblick wurde mir bewusst, dass Gott am Werk war und Satans Bollwerk zu zerbröckeln begann.

Nach der Konferenz packte ich wie benommen meine Koffer. Die Zeit zur Abreise war gekommen, jedoch nicht nach Holland! Es war mir unbegreiflich, aber der allmächtige Gott hatte mir gnädig Antwort gegeben, obwohl ich ihn regelrecht erpresst hatte. Wieder einmal hatte er seine unergründliche Güte offenbart. Wie sich zeigte, hatte die *Grace Church* durch die RBMU von uns gehört. Irgendwie aber war die Verbindung zwischen beiden abgebrochen, vermutlich weil einige hin- und hergeschriebene Briefe verlorengegangen waren. Die *Grace Church* hatte niemals eine Antwort auf ihre Bitte um mehr Informationen über uns erhalten.

Nun aber standen Pastor Marshall und ich uns gegenüber, und zwar am Ende der letzten Missionskonferenz, die ich vorher gehabt hatte zu besuchen. Wir sprachen noch kurz über theologische Fragen, dann über die Finanzen. Ich sagte ihm, dass wir mindestens 1200 Dollar für die Überfahrt nach Neuguinea bräuchten, dann noch weitere 170 Dollar im Monat für unsere persönlichen Bedürfnisse sowie Geld für die Ausrüstung der nächsten fünf Jahre. Das war zu jener Zeit eine Menge Geld, aber damals wussten wir noch wenig über die überschwängliche Großzügigkeit Gottes. Zu meiner Überraschung sagte Pastor Marshall nicht gleich »Nein«, konnte aber auch noch keine Versprechungen machen, außer dass wir von ihm hören würden. Einige Wochen später wurden Ruth und ich zur jährlichen Missionskonferenz der *Grace Church* eingeladen. Wir hätten uns beinahe wieder verpasst, da Pastor Marshall in Ridgewood an einer Busstation wartete, während wir an einer anderen ausgestiegen waren. Schließlich fanden wir uns aber doch noch rechtzeitig vor der Abendveranstaltung, die ein unvergessliches Erlebnis für uns wurde. Einmal angekommen, begannen unsere Befürchtungen dahinzuschmelzen wie Schnee in der Sonne, denn wir wurden mit Wärme und großer Anteilnahme aufgenommen, sodass wir uns gleich wie zu Hause fühlten. Man versuchte uns weder eine Falle zu stellen, noch wurde kleinlich auf theologischen Streitfragen oder persönlichen Überzeugungen herumgeritten, sondern die Sache an sich stand im Mittelpunkt. Nach dem Wochenende fühlten wir uns geistlich gestärkt und ermutigt, dass wir eines Tages doch noch nach Neuguinea kommen würden.

Wenige Tage später klingelte das Telefon im Missionshaus.

Pastor Marshall war am Apparat. Es war fast nicht zu glauben, was er uns mitzuteilen hatte:

»Die *Grace Church* hat einstimmig beschlossen, die gesamten Kosten zu übernehmen.«

Ich wollte schon in lauten Jubel ausbrechen, aber da sagte Pastor Marshall plötzlich: »Wir stellen nur eine einzige Bedingung.«

Sofort kam mir der Gedanke, dass dies etwas sein würde, auf das ich bestimmt nicht eingehen könnte, denn so war es bisher immer gewesen. Es war wohl zu Ende. Mit klopfendem Herzen rechnete ich mit dem Schlimmsten.

»Die Bedingung ist, dass ihr euch nicht mit weiteren Studien aufhaltet, sondern so bald wie möglich nach Neuguinea aufbrecht.«

Erleichtert rief ich meine Zustimmung in den Telefonhörer. Das war es ja, was wir wollten! Zusammen mit Ruth und der kleinen Priscilla tanzten wir durch das Haus. Das Unglaubliche war geschehen! Vor mehr als fünf Jahren hatte mich Gottes Ruf in Wiedenest erreicht, und nun gaben alle Signale grünes Licht. Mit neuer Energie widmete ich mich in der nächsten Zeit dem Abwaschen und Rasenmähen, denn das Ende war bereits in Sicht.

Es folgten einige aufregende Wochen. Seit wir in den USA angekommen waren, hatten wir immer etwas Zeit zu unserer eigenen Verfügung gehabt, aber das sollte sich nun ändern. Wir mussten uns um die notwendigen Impfungen kümmern und Kisten zum Einpacken beschaffen. Für die nächsten Jahre mussten Kleidung, Schuhe und Haushaltsgegenstände für die gesamte Familie eingekauft werden. Wer konnte voraussagen,

dass unsere Familie weiterhin nur aus drei Personen bestehen würde? Sollten wir nur Mädchenkleidung mitnehmen oder doch vielleicht auch Sachen für einen kleinen Jungen?

Die Größen der Kleidung waren ein Kapitel für sich. Eine Gemeinde überraschte uns, indem sie uns großzügig die gesamte Ausstattung für Priscilla für die nächsten fünf Jahre spendete. Treue Freunde transportierten die verpackten Güter schließlich zum New Yorker Hafen.

Am 21. Juli 1961 war der große Tag gekommen. Unsere kleine Familie bestieg das Passagierschiff »Medon« der Königlichen Niederländischen Dampfschiffahrtsgesellschaft. Der erste Aufenthalt war Curaçao, wo wir am 26. Juli anlegten. Von dort sollten wir auf die »Roepat« umsteigen, die von Amsterdam kam und am 29. Juli nach Hollandia¹⁵, der damaligen Hauptstadt von Niederländisch Neuguinea, auslaufen sollte. In Curaçao erfuhren wir, dass die »Roepat« Verspätung hatte. Der Abfahrtstermin wurde mehrmals verschoben, und schließlich konnten wir Curaçao erst am 12. August verlassen. Da Hollandia noch so weit weg schien, machte uns diese Verzögerung wenig aus; ich hatte nur Sorge wegen der Mehrkosten, die durch diesen Aufenthalt entstehen würden. Eine Nacht verbrachten wir im San Marco Hotel in Willemstad. Am nächsten Tag kam ein Mitreisender, der uns von New York begleitet hatte und in Curaçao lebte, um sich zu verabschieden. Als er von unserem Dilemma erfuhr, bot er uns sein Strandhäuschen zum Wohnen an; sogar ein Auto und ein Boot standen uns zur Verfügung, und das alles

15 Hauptstadt an der Nordküste Westneuguineas. Seit 1968 als Jayapura bekannt.

kostenlos! So verbrachten wir die nächsten Tage mit Schwimmen und Fischen und tankten in der tropischen Sonne neue Energie. Wir bedauerten es fast, als die »Roepat« schließlich doch auftauchte. Wieder hatten wir viele Gründe, Gott dankbar zu sein, der uns diesen großzügigen Freund und den unerwarteten Urlaub geschenkt hatte.

Die Reise auf der »Roepat« wurde ebenfalls zu einem unvergesslichen Erlebnis. Wochenlang waren wir nur von blauem Himmel und Wasser umgeben. Die unermessliche Weite des Ozeans hinterließ bei uns einen tiefen Eindruck. Das wechselnde Spiel von leuchtenden Farben und Lichteffekten machte uns den Schöpfer und Erhalter des Ganzen neu bewusst. Ab und zu durchbrach ein Schwarm fliegender Fische die Wasseroberfläche, und silbrige, stromlinienförmige Körper schnellten empor, während die Wellen unermüdlich auf und ab rollten.

Nach elf Tagen sahen wir die blauen, mysteriösen Berge von Tahiti aus dem Wasser aufragen. Kaum hatte das Schiff angelegt, waren wir auch schon unterwegs, um die Schönheiten dieser herrlichen Insel auszukundschaften, die damals noch kaum von Touristen besucht wurde. Die ruhige Gangart des Lebens dort zog uns ebenso in ihren Bann wie die angenehmen Temperaturen und die üppige tropische Vegetation. Riesige Kokospalmen und Bananenstauden faszinierten uns ebenso wie die Hibiskusblüten und die roten und lila Bougainvilleas, die sich um weiß gestrichene Häuser rankten. Von den Einheimischen lernten wir, dass eine Blume – die »Frangipani« genannt wird – wenn man sie hinter dem Ohr trägt, den ganzen Tag einen betörenden exotischen Duft verströmt. Wir

entdeckten auf der Insel auch ein uraltes Standbild der Kon-tiki und dachten an die Folgen, die Kapitän Cooks Landung 1797 für die Insel gehabt hatte. Eine Gedenktafel mit einem Bibelvers¹⁶ in drei Sprachen erinnerte an dieses Ereignis. Leichte Traurigkeit überfiel uns, als nach drei Tagen die Zeit zur Weiterreise gekommen war. Das durchdringende Hupen der »Roepat« zeigte dies unmissverständlich an. Als wir uns vom Hafen entfernten, nahmen wir – dem Rat von Freunden folgend – unsere Blumenkränze ab und warfen sie in das Kielwasser des Schiffes. Wenn die Kränze ans Ufer zurückgespült würden, bedeutete das der Tradition nach, dass wir eines Tages nach Tahiti zurückkehren würden. Wir hofften, dass sie nicht auf den Ozean hinaustreiben würden. War es verwunderlich, dass wir so schnell dem Zauber dieser Insel erlegen sind?

Das bequeme Leben konnte aber nicht immer so weitergehen. Weitere Haltestellen waren die Salomon-Inseln und Neukaledonien, und schon kamen wir unserem Bestimmungs-ort immer näher. Damit begann sich auch unsere Haltung zu ändern. Am Anfang der Reise hatte uns die Weite und Zeitlosigkeit des Ozeans gefangen genommen, und wir wünschten uns, dieses sorglose Leben würde immer so weitergehen. Nun wurden wir langsam ungeduldig, wenn wir an das dachten, was uns in Neuguinea erwartete. Und natürlich hatten wir auch etwas Angst. Der Frachter war in den letzten Wochen unser Zuhause gewesen – das rhythmische Stampfen der Maschinen war uns so vertraut wie unser Herzschlag geworden. Wir fühlten uns frei

16 Johannes 3,16: »Denn so hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.«

von Verantwortung und wollten einerseits, dass dieser Zustand für immer bleiben würde. Gleichzeitig war uns bewusst, dass es nicht so sein konnte und uns auf Dauer auch nicht glücklich machen könnte.

Bald würde unser Leben völlig anders aussehen. An Bord des Schiffes fühlte sich unsere kleine Familie geborgen. Und ein bisschen Geborgenheit wäre doch beruhigend gewesen für eine Familie mit einer zweijährigen Tochter und einer Frau, die im sechsten Monat schwanger war.

LANDUNG IN DER STEINZEIT



Früh am Morgen verließ ich unsere behagliche Kabine an Bord der »Roepat« und ging an Deck, um mich ein wenig auszustrecken und die frische, salzige Meeresluft auf mich wirken zu lassen. Es war mir bewusst, dass wir nun bald unser Reiseziel erreichen würden, aber als in der Ferne die gebirgigen Umrisse Neuguineas aus dem Wasser auftauchten, überfiel mich Panik. Die dunklen, zerklüfteten Bergspitzen, die sich im Vordergrund auftürmten, zerbrachen alle übersprudelnden Vorstellungen, die ich mir von unserem Bestimmungsort gemacht hatte; sie offenbarten mir die vor uns liegende Herausforderung in ihrer ganzen Bandbreite.

Warum war ich nur hierhergekommen? Was hatte mich dazu gebracht?

Herr, ich will überall hingehen und alles für dich tun, hörte ich im Gedächtnis noch das Echo meiner eigenen Worte. Ich war diese Verpflichtung allein eingegangen und meinte es auch aufrichtig. Bewundernde Blicke zu mir hin, anerkennende Worte und die Zusage, dass für mich gebetet werde, waren mir zu Kopf gestiegen. Voll der Dinge, die andere von mir erwarteten und die ich selbst zu erreichen dachte, sah ich mich bereits als vollkommenen Helden auf dem Missionsfeld. – Es war ein bisschen, wie wenn ein kleiner Junge eine Flugzeugschulung durchblättert und sich dabei schon wie ein ausgebildeter Pilot eines Jumbo-Jets fühlt.

Träumen ist ein guter Beginn! Aber die Ausführung der edlen Vorsätze erfordert harte und aufopferungsvolle Arbeit.

Für mich war der Traum nun jedenfalls zu Ende. Die mich bisher unterstützt hatten, waren nicht mehr da. Ich musste mich der Realität stellen: Gefahren, Schmutz, Einsamkeit

und ein primitives Leben, von dem ich noch nichts Näheres wusste.

Herr, wie soll ich jetzt nur anfangen?, flehte ich leise. Ich kann doch nicht zurückgehen. Was würden die Leute sagen, wenn es sich als Fehler herausstellt, bevor ich richtig begonnen habe? Aber ich kann mir einfach nicht vorstellen, wie ich das bewältigen soll, was vor mir liegt. Was, Herr, soll ich tun? Wo bist DU?

Da war er mir ganz nah – ein zuverlässiger Helfer in der Not. Seine Gegenwart war beruhigender als das gleichmäßige, rhythmische Hämmern des Frachtschiffes, und besser als die gut gemeinten Worte jeder menschlichen Bekräftigung. Da erinnerte ich mich an die Worte aus der Bibel: »Der HERR ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? ...«¹⁷

Eine gute Frage: Vor wem wirklich? – Das war es, was ich gebraucht hatte.

Als wir in Hollandia an Land gingen, erwartete uns bereits Mary Widbin, um Ruth, mich und Priscilla zu begrüßen. Da Mary bereits vier Jahre in der Missionsarbeit verbracht hatte, erschien sie uns wie eine äußerst erfahrene Missionarin. Sie wirkte fröhlich und zufrieden, daher nahm ich meinen Mut zusammen, ihr sofort eine meiner vielen Fragen zu stellen: »Ist unser Haus schon fertiggestellt?«

Man hatte uns gesagt, dass unsere Kollegen für uns ein Haus errichten würden. Wir würden dafür den nach uns Eintreffenden helfen.

17 Psalm 27,1.

Mary kicherte. »Sie haben noch gar nicht angefangen. Ihr werdet es schon selbst machen müssen.« Anscheinend hielt sie das Ganze für einen ungeheuren Spaß.

»Ich habe bisher nichts gebaut als ein einfaches Bücherregal«, konnte ich nur stammeln.

»Wenn du dein Haus fertig hast, wirst du ein begabter Zimmermann sein«, lachte Mary.

Sie startete den VW-Kombi und mit einem Ruck fuhren wir los in Richtung unserer vorläufigen Unterbringung im Missionsverband an der Küste.

Der Aluminiumbau schien in der Hitze zu kochen. Als wir eintraten, huschte eine fette Ratte davon und verschwand in der offenen Kanalisation des nicht abschließbaren »Badezimmers«. Ich hatte nicht gedacht, dass ich den ersten Vers des 27. Psalms so bald in Anspruch nehmen müsste!

Die Einwanderungsformalitäten waren innerhalb von einigen Tagen erledigt. Der 6. Oktober 1961 war der große Tag: Wir bestiegen eine Cessna 180 der MAF,¹⁸ um nach Karubaga zu fliegen – eine kleine Siedlung ungefähr 250 km entfernt im Landesinnern. Eine reizende Dame namens Betty Green flog uns zu unserem Reiseziel über Sümpfe, Dschungelgebiete, Hügel und hohe Berge.

Auf einmal befanden wir uns in der Steinzeit. Als unser Flugzeug im Swart-Tal zur Landung ansetzte, waren wir begierig, so viel wie möglich zu sehen und in uns aufzunehmen. Wir hatten viele Dias und Fotografien von Neuguinea gesehen, daher war

18 Mission Aviation Fellowship – eine Missionsgesellschaft, die mit ausgebildeten Piloten und Flugzeugen anderen Missionen zu Diensten steht.

uns der Anblick der kleinen, runden, mit Gras gedeckten Hütten bereits vertraut. Blauer Rauch stieg von ihnen auf. Beim Landeanflug fiel mir ein dunkelbrauner, fast unbekleideter Mann auf, der zum Landeplatz rannte. Schließlich berührten wir den Boden und rollten über einen unebenen, grasbewachsenen Landestreifen zu unserem Parkplatz.

Die wenigen Gesichter der Missionare, die wir bereits kannten, verloren sich in einem Meer dunkler Gestalten. Mit neugierigen Blicken strömten die Einheimischen herbei, sobald der Propeller zum Stillstand kam. Die Tür des Flugzeugs wurde aufgerissen. Inmitten des Stimmengewirrs und des Getriebes ringsum konnte ich einzelne Wörter in unserer neuen Sprache verstehen. Ohne Scheu riefen uns Männer und Frauen ihre Begrüßung zu:

»*Wa, nore. Wa!*« – »Sei willkommen, mein Freund. Sei willkommen!«

Priscilla hatte an Bord der »Roepat« ihren zweiten Geburtstag gefeiert. Während des Flugs, der eine Stunde und fünfzig Minuten gedauert hatte, hatte sie auf meinem Schoß gesessen. Nun war sie die erste, die ihre Meinung über unsere neuen Freunde äußerte. »Papa«, rief sie entrüstet aus, »sie haben ja alle schmutzige Nasen!« Dabei kniff sie ihre eigene kleine Stupsnase zusammen.

Da hatte sie allerdings recht. Aber wo sollten Menschen, die nicht einmal Kleider trugen, auch Taschentücher hernehmen?

Ohne Zweifel gab es für uns noch vieles mehr herauszufinden.

DAS VON GOTT VERGESSENE LAND



Die ersten christlichen Missionare kamen bereits vor mehreren hundert Jahren nach Neuguinea. An der Küste bestehen schon längere Zeit Gemeinden.

Die christliche Heilsbotschaft war jedoch noch nicht in die dichten Dschungelgebiete des Hinterlands vorgedrungen. Teile des Evangeliums gelangten von der Küste aus landeinwärts – sie wurden aber immer irgendwie verdreht, wie der folgende Bericht von der Schöpfung:

Gott war sehr beschäftigt. Schneller als gedacht war die Zeit vergangen. Auf einmal war schon Samstagabend. Bald würde der Sonntag anbrechen, und dann käme keine Arbeit mehr infrage. Hatte nicht er selbst den Sonntag zum Ruhetag bestimmt? Wohlwollend blickte Gott um sich. Die vergangene Woche hatte er wirklich genossen. Er hatte beschlossen, eine Welt zu erschaffen und einfach angefangen, Dinge zu entwerfen. Die Ergebnisse waren so faszinierend, dass seine Begeisterung mit ihm durchgegangen war. Was Gott geschaffen hatte, war viel mehr als das unbedingt Notwendige. Vieles von dem, was er ins Leben gerufen hatte, befand sich bereits am rechten Platz. Eine Menge kunstvoller Schöpfungen aber blieb noch übrig. Unordentlich lagen die Werke seiner Hände in den himmlischen Gegenden verstreut. Angesichts dessen erschien ein Tag der Ruhe denkbar ungeeignet. Was sollte er nun mit dem Übriggebliebenen anfangen?

Da hatte Gott einen Einfall und sein Gesicht hellte sich auf. Fest entschlossen, seine Angelegenheiten vor dem Sonntag in Ordnung zu bringen, durchschritt Gott die Himmel und suchte die überschüssigen Dinge seiner Schöpfung zusammen, wie er sie gerade vorfand: einen gewaltigen Gebirgszug, bei dem die

Gipfel kahl und schroff und die Täler tief eingeschnitten waren; einige mit Gras und Büschen bewachsene, gemächlich ansteigende Hügel; ein wilder, reißender Flusslauf und dann noch einige Hektar Dschungelwald mit majestätisch aufragenden Bäumen, sumpfigen Niederungen, einer Unzahl herrlicher, in allen Farben leuchtender Vögel, schleimig-glitschiger Schlangen, listiger Krokodile sowie unzähliger kleinerer Tiere. Schließlich gab es da drüben noch ein melodisch vor sich hin murmeln-des Bächlein, das ebenfalls einen Platz brauchte. Als Gott sich ziemlich sicher sein konnte, dass nichts mehr herumlag, packte er die ganze farbenprächtige Auswahl an Landschaften und Lebewesen und schleuderte sie mit einem einzigen Schwung seines gewaltigen Arms in das All. Auf diese Weise ist nach dieser Legende Neuguinea auf dem Erdball erschienen. Das Land, das Gott in der Samstagnacht erschuf. Erst jetzt konnte der siebte Tag wirklich ein Ruhetag sein.

Selbst diese vagen und verdrehten Bruchstücke der biblischen Botschaft hatten sich aufgelöst, bevor sie über die gewaltigen Bergketten gelangen konnten. Dahinter gab es das Wort Gottes nicht und der Name »Jesus« war nie gehört worden. »Das von Gott vergessene Land« erschien daher als zutreffender Name.

Genau in diesem Gebiet, hinter den hoch aufragenden Bergen des zentralen Neuguinea, waren wir mit der kleinen Cessna in jenem Augenblick gelandet.

Verwunderlich war es ja nicht, dass die christliche Botschaft hier noch nie verkündigt worden war. Bis 1945 – also nicht einmal 20 Jahre vor unserer Ankunft – wusste man noch nicht einmal, dass diese abgelegenen Bergregionen bewohnt waren. In der Endphase des Zweiten Weltkrieges wurde dann ein Flug-

zeug der US-Luftwaffe über Neuguinea als vermisst gemeldet. In der darauffolgenden Suche stieß man auf ungeahnte Ergebnisse. Man entdeckte im zentralen Hochland – ungefähr dort, wo der schlammige, gemächlich fließende Baliem-Fluss sich seinen Weg zu den Ebenen des Nordens bahnt – beträchtliche Ansiedlungen eines Pygmäen-ähnlichen Menschentyps. Es schien ganz und gar unglaublich, dass diese Stämme hier lebten, ohne dass die übrige Welt etwas von ihrer Existenz wusste. Diese Welt zeigte nach den Umstürzen durch den Zweiten Weltkrieg auch nicht besonderes Interesse.

Es gab aber einige Menschen, für die diese Entdeckung ein Aufruf war. Christen wurden aufmerksam, denn man erkannte hier eine der größten Herausforderungen des zwanzigsten Jahrhunderts. Hier gab es Menschen, die noch nie etwas von Jesus Christus gehört hatten; Tausende von Menschen waren nie erreicht worden, lebten und starben in ihren Sünden und wussten nichts von dem Heilsweg, den Gott vorbereitet hatte. Für viele betende Menschen auf der ganzen Erde erhielten Missionslieder wie das folgende eine ganz neue Bedeutung:

*In Länder so fern muss ich gehn, muss ich gehn,
denen niemand gepredigt je hat.
Den Millionen, die nie Gottes Liebe gesehn,
muss ich sagen, was er für sie tat.*¹⁹

19 Originaltext von Albert B. Simpson (1904): »To the regions beyond I must go, I must go, where the story has never been told. To the millions that never have heard of His love, I must tell the sweet story of old.«

1954 schickte die »Christliche Missionsgemeinschaft« ihre ersten Arbeitskräfte ins Baliem-Tal. Andere Missionen folgten in angrenzende Gebiete. 1955 landete ein amphibisches Missionsflugzeug auf dem Archboldsee, der mehrere Tagereisen entfernt im Norden liegt. Von dort aus gelangten Pioniere der Missionsgesellschaft westwärts bis Bokondini, wo sie einen Landeplatz anlegten.

Im Mai 1956 verließen zwei Missionare der RBMU – Bill Widbin und Paul Gesswein – Bokondini und erreichten in südwestlicher Richtung das Swart-Tal, das sie bereits vom Flugzeug aus begutachtet hatten. Im April 1957 kehrten sie zurück ins Swart-Tal, um in Karubaga einen Landeplatz zu errichten. Am 7. Juni 1957 landete dort zum ersten Mal ein Flugzeug. Es folgten Kanggye im August 1960 und Mamit im April 1961. Diese drei Stationen gehörten zum Swart-Tal, wo auch wir die nächsten 13 Jahre unseres Lebens verbringen sollten – zunächst in Kanggye, ab 1962 in Mamit, von 1966 an dann in Karubaga.

SCHMUTZIGE NASEN UND SCHMUTZIGE NADELN



Einige Tage nach unserer Ankunft in Neuguinea wurden wir von Karubaga nach Kanggyme geflogen, wo John und Helen Dekker die Stellung hielten. Wir zogen in eine kleine Hütte um, die vorher als Vorratslager benutzt worden war. Noch waren unsere Haushaltsgegenstände nicht angekommen, daher mussten wir alles Nötige von Dekkers ausleihen. Zu einem kleinen Problem wurde das Schlafen. Zwar war es nicht kalt, doch Ruth, die unser zweites Kind erwartete, lag auf einem dünnen Schaumgummistück ziemlich unbequem. Es gab aber keine andere Möglichkeit, da unsere Matratzen erst eingeflogen werden mussten. Im Zimmer hatten wir keinerlei Bequemlichkeiten; gekocht wurde auf einem mit Holz gefeuerten Ofen und fließendes Wasser gab es nicht.

»*Niyo torinak!*« Erwartungsvoll sprach ich diese Worte zu einem stämmigen jungen Mann, der genau vor mir stand. Der aber blickte mich mit großen, braunen Augen fragend an. Ich ging zu der Vokabelliste hinüber, die ich an einer mit Baumrinde verkleideten Wand aufgespießt hatte und stellte fest, dass es die richtige Redewendung war, die ich verwendet hatte. Indem ich mir mit der Aussprache besondere Mühe gab, wiederholte ich ganz langsam: »*Ni-yo to-ri-nak.*«

Ein wenig verlegen zeigte mein Helfer wie zur Entschuldigung auf seine Ohren: »*Naruk konenggeelik-o, nore.*« Ich hätte ihn auch ohne diese Geste verstanden. Es war die übliche Antwort auf meine Versuche, die Sprache der Dani, wie sie im Swart-Tal gesprochen wurde, zu benutzen: »Ich verstehe dich nicht, mein Freund.«

Nun holte ich einen Kübel und zeigte zum Brunnen.

»Ai, nore.« Man konnte dem jungen Mann ansehen, dass er mich jetzt verstanden hatte. »Ai, nore. Niyo torinakit, kagi-o«, antwortete er, wobei er die einzelnen Silben so rasch aneinanderreihete, dass sie wie ein einziges Wort klangen. Er packte den Eimer, stürzte damit hinaus und lief, vor Aufregung laute Schreie ausstoßend, zum Brunnen. Sein brauner, bloßer Körper spiegelte sich in der Morgensonne. Noch einmal murmelte ich die magischen Worte vor mich hin; es war mir noch immer nicht klar, warum meine Aussprache so gar nicht zu verstehen gewesen war.

Es war ein Glück, dass wir diese Vokabelliste hatten. Sie bestand zwar nur aus einem einzigen Blatt, aber jeder einzelne Ausdruck darauf war gut brauchbar:

komm	<i>mok-o</i>
mache Feuer an	<i>kany kunimok</i>
hole Wasser	<i>niyo torinak</i>
ich verstehe nicht	<i>naruk konenggeelik-o</i>
danke, mein Freund	<i>wa, nore</i>
geh	<i>nak-o</i>

Besonders häufig verwendeten wir den zuletzt genannten Ausdruck. »Nak-o« – »geh weg!« Es erschien uns als die einzige Möglichkeit, uns davor zu schützen, die ganze Zeit über von neugierigen Eingeborenen beobachtet zu werden. Sie folgten uns wie Schatten, wenn wir im Freien waren. Waren wir in unserem kleinen Haus, so spähten sie gerne durch die Risse in unseren Wänden – und es gab zahlreiche Risse!

Unsere Bitten um ein wenig Privatsphäre nützten nicht viel.

Noch bevor die Sonne aufging, hatten sich Dutzende Menschen vor unserem Haus versammelt. Auf Zehenspitzen und mit gestreckten Hälsen warteten sie darauf, dass die Tür aufgehen würde, damit sie einen Einblick von den Vorgängen im Inneren erhaschen könnten. Die Ausdünstungen der ungewaschenen Leiber verbreiteten sich bis zu uns herein. Fliegen, die erst mit eiternden, nicht weiter beachteten Wunden beschäftigt waren, wechselten rasch ihren Aufenthaltsort, um auf uns oder unseren Lebensmitteln Platz zu nehmen.

»*Nanip, nanip*«, ²⁰ bettelten wir. Genauso gut aber hätten wir uns an die umliegenden Berge wenden können. Unsere Worte zeigten einfach keinen Erfolg. Aber man durfte nicht den Dani die Schuld geben. Denn noch nie hatten sie etwas derart Unglaubliches wie diese seltsamen Weißen gesehen, die jetzt in Kanggye ihr Quartier aufgeschlagen hatten.

Nach draußen zu gehen kam einer Zerreißprobe gleich. Sobald wir einen Fuß vor die Tür setzten, kamen Menschen herbeigelaufen, um sich zu jenen zu gesellen, die bereits bei der Türschwelle warteten. Jeder Einzelne versuchte, sich durch sein Schreien Aufmerksamkeit zu verschaffen. Entschlossen versperrte uns einmal ein Mann mit seinen Beinen den Weg. »Ich bringe euch Holz zum Feuermachen!«, rief er, aber das Angebot hörte sich mehr wie ein Befehl an. Von uns wurde nichts anderes erwartet, als zustimmend zu nicken.

Um unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, konnte es geschehen, dass jemand mit seinen schmutzigen Fingernägeln

20 Mehrzahl von »nak-o« – »geh weg«.

so lange an unseren nackten Armen kratzte, bis wir uns ihm zuwandten. Eine Mutter trug ihr krankes Baby auf dem Arm, zeigte auf das mit schmutzigen Krusten überzogene Hinterteil und schrie über den Lärm hinweg: »Nadel! Nadel!«

Ein junger Mann dachte anscheinend, dass er – im Gegensatz zu den anderen – die Bedürfnisse der Neuankömmlinge erkennen konnte. Er wusste, dass uns die schmutzigen Nasen nicht angenehm waren. Daher wischte er sich seine Nase mit beiden Händen ab und rieb anschließend die Handflächen zusammen. Dabei fragte er freundlich: »Soll ich Erdbeeren für euch pflücken?« Es war für ihn ziemlich überraschend, dass wir sein liebenswürdiges Angebot ablehnten.

Die Versuchung, den ganzen Tag im Haus zu bleiben, war groß. Aber wir mussten ja unter die Leute gehen! Sie waren schließlich der Grund für alles, was wir in den vergangenen Jahren auf uns genommen hatten.

In gewisser Hinsicht erschienen uns diese Menschen so heruntergekommen, dass wir uns für sie wünschten, ihr Leben würde eine Veränderung erfahren.

Die meisten litten an Frambösie – einer in den Tropen weit verbreiteten Infektionskrankheit, die mit Wunden im Gesicht und an den Extremitäten beginnt und unbehandelt in chronische Geschwüre übergehen kann.²¹ Jeden Tag marschierten wir zur Klinik, die in einem alten, grasgedeckten Schuppen untergebracht war. Tag für Tag drängten sich draußen die Patienten und warteten ungeduldig auf die Behandlung.

21 Durch die Behandlung mit Penicillin verschwand diese Krankheit allmählich.

»*Liiru! Liiru!*«, riefen sie, indem sie auf ihr Gesäß deuteten; dabei wussten wir ja, dass sie wegen einer Injektionsnadel gekommen waren.

Nur ein Mann wollte sich nicht behandeln lassen. Da er im Gesicht eine Entzündung hatte, sah er nicht ein, warum ich eine Nadel in seine Hinterseite stechen wollte.

Eine Frau erschien mit zwei Babys, von denen das eine mit Geschwüren übersät, das andere aber völlig gesund war. Die Mutter bestand darauf, dass beide Kinder ein *Liiru* erhalten sollten, denn sie waren Zwillinge.

Während das Durcheinander weiterging, wurde ein Topf mit Wasser über einem Gaskocher erhitzt, der sich auf dem recht einfachen hölzernen Behandlungstisch befand. Wenn eine der wenigen Nadeln, die wir besaßen, etwa ein Dutzend Mal verwendet worden war, gab man sie für eine Weile in das kochende Wasser. Das war die einzige Art von Sterilisation, die uns möglich war. Und nur auf diese Weise konnten wir den Forderungen einer ungeduldigen, aufrührerischen und verlangenden Menschenmenge vor der Tür nachkommen.

Wie durch ein Wunder zeigten sich Behandlungserfolge. Schon bald wurden die offenen Geschwüre weniger; Zähne wurden gezogen, Babys zur Welt gebracht und Pfeilverletzungen versorgt. Einige Menschen konnten durch die rechtzeitige Behandlung vor dem sicheren Tod bewahrt werden. Obwohl nicht jeder das so begehrte *Liiru* erhielt, war unsere medizinische Hilfe für die Bevölkerung ein Volltreffer.

EIN GESCHENK FÜR PRISCILLA



Ich erinnere mich an einen Vorfall etwa eine Woche nach unserer Ankunft in Kanggye. Vor unserer Hütte hatte sich eine Gruppe von Männern versammelt; alle schienen ruhig und fröhlich. Jipagan – ein starker, muskulöser Mann – führte die Gruppe an. Indem er seine großen Zähne blitzen ließ, deutete er auf ein Ferkel, wobei er wiederholt den Namen *patilak* aussprach. Wir fragten uns, was man uns damit sagen wollte und machten ihm deutlich, dass wir kein Interesse am Kauf eines Schweins hätten. Die Männer ließen sich jedoch nicht abschrecken; geduldig blieben sie weiter sitzen und warteten. Verblüfft baten wir John Dekker um Rat. Als er sich die Absichten der Männer angehört hatte, konnte er nur mit Mühe ein Lachen verbergen, was uns verständlich war, als uns erklärt wurde, was die Männer wollten.

»Man will euch dieses Schwein geben«, kicherte John, »ganz umsonst, ohne Bezahlung.«

Wir fühlten uns geschmeichelt. War das nicht wirklich ein Zeichen von freundschaftlicher Verbundenheit? Unser Selbstbewusstsein stieg enorm. Aber warum kicherte John noch immer?

»In Wirklichkeit will man das Schwein eurer Priscilla schenken«, setzte John fort. Jetzt erst begannen wir zu verstehen. *Patilak* war der Name der Dani für Priscilla. Warum aber gerade Priscilla dieses Privileg erhalten sollte, war uns noch nicht klar.

Endlich rückte John mit der Erklärung heraus. »Priscilla soll es als Mitgift erhalten«, sagte John, indem er vergeblich versuchte, ernst zu bleiben. »Darum verlangen sie nichts dafür.«

Priscilla war gerade mal zwei Jahre alt!

Es war bei den Dani nicht ungewöhnlich, dass ein Mädchen schon bei der Geburt von geldgierigen Verwandten an einen älteren Mann verkauft wurde. Eine Anzahlung im Gegenwert von ein paar Schweinen reichte aus, um den Handel rechtsgültig zu machen. Sobald das Mädchen Anzeichen körperlicher Reife zeigte, forderte der Käufer seinen Besitz ein und eine endgültige Vereinbarung wurde getroffen.

»Nimm das Geschenk doch einfach an!«, schlug mir John vor. Nach einem kurzen Wortwechsel übergab man mir das Schwein. John machte sich auf den Heimweg, um seine Sprachstudien fortzusetzen.

Etwa eine Stunde später bemerkte ich zu meiner Überraschung, dass die Männer immer noch da waren. Als sie auch nach zwei Stunden noch am gleichen Platz saßen, entschloss ich mich erneut, John zu konsultieren.

»Du könntest ihnen vielleicht eine kleine Stahlaxt geben«, meinte er »Das wird ihnen zeigen, dass du ihr Geschenk anerkennst.«

Von den Männern hat wohl niemand auch nur ein Wort von dem verstanden, was ich zu ihnen sagte. Die Stahlaxt sprach eine deutlichere Sprache. Überglücklich nahmen sie sie in Empfang und waren innerhalb von Minuten verschwunden. Eine Stahlaxt stellte ungefähr den Gegenwert für ein Schwein dieser Größe dar.

ANGST



Einmal drängte sich ein älterer Mann an der Warteschlange zur Klinik vorbei. Er trug den Stoßzahn eines Schweins in der Nase, eine Straußenfeder ragte aus dem Netz heraus, womit sein Haar umschlungen war, und sein Armschmuck bestand aus Kaurimuscheln. Als er darauf bestand, hereinzukommen, anstatt wie alle anderen draußen zu warten, warf ich ihn hinaus. Es stellte sich heraus, dass dieser Mann ein Häuptling war. Ohne sich zu widersetzen, ging er einfach weg.

Ich war durch diese ungewöhnliche Reaktionsweise beunruhigt. Was würde der Mann nun tun? Schließlich war er nicht der Einzige, der sich mir gegenüber so benommen hatte, aber ohne Streit, ohne Kampf, nur mit einem Funkeln in den Augen war er davongegangen. Warum nur? Es passte irgendwie nicht zu dem gewaltsamen und streitsüchtigen Verhalten, das die Dani untereinander an den Tag legten. War es nicht ihre Gewohnheit, jeden Fremden, der ihr Tal besuchte, umzubringen? Gehörte ich bereits zu den Todeskandidaten, und sie warteten vielleicht nur auf eine günstige Gelegenheit? Meine Angst wurde immer größer.

Eines Nachts lag ich auf meinem Bett und konnte wie so oft nicht schlafen. Der kleine Schlafraum war pechschwarz. Vergeblich versuchten meine Augen in der alles einhüllenden Dunkelheit etwas zu erkennen: Ich konnte nicht einmal genau sehen, wo die Rindenwand aufhörte und das kleine Kunststofffenster begann. Wenn draußen wenigstens eine Straßenbeleuchtung gewesen wäre! Aber in dieses tiefe, verborgene Tal, das von rauen Bergen umgeben war, kam von nirgends auch nur die Reflektion eines Lichts. Eine schwere Wolkendecke verhüllte den Himmel, und man sah weder Mond noch Sterne.

Das Haus war voller unheimlicher Geräusche. Das Aluminiumdach – gekühlt durch die milde Abendluft – ächzte, während es seine ursprüngliche Form zurückzugewinnen versuchte. Die Holzkonstruktion stöhnte und knarrte. Als der Hund unter dem Haus sich bewegte, fuhr ich zusammen, denn ich war mir sicher, dass er jeden Moment Alarm schlagen würde. Ich hörte mein Herz pochen, während ich total verängstigt dort lag. In der dunklen Nacht hätte man unmöglich die Umrisse eines menschlichen Körpers erkennen können. Würden sie heute kommen? Waren sie nun bereit, Rache zu nehmen, weil ich sie manchmal so schroff behandelt hatte? Durch unsere begrenzten Sprachkenntnisse waren außerdem Spannungen aufgetaucht.

Ganz abgesehen von meiner Todesangst nagte die Sorge an mir, dass ich bald unter den vielfältigen Belastungen zusammenbrechen würde. Ich wusste, dass meine Tage als Missionar gezählt waren, wenn es mir nicht gelang, diese Angst zu überwinden. Ich würde mich als Versager erweisen, den die Angst schon am Anfang des Kampfs völlig überwältigt hat.

Noch schwieriger wurde die Situation für mich, als John und Helen Kanggye vorübergehend verlassen mussten. Im ganzen Gebiet waren Ruth, Priscilla und ich als einzige Weiße zurückgeblieben. Unsere nächsten Mitarbeiter lebten ungefähr 25 km entfernt in Karubaga. Die einzige Verbindung zwischen den beiden Missionsstationen war ein schmaler, halsbrecherischer Bergpfad. Karubaga konnte sonst nur – vorausgesetzt es war Tag und das Wetter entsprechend – mit dem Flugzeug erreicht werden. Der Name unseres Aufenthaltsortes machte mich auch nicht ruhiger: Wörtlich übersetzt heißt Kanggye »Stätte des Todes«.

Während der Nachtstunden sagte ich mir immer wieder, dass die Dani einen Angriff erst kurz vor der Dämmerung planen würden, weil auch sie die Dunkelheit fürchteten.

Aus diesem Grund lag ich Nacht für Nacht wach und wartete angespannt auf den Überfall im Morgengrauen.

Sehnsüchtig wünschte ich den Morgen herbei. Im hellen Tageslicht sah alles gleich ganz anders aus. Wie sich der Frühnebel auflöste, von dem die Berge eingehüllt waren, so verschwanden auch meine Ängste. Tagsüber musste das Leben wie immer weitergehen.

Wir hatten als Familie die Gewohnheit, nach jeder Mahlzeit aus der Bibel zu lesen und zu beten. Am Mittwochabend hatten wir ein besonderes Programm. Sobald wir Priscilla ins Bett gesteckt hatten, kamen Ruth und ich zu einem Gebetstreffen mit Bibelstudium zusammen – das war wieder eine der seltsamen Sitten, die wir von jenseits des Ozeans mitgebracht hatten. Da wir keinen Prediger dahatten, hörten wir uns oft Kassetten an. An einem bestimmten Mittwochabend machte der Vortragende eine Bemerkung über den »Geist der Knechtschaft«.²² Diese Aussage traf mich. Denn einerseits bezeichnete ich mich als wiedergeborenen Christen, der überzeugt war, dass ihn der Sohn Gottes freigemacht hatte, auf der anderen Seite wurde ich von einer entsetzlichen Angst geplagt. Die Bibel nennt diese Angst Knechtschaft.

Als ich in den folgenden Nächten wieder nach verdächtigen Geräuschen lauschte und nicht schlafen konnte, musste

22 Römer 8,15 und 8,21.

ich immer darüber nachdenken. Am Ende entschloss ich mich, die ganze Angelegenheit Gott anzuvertrauen. Ich sagte ihm, dass ich voll Angst war. Dann bat ich ihn, mich davon zu befreien. – Genau das tat er auch, und zwar augenblicklich. Ohne große Szenen oder Emotionen war meine Angst völlig verschwunden. In dieser Nacht schlief ich endlich wieder! Gott hatte auf wunderbare Weise wieder ganze Arbeit geleistet. Wie hätte ich sonst den Kraftproben begegnen können, die noch auf mich warteten?

NABELAN KABELAN



Die medizinische Hilfe war nur eine Möglichkeit, wie wir das Vertrauen der Bevölkerung gewinnen konnten. Andere Wege waren unsere anscheinend übernatürlichen Kräfte und unsere angeblichen Verbindungen zur Welt der Geister. Hatte uns denn nicht ein großer, eiserner Vogel ohne einen einzigen Flügelschlag vom Himmel – wo die Geister wohnten – heruntergeholt? Bevor wir bei den Dani angekommen waren, hatte man bereits unsere Flugzeuge beobachtet, wenn sie sich auf Erkundungsflügen befanden. Bald sah man in den Luftfahrzeugen böse Geister, die man für die hohe Säuglingssterblichkeit verantwortlich machte. Da wir aus dem Bauch eines dieser Ungetüme hervorgekommen waren, glaubten die Dani, dass wir Gewalt über Leben und Tod besäßen. Durch unsere erstaunlichen Erfolge mit dem *Liiru* verfestigte sich dieser Glaube immer mehr.

Dann waren da noch unsere regelmäßigen Unterhaltungen mit unseren Vorfahren im Himmel. Viele Leute hatten mit eigenen Ohren gehört, wie wir jeden Morgen um sieben Uhr unseren Funkempfänger einschalteten und der Missionsstation an der Küste Berichte durchgaben.

Wir empfangen auch Nachrichten von anderen Stationen oder gaben Informationen weiter. Man glaubte, dass es die Stimmen unserer verstorbenen Väter wären, die aus der kleinen Zauberkiste dröhnten. Sie sagten uns, ob an diesem Tag wieder ein Vogel aus Eisen ankommen würde, wie das Wetter sich entwickelte und was sich in den umliegenden Gebieten abspielte. In der Regel hatten unsere Vorfahren mit unheimlicher Treffsicherheit recht.

Viel später, als die Mehrzahl der Eingeborenen Christen geworden war und die Vorstellung aufgegeben hatte, dass in

unserem Funkgerät Geister wohnten, bestanden manche immer noch darauf, dass das Radio über alles Bescheid wusste.

Als wir schon drei Jahre bei den Dani verbracht hatten, kam einmal ein Gläubiger zu mir. Er war ein ruhiger, angenehmer Mann, und hatte im Gegensatz zu vielen seiner Stammesangehörigen niemals viel Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Jetzt aber drückte ihn ein Problem. Nach den üblichen Begrüßungsformeln erklärte er es mir: »Vor einiger Zeit habe ich ein Messer von dir bekommen. Aber irgendwie habe ich es verlegt. Ich habe schon überall gesucht, kann es aber nicht finden ...« Höflich fragte er daher: »Könntest du vielleicht dein Radio fragen, wo es ist?«

Leider konnte ich ihm seine Bitte nicht erfüllen. Enttäuscht ging er von mir weg. Warum wollte ich ihm denn nicht helfen, wenn ich doch nur die Kiste einzuschalten und seine Frage zu stellen brauchte?

Es war uns sehr wohl bewusst, dass wir mehr tun mussten, als die Menschen mit Technik und medizinischer Hilfe zu beeindrucken, wenn wir die uns anvertraute göttliche Botschaft weitergeben wollten. Aber auf welchem Weg? Wir mühten uns immer noch ab, die grundlegende Grammatik und den Wortschatz der äußerst komplizierten Sprache der Dani in den Griff zu bekommen. Wie aber sollten Begriffe wie Vergebung, Friede, Versöhnung – um nur einige zu nennen – vermittelt werden? Einerseits mussten wir für diese Begriffe erst die entsprechenden Ausdrücke in der Danisprache herausfinden, auf der anderen Seite suchten wir auch einen Schlüssel, irgendeine Lösung, wie wir an das geistliche Verständnis dieser Menschen herankommen konnten.

Die Heilige Schrift bestärkte uns, weiterzusuchen und zu lernen. Jesus gab uns den Auftrag: »Geht hin!« Gleichzeitig versprach er uns auch: »Ich bin bei euch.«²³ Und wenn der Apostel Petrus uns ermahnt, Christi Fußstapfen nachzufolgen, so kann man annehmen, dass er selbst es auch getan hat.

Genau wie wir vermutet hatten, so kam es auch. Missionare, die vor uns in benachbarte Täler vorgedrungen waren, hatten herausgefunden, dass es unter den Dani eine tiefe Sehnsucht nach etwas gab, das sie *Nabelan Kabelan* nannten. Bald erkannte man, dass hier der von Gott gegebene Schlüssel war, wie man die Herzen der Menschen ansprechen konnte. Sobald den Missionaren das bewusst wurde, hörte sich die zu verkündende Botschaft ganz einfach an: »Jesus Christus kann euch das Geheimnis von *Nabelan Kabelan* offenbaren.« Aus den benachbarten Tälern, wo schon früher mit der Missionierung begonnen worden war, kam die Reaktion unverzüglich: »Wer ist dieser Jesus Christus? Was möchte er von uns?«

Bald kamen Missionare angrenzender Gebiete in unser Tal, um die gleiche Botschaft weiterzusagen. Einige bereits bekehrte Einheimische kamen mit und bestätigten eifrig: »Jesus Christus offenbart euch das Geheimnis von *Nabelan Kabelan*.« Vorher bestand zwischen den Dani des Swart-Tals und ihren Stammesgenossen in den umliegenden Tälern nur wenig bis gar kein Kontakt. Nun aber antworteten beide mit der gleichen, überwältigenden Begeisterung: »Wer ist Jesus? Was möchte er von uns?«

23 Matthäus 28,19-20.

Auf diese Weise breitete sich die Nachricht von *Nabelan Kabelan* rasch durch die Täler aus.

Was aber bedeutet *Nabelan Kabelan*? Es gibt mehrere Versionen; hier gebe ich wieder, wie die Geschichte mir einige Jahre später erzählt wurde.

Ich saß mit ungefähr einem Dutzend Männern auf dem Fußboden einer Danihütte. Einige lehnten sich bequem an die rohen, von Hand gefertigten Holzwände. Andere versammelten sich um die kleine Feuerstelle, die sich in der Mitte befand. Während die Flammen flackerten und knisterten, war die Luft erfüllt vom beißenden Geruch des Rauchs und der Ausdünstung menschlicher Körper. Einzelne unterhielten sich mit gedämpften Stimmen. Draußen goss es in Strömen. Durch die offene Tür konnte man andere Hütten sehen, von deren spitzen Grasdächern gemächlich Ringe blauen Rauchs aufstiegen.

Ich hatte mich an diese Art von Zusammenkünften schon gewöhnt. Irgendjemand war immer so freundlich, mir einen Stein oder ein Stück Holz als Sitzplatz anzubieten. An einem Abend forderte ich den neben mir sitzenden Mann auf: »Erzähl mir doch noch einmal von *Nabelan Kabelan*!« – Ich sah, wie die Gesichter der versammelten Männer geradezu aufleuchteten, während die Gespräche verstummten. Die Dani besaßen eine Vorliebe dafür, Geschichten und Erinnerungen zum Besten zu geben.

Einer räusperte sich.

»An *yikit-e*?«, fragte ein junger Mann. »Soll ich davon erzählen?«

»*Yooru*«, stimmten die anderen zu. »Du erzählst.«

Obwohl er noch jung war, war sein Gesicht bereits vom Kampf gezeichnet. Ein Auge war durch einen Pfeil zerstört worden. Aber das gesunde Auge sprühte vor Freude. Noch einmal räusperte er sich, dann begann er: »Men ...«

So fing immer jede Erzählung und jeder Bericht an. Auf diese Weise konnte der Redner sich noch einmal kurz auf seine Gedanken besinnen, während er wartete, dass die Zuhörer ganz ruhig wurden.

»Men ... *Nabelan Kabelan wone ji aret.*« – »Dies ist die Erzählung von *Nabelan Kabelan*. Wir waren immer hervorragende Krieger ...«

Diese Einleitung fand unter einigen älteren Männern gemurmelte Zustimmung. Ein Jüngerer lachte. Er dachte wohl an die Kämpfe der letzten Zeit.

»Men ... durch die Kämpfe wurden viele verwundet und getötet. Es starben so viele Männer, dass fast keine mehr übrig waren, um neue Gärten anzulegen oder Feuerholz zu sammeln.«

Ich musste zu den glücklicheren Kriegern blicken, die um mich herum saßen. Auch ihre Körper waren zum Teil mit schlimmen Narben übersät. Wie oft schon hatte ich mitgeholfen, eine abgebrochene Pfeilspitze aus einem Körperteil zu entfernen.

»Men ... aber nicht nur Männer starben. Viele Frauen starben an Geburten.«

Ich wusste, wovon er sprach. Einmal war ich ganz entsetzt, als eine Frau, die kurz vor der Entbindung war, von einigen kräftigen Männern hochgehoben und anschließend durchgerüttelt wurde, um die Geburt zu beschleunigen. Gelegentlich hatte ich auch – unter nicht gerade hygienischen Umständen – bei Entbindungen mitgeholfen. Anfangs brachte man mich etwas in

Verlegenheit, wenn glückliche junge Mütter auf mich zeigten und jedem, der es wissen wollte, stolz erzählten: »Es ist sein Baby!«

»Men ... sehr viele Babys starben bei der Geburt. Von den Überlebenden starben viele, als sie noch sehr klein waren.«

Wieder hatte er recht. Das Einäschern eines totgeborenen Babys zusammen mit der Plazenta im Freien vor der Hütte war nicht viel mehr als eine Routineangelegenheit. Man gab Kindern aufgrund der hohen Sterblichkeit erst einen Namen, wenn sie einige Monate alt waren.

»Men ... es gab so viele Krankheiten.«

Wie zur Bekräftigung dieser Aussage antwortete einer der älteren Männer mit einem Husten, der nach einer Lungenentzündung klang.

»Wir suchten daher nach einem Ausweg. Wir hatten Angst vor dem Tod und hätten ihn gerne abgeschafft. Nicht sterben, sondern für immer leben, das wollten wir.«

Nun war das Stichwort gefallen: *Nabelan Kabelan* – ewiges Leben – wollte man erlangen.

»Men ... wir wussten nicht, wie wir *Nabelan Kabelan* bekommen konnten. Unsere Väter hatten uns erzählt, dass die Schlange das Geheimnis des ewigen Lebens kannte. Denn fanden sie nicht von Zeit zu Zeit abgestreifte Schlangenhäute? Waren diese nicht Beweis genug, dass die Schlange starb und in einer anderen Gestalt weiterlebte? Aber es gab noch ein weiteres Problem.«

Nigitwariyak, der Erzähler, machte eine kurze Pause. Man hatte den Eindruck, dass er nur mit Widerwillen weitersprach. Aber die älteren Männer drängten ihn.

»Men ... das Problem bestand darin, wie man der Schlange ihr Geheimnis entlocken könnte. Wir warteten und warteten. Aber die Schlange kam nicht.«

Die Zuhörer waren von der Erzählung, die sie zwar gut kannten, die aber immer wieder aufs Neue ihre Faszination ausübte, völlig gefangen genommen. Ihre Gesichter spiegelten auf einmal etwas von der Qual wider, die sie durchlebt hatten, während sie warteten und darauf hofften, dass die Schlange kommen würde. Die Schlange aber war niemals gekommen.

Nigitwariyak setzte fort: »Unsere Väter, die immer wieder dem Tod ins Auge sehen mussten, versuchten Gründe zu finden, warum die Schlange das Geheimnis von *Nabelan Kabelan* nicht mitteilen wollte. Sie erkannten, dass Schlangen sehr scheu waren und nur selten in die Nähe der Hütten kamen. Auch im Dschungel glitten sie sofort davon, wenn sie Schritte wahrnahmen. Die große Scheu der Schlangen war jedoch nicht das einzige Problem. Aus irgendeinem Grund nahmen unsere Väter an, dass sich die Schlangen vor dem *Pirigobit* fürchteten.«

Die in der Hütte versammelten Männer brauchten keine weitere Erklärung. *Pirigobit* war ein kleiner, schwarzweißer Vogel – ungefähr so groß wie ein Spatz und ebenso häufig.

»Mit seinem ständigen Gezwitscher verschreckte *Pirigobit* die Schlange und verhinderte damit, dass sie das Geheimnis von *Nabelan Kabelan* weitergab. Wir versuchten daher, so viele *Pirigobit* zu töten wie möglich, aber immer waren noch einige übrig.«

»E-o«, unterbrach einer, »ich habe viele von ihnen umgebracht, indem ich sie fing, mit Gewalt ihren Schnabel aufriss und einen Stock in ihren Hals stieß, damit ihr Zirpen für immer

aufhörte.« Fast entschuldigend ergänzte er: »Wir taten diese Dinge einfach aus Unwissenheit.«

Nigitwariyak wartete geduldig, bis der ältere Mann mit seiner Rede fertig war, bevor er den Faden der Erzählung wieder aufnahm.

»Men ... die Schlange hat uns nie das Geheimnis von *Nabelan Kabelan* mitgeteilt. Aber« – hier wandte sich der Erzähler an mich – »ihr weißen Leute seid gekommen, habt unsere Sprache gelernt und uns gesagt, dass Jesus Christus das Geheimnis von *Nabelan Kabelan* kennt. Ihr habt gesagt, dass er es auch uns geben möchte. Was wäre nur aus uns geworden, wenn ihr nicht gekommen wäret?«

Die Bewohner des Swart-Tals waren von Aberglauben und Ängsten beherrscht worden. Die Überzeugung, dass Jesus Christus in Wahrheit das Geheimnis von *Nabelan Kabelan* kennt, öffnete nun bald die nötigen Türen zur Verkündigung des Evangeliums. Nachdem wir selbst ebenso wie die Dani erkannt hatten, dass die von uns verkündete gute Nachricht mit ihrer Suche nach *Nabelan Kabelan* zusammenhing, verbreitete sich der Name Jesus Christus wie ein Lauffeuer.

Diese Situation fanden wir bei unserer Ankunft vor. Die Bevölkerung im Swart-Tal betrug damals etwa 25 000 Menschen. Die ersten sechs Monate verbrachten wir in Kanggyeme. Die Missionskonferenz schickte uns dann nach Mamit, wohin wir am 26. April 1962 übersiedelten. Als einziges Missionars-ehepaar arbeiteten dort Frank und Betty Clarke, die aus Australien stammten. Tapfer hielten sie über zwei Jahre lang allen Härten und der Einsamkeit einer alleinstehenden Missionsstation stand.

Wir waren sehr bewegt, mitzuverfolgen, wie die Dani allmählich aus der Dunkelheit in das herrliche Licht von *Nabelan Kabelan* hervortraten und durften Augenzeugen sein, wie in vielerlei Hinsicht eine Wiederholung dessen stattfand, was uns in der Apostelgeschichte vom Leben und von den Erfahrungen der Urkirche berichtet wird.²⁴

24 Besonders Apostelgeschichte 2,37-47: »Was sollen wir tun, Brüder? ...«

FEUER DER LIEBE



Die Gottesdienste unterschieden sich deutlich von denen in der *Grace Church* in Ridgewood, New Jersey. Wie gerne war ich dort dabei gewesen! Die im Kolonialstil erbaute Kirche mit dem spitzen schwarzen Turm, der abends beleuchtet wurde, wirkte immer einladend. Wenn man durch die weit geöffneten weißen Türen hereinkam, fühlte man sich gleich willkommen, und so etwas wie Vorfreude kam auf. Beim Eingang standen freundlich lächelnde Platzanweiser, die hübsch gestaltete Gemeindenachrichten verteilten. Schwere rote Teppiche wiesen den Weg zu makellos sauberen, in beige gehaltenen Sitzreihen, wo Gesangbücher mit Goldprägung lagen. Leise Orgelmusik vor dem Gottesdienst lud zu stiller Andacht ein. Wenn dann Pastor Marshall auf der Kanzel stand, konnte man mit einer würdevollen, herzbewegenden Predigt rechnen.

Ein heftiger Stich in meinen rechten Arm riss mich aus meinen Träumereien heraus. Instinktiv schlug ich auf meinen Arm und tötete damit das Insekt, das den Schmerz verursacht hatte. – Ich befand mich wieder in einem Gottesdienst bei den Dani. Um mich herum auf dem Boden saßen mehrere Hundert Personen, deren verschwitzte Gesichter in der Sonne glänzten. Babys schrien und kleine Kinder waren ganz vertieft, sich gegenseitig die Läuse herauszuklauben.

Diese Gottesdienste dauerten meistens stundenlang und waren oft genug eine Nervenprobe. Über der ganzen Menschenmenge hing wie eine schwere, erstickende Decke der Geruch von ungewaschenen, schweißgebadeten Körpern. Zu meiner Erleichterung war es mir gelungen, einen Felsbrocken ausfindig zu machen, auf dem ich sitzen konnte. So befand ich mich etwas

über den anderen und konnte gelegentlich etwas von der frischen Luft, die weiter oben wehte, einatmen.

Einer der Einheimischen hatte die Botschaft des Evangeliums in groben Zügen wiedergegeben. Nun sollte ich etwas von den Grundsätzen erklären. Es kam mir ein bisschen wie ein Scherz vor, denn ich kannte die Sprache noch so wenig! Zum Glück hatte ein Vorgänger ein paar Konzepte grundlegender Glaubenslehren hinterlassen.

»Wir werden uns mit der Schöpfungsgeschichte befassen«, kündigte ich an, indem ich mich erhob. »Alle sprechen mir nach: Unser Schöpfer im Himmel ist gut.«

Gehorsam kam es hundertfach von den Lippen: »*At wakkagak mbogut paga obeelom wonage-o*.«

»Er hat uns erschaffen.«

»*Nit wakkagagerak*.«

In fünfzehn kurzen Sätzen erarbeiteten wir einige der grundlegenden biblischen Lehren. Nachdem wir die Lektion auf diese Weise mehrere Male durchgegangen waren, fragte ich: »Wer kann das Ganze noch einmal wiederholen?«

Ein junger Mann mit Namen Nggurimban stand auf. Sein Gesicht drückte eine Mischung von Stolz und Selbstvertrauen aus. »*At wakkagak mbogut paga obeelom wonage-o*«, begann er. »*An yikit-o*« – »Ich werde es sagen.«

Er erhob seine rechte Hand und streckte die Finger aus, mit der linken bog er den kleinen Finger um und zeigte damit an, dass er den ersten Satz erfolgreich zu Ende geführt hatte. Nach Beendigung des zweiten Satzes wurde der Ringfinger umgebogen. Als alle zehn Finger nach unten zeigten, aber noch einige Sätze übrig waren, ließ sich Nggurimban die Hand eines

anderen Zuhörers aus. Ohne zu stocken konnte er die gesamte Lektion wiedergeben. Nicht jeder besaß eine so rasche Auffassungsgabe.

Wir beendeten den Gottesdienst, indem wir die Sätze noch einige Male wiederholten. Langsam ging die Menge auseinander. Am Abend drängten sich noch kleine Gruppen um die Feuerstellen in den Hütten. Nach einer langen Zeit eintönigen Gesangs schlug jemand vor, das Gelernte noch einmal zu besprechen, und wer konnte, sollte etwas beitragen.

»Ich habe mir gemerkt, dass Jesus an unserer Stelle gestorben ist«, meldete sich beispielsweise eine Frau, wobei ihr Gesicht einen zufriedenen Ausdruck annahm. »Das ist richtig, meine Schwester«, antwortete dann ein älterer Mann. »Das ist richtig. Aber dieser Teil kommt später.«

So waren alle eifrig mit der Rekonstruktion beschäftigt. Geduldig versuchten sie, die Teile des Puzzles wieder zusammenzusetzen, deren Ganzes eine biblische Erzählung ergeben sollte. Meistens war es schon spät am Abend, bis die gesamte Geschichte richtig zusammengestellt war. Am Ende sagte einer das Ganze noch einmal auf, wobei er nach jedem fertigen Satz einen Finger nach unten bog. Beim nächsten Gottesdienst gelang es dann schon einigen mehr, die Schöpfungsgeschichte wiederzugeben.

Manchmal erschien uns alles vergeblich. Unsere Sprachkenntnisse waren nach wie vor völlig unzureichend, und die Einheimischen begriffen nur wenig. Ihre Wissbegierde aber machte vieles wett. Sie waren auf dem richtigen Weg. »Denn das Wort Gottes ist lebendig und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert und durchdringend bis zur Scheidung

von Seele und Geist, sowohl der Gelenke als auch des Markes, und ein Beurteiler der Gedanken und Überlegungen des Herzens«, heißt es in der Bibel.²⁵ Dieses Gotteswort tat seine Wirkung in den menschlichen Herzen.

»Wir waren uns nicht bewusst, dass Gott uns erschaffen hat«, bekannte Tupuwarijak, als wir wieder einmal auf dem Boden beisammensaßen. Andere Stämme besaßen fantastische Glaubensvorstellungen darüber; die Dani aber hatten einfach angenommen, ihr Volk habe schon immer existiert. Falls es einen Anfang gab, dann lag dieser zu weit zurück, als dass man sich darüber Gedanken gemacht hätte.

Die Freude war groß, als sie erfuhren, dass es möglich war, zu dem allmächtigen Gott eine persönliche Beziehung aufzubauen.

»Denn Gott liebt uns!« Der Mann, der diese Worte sprach, strahlte übers ganze Gesicht. Man konnte daran erkennen, dass er bereits etwas vom Wunder dieser göttlichen Liebe begriffen hatte.

»So ist es – Gott sandte Jesus, der an unserer Stelle gestorben ist«, warf Nigitandok ein. Er war ein Junge und ungefähr vierzehn Jahre alt – wie alt jemand war, konnte man bei den Dani nie genau sagen. Sonst war er etwas schwer von Begriff, doch diese Wahrheit hatte sich tief in ihm verwurzelt. Auch später blieb Nigitandok ein treuer Christ und wurde entgegen allen Erwartungen ein hingeegebener, wagemutiger und erfolgreicher Missionar im östlichen Hochland. Sogar als er sich einer ernst-

25 Hebräer 4,12.

haften Todesdrohung gegenüber sah, ließ er sich in seinem Glauben nicht verunsichern.

»Liebt Gott wirklich alle von uns?«, fragte ein anderer zögernd.

Ein Nachbar bestätigte es.

»Aber unsere Feinde kann er nicht lieben! Sie sind schlechte Menschen!«

Es bedurfte einiger Überzeugungskraft von mir, um deutlich zu machen, dass Gott die Feinde ebenso liebt und nicht nur sie böse sind. Nach einiger Zeit aber drang diese Wahrheit langsam durch. Die Folgen waren ganz außergewöhnlich:

»Wenn Gott die Feinde erschaffen hat und sie liebt, dann sind wir schlechte Menschen«, sagte jemand. »Gott liebte unsere Feinde, aber wir hassten sie. Gott hat sie erschaffen, aber wir haben sie umgebracht.«

Für viele Dani war diese Erkenntnis ungeheuerlich und löste Betroffenheit aus. Kämpfe zwischen einzelnen Stammesgruppen zählten bisher zu ihren Hauptbeschäftigungen. Sie versprachen Aufregung, vergleichbar mit sportlichen Aktivitäten im westlichen Lebensstil. Die Anzahl der von jeder Partei getöteten Personen wurde wie ein Punktestand gezählt. Wenn eine Gruppe mit 0:1 im Rückstand lag, so war das Grund genug, einen neuen Kampf anzusagen. Gleichfalls war ein Punktestand von 1:1 für beide Parteien ganz und gar unerträglich. Aus diesem Grund wurden Kämpfe häufig und mit Vehemenz ausgetragen. Die Zahl der Opfer blieb niemals über längere Zeit gleich. »Wir sind immer schon ein Volk von Kämpfern gewesen«, erklärte einer von ihnen.

Unerwartet stand Lemengga auf, womit er deutlich machte,

dass er etwas Wichtiges zu sagen hatte. Lemengga war mir eine Zeit lang bei Arbeiten rund ums Haus behilflich gewesen. Er war bereitwillig und fleißig, hatte jedoch keine besonders schnelle Auffassungsgabe. Seine Gesichtszüge zeigten die Schwerfälligkeit seines Denkens.

»Ich habe viele Menschen umgebracht«, bekannte er freiwillig, hob seine knotige Hand und bog jeweils einen Finger um für jeden Feind, den er ermordet hatte. Als er das mit sieben Fingern getan hatte, verfiel Lemengga in Schweigen. Verwirrt blickte er auf die zu seinen Füßen sitzenden Männer. Es war nichts Außergewöhnliches, sieben Menschen getötet zu haben. Man hatte Lemengga verehrt, weil er stets kaltblütig und ohne die geringste Angst in den Kampf gezogen war. Das Einzige, worauf er bisher stolz sein konnte, war die Zahl seiner getöteten Feinde. Auf einmal aber begannen die anderen zu sagen, dass Töten etwas Schlechtes sei. Lemengga war völlig durcheinander.

Schließlich aber begriff er, worum es ging. Bei einer späteren Gelegenheit stand er noch einmal in der Öffentlichkeit auf – was gar nicht seiner zurückhaltenden Persönlichkeit entsprach – und zeigte wieder mit sieben Fingern zu Boden.

»Ich habe all diese Menschen getötet«, sagte er traurig. »Ich habe Menschen umgebracht, die Gott erschaffen hat und die er liebte.« Lemenggas Stimme bebte. Eine Träne rollte über seine gerötete Wange.

Zwar zogen sich die genannten Entwicklungen über einen längeren Zeitraum hin, doch die Dani waren sehr schnell und auch radikal in der Weise, Konsequenzen aus der neuen geistigen

Haltung zu ziehen. Ihre Geradlinigkeit und ihr Mut stellten oft den Glauben der Missionare auf die Probe. Sie argumentierten ungefähr so:

»Wenn Gott unsere Feinde ebenso liebt wie er uns liebt, dann wollen wir sie nicht mehr töten. Wenn wir nicht mehr töten, brauchen wir unsere Pfeile und Bögen nicht mehr, und weil wir sie nicht mehr brauchen, wollen wir sie verbrennen.«

Ich war nicht bei der ersten, sondern erst bei einer späteren Verbrennung dabei, diese aber ist mir noch immer in lebhafter Erinnerung.

Die entsetzliche Monotonie des Stammeslebens war durchbrochen worden, als Bezeichnungen für Tage und Monate eingeführt wurden. Die Verbrennung der Waffen sollte an einem Sonntag stattfinden. Man konnte beobachten, wie sich aus allen Richtungen Menschengruppen über schmale Bergpfade herab auf die Missionsstation zubewegten. Jeder Mann trug seine eigene Kampfausrüstung: Bogen, Pfeile, bis drei Meter lange Speere, Oberkörperschutz aus gewebtem Bambus, verzierte Schilde und aus Knochen gefertigte Dolche. Kleine Jungen halfen mit Begeisterung, die Ausrüstung herbeizuschleppen.

Schließlich bildeten alle Waffen einen riesigen Berg – so hoch wie ein sehr großes Zelt. Die Leute nahmen im Kreis darum Platz. Stille trat ein, als den Dani bewusst wurde, was für eine einmalige Begebenheit die Waffenverbrennung der in der Geschichte ihres Stammes darstellen würde. Man war niemals fähig gewesen, einem Menschen zu vertrauen, weil man immer Angst haben musste, dass sie einen im Hinterhalt töten könnten. Jetzt bewiesen sie, dass sie ihr Vertrauen ganz auf Jesus Christus setzten, indem sie ihre Waffen ihm auslieferten. Weil

er über das Geheimnis von *Nabelan Kabelan* verfügte, hatten sie nichts mehr zu befürchten.

Einer der einheimischen Häuptlinge stand auf und hielt eine kurze Ansprache. Ein leises Raunen ging durch die Menge, als ein Mann aus einer nahe gelegenen Hütte mit einem brennenden Ast in der Hand herauskam und den riesigen Scheiterhaufen in Brand setzte. Innerhalb von Minuten begannen die ausgetrockneten Materialien zu knistern und zu zerbrechen. Ein leichter Wind fachte die Flammen zusätzlich an. Als dicke Rauchschwaden aus dem prasselnden Feuer stiegen, begannen einige zu singen. Erst zögernd, als wären sie vom heulenden Feuer eingeschüchtert, dann aber brach der Bann, und der Gesang schwoll auf volle Lautstärke an – ein Lied zum Ruhm dessen, der diesen beeindruckenden Wendepunkt im Leben der Stammesangehörigen herbeigeführt hatte:

»*Wa Yetut, ninabuwa-nen ...*« – «Danke, Jesus, dass du uns liebst. Danke, Jesus, dass du für uns gestorben bist. Danke, Jesus, dass du auferstanden bist. Danke, Jesus, dass du wiederkommst ...»

Nach jedem Vers, den einer vorsang, antwortete die ganze Versammlung mit einem immer kräftiger werdenden *Wa, Yetut*. Danke, Jesus!

Die letzte Glut war ausgegangen. Da kehrte ein neues Denken in die Herzen der *Ala apuri*, der »Söhne Gottes« (so hatten sie sich selbst genannt) in diesem lange vergessenen Tal ein. Es war großartig und erschreckend zugleich, und außerdem von so simpler Logik, dass es nur von oben gekommen sein konnte. Die Entwicklung der Dani-Gemeinden wurde auf Jahre hinaus davon beeinflusst.

ALTE LEIDENSCHAFTEN



Dass die Dani den Glauben ernst nahmen, zeigte sich in vielen Bereichen. Die Waffen waren verschwunden und das Verhalten der Menschen hatte sich verändert. Aber man konnte auch nicht zu viel auf einmal verlangen. Vieles musste durch Unterweisung und durch Beispiele noch klargemacht werden. Manchmal flackerte eben das alte Temperament auf.

Nicht lange nach einer (Waffen-)Verbrennung in Kanggyeme lag Ärger in der Luft. Ein als Haustier gehaltenes Schwein war in den Garten eines anderen Mannes gelangt und hatte große Verwüstungen verursacht. Aus Rache hatte dieser Mann das Schwein getötet. Dadurch war ein ziemlicher Aufruhr entstanden, denn eigentlich hätte er gar keinen Bogen und keine Pfeile besitzen dürfen, obwohl für die Jagd auf die Schweine andere Bögen verwendet wurden als zur Kriegsführung.

Das nicht gerade sehr christliche Verhalten, das Schwein zu töten, hatte ebenso wenig christliche Rachegelüste zur Folge.

John Dekker und ich eilten herbei, um uns ein Bild von der Lage zu machen, die bereits äußerst angespannt war. Überall hatten sich kleine Gruppen von Männern zusammengetan. Man vermisste die übliche fröhliche Stimmung. Mit verhaltenen Stimmen wurde das weitere Vorgehen diskutiert.

Auf einmal stieß ein Mann eine Drohung oder Beleidigung aus. Die anderen in der Gruppe johlten zustimmend. Damit war das Ende aller Zurückhaltung gekommen – die Stimmen wurden lauter und wütender. Die Beschimpfung wurde in gleicher Weise zurückgeworfen. Da keine Pfeile und Bögen vorhanden waren, begannen die Männer Steine aufzuheben, um den Streitfall zu klären. Die Lage wurde immer bedrohlicher. Wie in früheren Tagen forderten sich die Männer gegenseitig heraus,

indem sie hin- und herliefen. Das war bei ihnen immer das Vorspiel zum Kampf.

Wir brauchten nicht lange nachzudenken, um zu wissen, was wir zu tun hatten. John stellte sich zu der einen Partei, ich zu der anderen.

»Legt die Steine nieder!«, befahl ich streng, doch niemand rührte sich. Ich trat direkt auf einen jungen Mann zu, sah ihm ins Gesicht und sagte noch einmal: »Leg die Steine nieder!«

Da plumpsten die Steine zu meinen Füßen nieder und ich ging zum Nächsten weiter: »Leg die Steine nieder!« Da der Mann zögerte, wiederholte ich meine Aufforderung. Zögernd ließ er einen Stein nach dem anderen los.

In diesem Augenblick entfernte sich ein Mann namens Joly von meiner Gruppe und lief auf die anderen Männer zu, die John gerade entwaffnen wollte. Joly war ein freundlicher Mensch und hatte es übernommen, auf unsere Familie aufzupassen. Wenn sich zu viele Leute um uns drängten, gelang es ihm zumindest zeitweise, sie zu zerstreuen. Als Belohnung für diese Dienste hatte er uns wissen lassen, dass er mit uns ins Haus einziehen wollte.

Aber im Augenblick schien ihm sein eigenes Anliegen wichtiger. Ich lief ihm nach und versuchte ihn einzuholen, indem ich meinen Arm um seinen Hals schlang – teils, um ihn zu stoppen, teils, um seine Aufmerksamkeit zu gewinnen. »Joly, warte! Das ist nicht, was Jesus von dir möchte!« Etwas anderes fiel mir im Moment nicht ein.

Joly blieb nicht stehen.

»Joly, das ist nicht, was Jesus von dir möchte! Leg sofort die Steine weg!«

Endlich hatte er mich verstanden. Joly bremste ab und ließ die Steine fallen. Es war keine Minute zu früh.

Einer von Jolys Leuten war ebenfalls losgelaufen und sah nicht so aus, als wollte er stehen bleiben. Auch als ich ihn mit meinem Arm zu fassen bekam, lief er weiter. Mit unverminderter Geschwindigkeit raste er auf die Männer der anderen Gruppe zu. Ganz spontan ergriff ich seinen langen, gelben Flaschenkürbis, den die Männer um die Hüfte trugen, – da zerbrach die spröde Schale in meiner Hand. Eine Stimme vom Himmel hätte nicht gewaltiger sein können. Als der Mann bemerkte, was geschehen war, versuchte er sofort, mit beiden Händen seine Blöße zu bedecken, wobei er seine Munition fallen ließ.

Nun erst beruhigten sich die erhitzten Köpfe, und dem Kampf ging die Luft aus. Noch mehrere Schlichtungsversuche waren nötig, dann wurde eine Einigung erzielt. Das Unheil war noch einmal abgewendet worden.

GEFÄHRLICHE ANKÜNDIGUNG



»Men ... wir wollen mit euch reden.«

Einige einheimische Häuptlinge hatten sich beim Wohnhaus der Clarkes in Mamit versammelt. Wie so oft wurden sie von unzähligen neugierigen Stammesangehörigen begleitet. Frank hieß die Delegation in seinem Hinterhof willkommen, wo sich alle auf den Boden setzten.

Der Sprecher hielt sich so kurz wie möglich. »Wir wollen zu unseren Feinden gehen«, kündigte er an.

Frank Clarke war entsetzt. Oft genug hatte er Kampfverletzungen versorgt; er hatte miterlebt, wie Pfeilspitzen tief in menschliche Körper eingedrungen waren und qualvolle Schmerzen sowie gefährliche Infektionen verursachten. Trotz alledem versuchte er jetzt, Ruhe zu bewahren.

»Weshalb, meine Freunde?«, fragte er freundlich. Es machte ihn traurig, daran zu denken, dass ein solcher Schritt das neue geistliche Leben des Tals in Gefahr bringen könnte. »Warum wollt ihr zu euren Feinden? Sie sind ja nun keine Feinde mehr, denn Gott hat sie erschaffen und liebt sie, wie er auch euch erschaffen hat und liebt.«

Es schien, als ob alle Häuptlinge zugleich antworten wollten, indem sie Franks Appell übertönten.

»A lek-o nore!« – »Nicht so, mein Freund!«, unterbrach wieder der Sprecher, wobei sein dunkles Gesicht vor Freude strahlte. »Men ... wir möchten zu unseren Feinden gehen, aber nicht, um sie zu töten. Wir wollen ihnen erzählen, dass Gott sie erschaffen hat und sie liebt. Sie müssen es einfach erfahren, dass Jesus Christus ihnen das Geheimnis von *Nabelan Kabelan* zeigen möchte.«

Frank wusste sehr wohl, dass die Sprache der Dani äußerst

verzwickt und kompliziert war, und er meinte, sich wohl ver-
hört zu haben.

»Meine Ohren haben nicht richtig gehört, mein Freund«, ant-
wortete er daher.

Geduldig wiederholten sie den Satz. Man konnte Frank nicht
so leicht aus der Ruhe bringen, aber die gerade überbrachte Bot-
schaft nahm ihm fast den Atem.

»Zu euren Feinden?«, fragte er ungläubig. »Zuerst habt ihr
eure Waffen verbrannt, und jetzt wollt ihr zu euren Feinden zie-
hen? Sie werden euch alle umbringen, sobald ihr in Reichweite
seid!« Ohne es zu bemerken, war seine Stimme lauter geworden.

Die Häuptlinge waren nun auch ein wenig verwirrt.

»Aber ... unsere Feinde sind schlechte Menschen«, sagte einer
von ihnen. »Weil sie böse sind, müssen sie das ewige Feuer er-
leiden. Doch Jesus liebt sie. Und das ist der Grund, warum ... wir
sie auch lieben.«

»*Nggenanibaga*«, setzte ein anderer fort, indem er Frank mit
seinem Dani-Namen anredete, »du hast uns gesagt, dass wir
sofort in Gottes Garten kommen, wenn wir sterben.« (Es gibt
in der Sprache der Dani keinen Ausdruck für »Himmel« oder
»Hölle«.) »Vielleicht werden uns unsere Feinde umbringen.
Vielleicht werden wir alle sterben. Aber was soll's? Wir werden
dann in Gottes Garten sein!«

Alle lächelten zustimmend und wahrscheinlich malten sie
sich herrliche Zukunftsvorstellungen aus, die schon bald zur
Wirklichkeit werden könnten.

Frank erkannte, dass eine Diskussion zwecklos war. Das
Gespräch war zu Ende, denn er konnte sie nicht zurückhalten.

Einer der Männer erhob sich. »*Nawi-o*«, sagte er. »Wir

gehen.« Aber seine Worte kündigten etwas von viel größerer Tragweite an, als dass sie nur bedeutet hätten, Franks Hinterhof zu verlassen.

Kurze Zeit später brachen sie auf – möglicherweise die ungewöhnlichste Evangelistenschar, die je in die Mission gezogen ist. Ich war noch nicht dabei, als diese erste Missionsreise stattfand, aber später ging ich oft den Pfad, den sie gegangen waren. Die Geschichte wurde mir so oft erzählt, dass ich mir lebhaft vorstellen kann, wie alles vor sich ging.

Die friedliche Gruppe wanderte mit leisem Gesang von der Missionssiedlung fort. Vom Äußeren her sahen sie nicht viel anders aus als noch Jahre zuvor. Die Männer hielten ihr Kopfhaar mit Netzen zusammengebunden und viele trugen Stoßzähne von Schweinen, die man durch die Nasenscheidewand gebohrt hatte. Ruß und Schweineschmalz waren Bestandteile des üblichen »Make-up«. Die Männer waren nackt bis auf einen langen, gelben Flaschenkürbis, um ihre Geschlechtsteile zu bedecken. Kinder waren bei den Dani völlig unbekleidet. Die Frauen trugen Baströcke, die man aus Baumrinde fertigte.

Der Pfad führte steil zum Fluss Toli hinunter. Der mühsame Abstieg und die Aufregung des Augenblicks ließen den Gesang bald verstummen. Nichts war mehr zu hören als der gedämpfte Rhythmus einiger Dutzend bloßer Füße, die leichthin den steilen Weg hinuntertrippelten.

Ungefähr nach der halben Wegstrecke bergab kam die Gruppe bei einer kleinen, jedoch strategisch wichtigen Kuppe zum Stillstand. Sie befand sich ungefähr auf der gleichen Höhe wie die feindliche Siedlung jenseits des Flusses. Wenn Krieg

geführt wurde, dann war dieser Hügel der Platz, von dem aus der Feind herausgefordert und wüst beschimpft wurde. Man lenkte zunächst mit einem durchdringenden Schrei die Aufmerksamkeit auf sich und rief dann mit dröhnender Stimme über das stille Tal:

»Heute werden wir euch erwischen. Wir sind gekommen, um euch zu töten. Wir werden eure Häuser anzünden und eure Frauen rauben. Eure Schweine werden wir schlachten.«

Zur Antwort bewiesen alle Anwesenden ihre Zustimmung, indem sie rasend auf und ab sprangen, johlten und brüllten. Dann lief man den Hügel hinunter, setzte über den Fluss und stürzte auf der anderen Seite hinauf, um eine Konfrontation mit dem Feind herbeizuführen.

Als die selbsternannten Evangelisten und ihre Gefolgschaft den kleinen Hügel erreichten, wurde ihnen klar, dass sie, wie sonst auch, ihr Kommen ankündigen sollten.

»*Kum yikit a?*«, schlug Aganggen vor, ein stämmiger kleiner Bursche mit einem runden Gesicht, braunen Augen und einer sehr kräftigen Stimme. »Soll ich ihnen sagen, dass wir auf dem Weg zu ihnen sind?«

Die anderen nickten zustimmend. Der nun folgende Schrei wäre nichts Ungewöhnliches gewesen, aber die darauffolgende Botschaft war es sehr wohl.

Mit lauter Stimme rief Aganggen: »Wir sind heute nicht gekommen, um euch umzubringen. Wir wollen euch eine gute Nachricht bringen, denn wir haben das Geheimnis von *Nabelan Kabelan* gefunden. Wir möchten euch davon erzählen und werden euch nicht töten.«

Das Ende der Botschaft wurde wie üblich mit Schreien und

Johlen angezeigt – es glich ein wenig einer donnernden Explosion.

»Nawi-o« – »Wir gehen!«, rief einer. Dann lief die aufgeregte Menge in wildem Ansturm den Hügel hinunter, auf den Fluss zu, über die Böschung und immer vorwärts auf den Feind zu.

Zu diesem Zeitpunkt hätte niemand wissen können, ob sie jemals lebendig die feindliche Siedlung erreichen oder Hals über Kopf in »Gottes Garten« landen würden.

In der Zwischenzeit waren die Bewohner von Panaga in Schrecken versetzt worden. Bewaffnet bis an die Zähne standen sie dicht aneinandergedrängt. Einige zitterten vor Angst. Fast alle Frauen und Kinder hatten im Wald hinter der Siedlung Zuflucht gesucht. Handelte es sich um eine List? Wo hatten sie die Waffen? Warum riefen die Angreifer keine Beleidigungen?

Vorsichtig trat einer der »Zeugen«, wie sie später genannt wurden, aus der Gruppe der ungewöhnlichen Besucher hervor. In einfacher, freundlicher Weise erklärte er den Zweck der Mission. Da geschah das Wunder: Die Sehnsucht nach dem Geheimnis von *Nabelan Kabelan* war bei den Menschen in Panaga ebenso groß wie für die Männer in Mamit. Aufmerksam hörten die Menschen von Panaga zu. Ohne Blutvergießen und ohne Kampf nahmen sie die Botschaft an. Im Namen Jesu war erreicht worden, was jahrhundertlang als unvorstellbar galt.

»Jetzt sind wir eins in Jesus«, riefen frühere Feinde aus, als sie die Botschafter würdevoll umarmten.

Nur kurze Zeit später verbrannten die Männer aus Panaga ihre Waffen. »Wir müssen jetzt zu unseren Feinden auf der anderen Seite des Berges gehen und ihnen davon berichten«, beschlossen sie.

Diese »Primitiven« legten einen solchen missionarischen Eifer an den Tag, dass sich das Evangelium rasch im ganzen Swart-Tal ausbreitete. Gegen Ende unserer vierjährigen Dienstzeit waren ungefähr 90 % der Bevölkerung Christen geworden.

CHOCOLATE UND MBAWY



Als eine »Tugend« unter den Dani galt früher das Stehlen. Am Anfang war nichts vor ihnen sicher, denn die Dani waren es gewohnt zu stehlen, und diese Gewohnheit konnten sie nicht von einem Tag auf den anderen ablegen.

Seit ich angekommen war, hatte mir ein Mann aus Mamit geholfen. Er war nicht übermäßig groß, jedoch muskulös; das übliche Netz, das die Haare zusammenhielt, hing weit über die Stirn hinab und glänzende, braune Augen blickten darunter hervor. Da er meistens lächelte, wobei große, gelbliche Zähne zum Vorschein kamen, wirkte sein Gesicht fröhlich und vertrauenswürdig. Er trug einen ausgefallenen Namen, den ich ständig vergaß. Daher nannte ich ihn wegen seiner hellbraunen Hautfarbe einfach »*Chocolate*« – »Schokolade«. Im Gegensatz zu vielen seiner Stammesgenossen war Chocolate verlässlich und treu.

Chocolate war dabei gewesen, als wir mit dem Bau unseres Hauses begonnen hatten. Er grub Löcher für die Baumstämme, die das Fundament trugen. Als die Löcher so tief waren, dass er mit einer Schaufel nicht mehr gut arbeiten konnte, holte er seinen kleinen Sohn herbei. Er packte den Jungen bei den Knöcheln, hielt ihn mit dem Kopf voran über das Loch, ließ ihn dann hinunter, wartete, bis der Junge mit den Händen eine Ladung Sand herausgeschaufelt hatte, und zog ihn dann wieder heraus. Es war eine äußerst raffinierte Arbeitsmethode!

Als das Haus fertig war, bat ich Chocolate, in den Wald zu gehen und Holz zu besorgen, um einen Zaun um den Hühnerhof zu bauen. Tag für Tag erschien er um die Mittagszeit mit einer Ladung Holz. Ich nahm zunächst nicht weiter Notiz davon, als er eines Tages nicht auftauchte. Als er aber für mehrere Tage

nicht mehr gekommen war, begann ich mir Gedanken zu machen.

»Was ist mit Chocolate los?«, fragte ich die Leute, die sich ohnehin immer in meinem Garten befanden. »Ist er krank?«

»Vielleicht ist er krank, vielleicht auch nicht«, antwortete jemand mit der bei den Dani üblichen Gleichgültigkeit.

»Hat jemand ihn gesehen?«, ließ ich nicht locker.

»Ich habe ihn gesehen, aber nicht in der letzten Zeit«, kam eine nicht viel hilfreichere Antwort.

»Er ist so seltsam geworden. Zuerst hat er nur in der Hütte gegessen, hat nichts gesagt und kein Essen angerührt. Jetzt aber will er auch nicht mehr in der Hütte bleiben. Er läuft einfach im Dschungel herum.«

Niemand wusste eine Erklärung für dieses sonderbare Benehmen.

»Könnte jemand hingehen und ihn zu mir bringen? Ich würde gerne mit ihm sprechen.«

Mehrere Männer hörten meine Bitte, aber schließlich musste ein kleiner Junge den Botengang tun.

Bald darauf kam Chocolate zurück. Seine Augen verrieten Angst. Außerdem hatte er an Gewicht verloren. An einem ruhigen Platz konnten wir miteinander sprechen.

»Ich bin ein Dieb und werde ins große Feuer kommen«, sagte er düster und ohne Einleitung. Es gab noch immer kein anderes Wort für »Hölle«.

»Niemand braucht in das große Feuer zu gehen«, erinnerte ich ihn.

»Ich werde dorthin kommen, weil ich ein Dieb bin.« Es schüttelte ihn, dann fuhr er fort: »Du hast mir den Auftrag gegeben,

Holz zu besorgen und hast mich dafür bezahlt. Das Holz gehörte dir, aber ich habe etwas davon für mich selbst genommen. Als ich am nächsten Tag im Wald war, hörte ich in meinem Herzen die Stimme des wahrhaftigen Geistes Gottes: »Du bist ein Dieb. Du wirst ins große Feuer kommen.« Deshalb ging ich nicht mehr in den Wald, sondern blieb zu Hause.«

Chocolate machte einen jämmerlichen und verzweifelten Eindruck.

»Was geschah dann?«, drängte ich ihn vorsichtig.

»Der wahrhaftige Geist war auch in meiner Hütte, und er sagte das Gleiche: »Du bist ein Dieb. Du wirst ins große Feuer geworfen.« Daher ging ich von zu Hause weg.«

Er saß da und starrte auf den Boden. Seine Stimme war nun nicht mehr als ein leises Flüstern.

»Der wahrhaftige Geist ist auch im Dschungel«, schloss er. Er war sich völlig dessen bewusst, dass er ewige Verdammnis verdient hatte.

»Du hast es mir jetzt gesagt«, ermunterte ich ihn. »Du kannst mir das Holz zurückbringen und Gott um Vergebung bitten. Jesus weiß, dass wir alle böse sind. Das ist der Grund, warum er gekommen ist. Er liebt dich trotzdem.«

Chocolate wagte nun, die Augen ein wenig zu heben. Zögernd und scheu kam ein Lächeln.

Wir beteten zusammen – und dann ging Chocolate mit neuem Schwung in seinen Schritten von mir fort. Er hatte endlich Erlösung und die Vergebung seiner Schuld erfahren.

Der wahrhaftige Geist Gottes war im Swart-Tal am Werk. Ein weiterer Beweis dafür war Mbawya, eine Frau von kleiner und gedrungenen Statur, einem runden Gesicht und dicken Lippen. Ihr

Ehemann trug den erlesenen Namen Jiendagembanonuwa. Das Außergewöhnliche an Mbawy war, dass sie sich auf eigenen Antrieb hin entschlossen hatte, auf die Liebe Jesu zu antworten, und das in einer Gesellschaft, die allein von Männern bestimmt wurde.

Die Dani-Männer hatten erst nach einigen Diskussionen begonnen einzusehen, dass Gott die Frauen mit gleicher Würde erschaffen hat wie die Männer. Es erschreckte sie, als sie hörten, dass Gott die Frauen ebenso liebt und dass sie zusammen »Miterben der Gnade« seien. Bis dahin hatte man den Frauen gar keinen Status zugeschrieben. Sie waren ein notwendiges Übel und man musste ininigem Abstand zu ihnen bleiben, weil man glaubte, dass sie Hexenkünste besaßen.

Zum Glück hatten die Vorväter eine einfache Methode hinterlassen, wie man herausfinden konnte, ob eine Frau, von der man glaubte, dass sie solche Künste besaß, wirklich schuldig war oder nicht. Die Beschuldigte – die meist vor Furcht zitterte – wurde vor ein Gericht von Männern gezerrt. Das Urteil wurde schnell und ohne großen Aufwand gefällt. Entweder kam die Frau frei, oder sie wurde von Pfeilen durchbohrt. Es war ein simples rechtliches Vorgehen: Der Verdächtigten wurde mit einem scharfen Bambusmesser ein kleines Stück vom Ohr abgeschnitten. Wenn das Ohr nicht blutete, betrachtete man die Frau als unschuldig. Die geringste Spur von Blut aber bedeutete Schuld und eine schnelle Hinrichtung. – Aber eine Schnittwunde am Ohr blutet fast immer.

Ich versuchte einmal, das Leben einer solchen Frau zu retten. Nicht die Hexenkünste der Frau, sondern die Richtigkeit des Vorgehens stellte ich infrage. Die versammelten Männer beschlossen daraufhin, der Frau eine bisher unbekannte »Gnade«

zu gewähren: Anstatt sie zu töten, schlug man sie derart heftig, dass sie tagelang nicht gehen konnte.

Nur langsam trat ein Wandel ein. Lange Zeit noch wurden Frauen schlecht behandelt. Frauen und Kinder lebten in eigenen Hütten – getrennt von den Männern, aber zusammen mit den als Haustiere gehaltenen Schweinen, die wie die Frauen als ein Teil der männlichen Besitztümer galten.

Die meisten Frauen brauchten lange, bis sie diese benachteiligte Position überwinden konnten. Durch die schlechten Erfahrungen waren viele so abgestumpft, dass es ihnen anscheinend wenig darauf ankam, was aus ihrem Leben wurde. Irgendwie war es ja auch leichter, mit den Schultern zu zucken und zu sagen: »Wir sind ja nur Frauen«, als die neue Stellung geltend zu machen, die Christus ihnen anbot.

Bei Mbawya war das ganz anders. Gott tat ihr Herz auf und sie antwortete auf die Gute Nachricht mit erstaunlicher Begeisterung. Sie war die erste Frau, die ich bei einer Versammlung aufstehen sah, um ihren Glauben an Jesus Christus und ihre Zuversicht der Erlösung zu bezeugen. Es fiel ihr nicht leicht. Für eine Frau war es immer klüger gewesen, sich zurückzuhalten. Bei ihrem ersten Auftritt war das Blut aus ihrem Gesicht gewichen, ihre Lippen bebten und ihre Knie zitterten so heftig, dass die hinter ihr sitzenden Männer sie festhalten mussten, damit sie nicht umfiel. Dennoch sprach sie und bezeugte, was Jesus in ihrem Leben bewirkt hatte.

Nicht lange danach kam Mbawya mit ein paar Kaurimuscheln zu Frank Clarke. Wir hatten als Bezahlung oft Geld und Handelswaren angeboten, aber die Dani hatten darauf bestanden, für ihre Arbeit in Kaurimuscheln bezahlt zu werden.

»Die hier gehören nicht mir, sie gehören dir«, sagte Mbawu zu Frank. »Als ihr angekommen seid und wir euch geholfen haben, den Landeplatz anzulegen, waren wir noch Heiden. Für gewöhnlich meldete ich mich am Morgen zur Arbeit, ging dann aber in meinen eigenen Garten. Am Nachmittag kam ich zurück, schmierte meine Schultern und Beine mit Lehm ein, damit du glauben solltest, ich hätte gearbeitet, dann kassierte ich meinen Lohn. Jetzt weiß ich, dass das Diebstahl ist, und aus diesem Grund bringe ich die Kaurimuscheln zurück.«

Mbawu und ihr Ehemann wuchsen beständig in der Gnade und in der Erkenntnis des Herrn Jesus Christus. Als die ersten 58 Gläubigen aus Mamit getauft wurden, waren auch sie dabei. Nachdem sie ihre Ausbildung beendet hatten, dienten sie viele Jahre als Missionare bei einem Stamm im östlichen Hochland Westneuguineas.

Fast ein Jahr hatten wir nun schon bei den Dani verbracht. Die ersten Hürden waren überwunden. Wir hatten überlebt – physisch und geistlich. Beides konnten wir nur einem wunderbaren Handeln Gottes zuschreiben. An unserem ersten Jahrestag auf dem Missionsfeld war ich übergelukkig, dass wir eine so lange Zeit überstanden hatten.

Wenn wir ein Jahr durchgehalten haben, schaffen wir vielleicht auch zwei Jahre, machte ich mir selbst Mut. In der Tat – obwohl das Leben in der Mission nie ohne Härten ablief, sah es so aus, als ob wir in vielen Dingen das Schlimmste überstanden hätten. Wir hatten nicht aufgegeben.

NEUE NAMEN, NEUE FRISUREN



Der Heilige Geist setzte inzwischen sein Werk fort. Er beschränkte sein Wirken nicht auf einzelne Männer und Frauen. Immer wieder konnten wir erkennen, dass bei der gesamten Bevölkerung etwas in Gang kam.

Ein Beispiel dafür war die Verbrennung der Waffen. Die Verbrennungen waren auf eigene Initiative der Stammesangehörigen vor sich gegangen. Wenn einige meinten, die Dani hätten diese Dinge nur getan, um den Missionaren zu gefallen, dann stimmt das einfach nicht. Im Gegenteil: Die Menschen hörten auf ihre innere Stimme, und die konnte ihnen kein Missionar eingepflanzt haben. Die folgenden Entwicklungen zeigten das immer wieder, denn die Veränderungen betrafen Bereiche des Lebens, von denen die Missionare nicht einmal wussten. Um es milde zu sagen, waren diese Veränderungen beeindruckend.

Ein Beispiel war das öffentliche Bekennen der geheimen Namen – der *anggen kunik*. Es gab einen Einführungsritus, bei dem der heranwachsende Junge einen geheimen Namen erhielt. Die Namen erinnerten zum Teil an Vorfahren – diese spielten in ihrer Religion eine große Rolle –, hatten manchmal aber auch keine direkte Bedeutung. Jedenfalls schrieb man den *anggen kunik* magische Kräfte zu. Ein Mann hätte bei einem Kampf lieber seine Waffen zu Hause gelassen, als auf den Schutz durch seinen geheimen Namen zu verzichten. Wenn er mitten im Kampf seinen geheimen Namen flüsterte, so konnte ihm der zu Hilfe und Sieg verhelfen. Eine Schwierigkeit bestand aber darin, dass der Name seine Zauberkraft verlor, wenn ein anderer von ihm erfuhr. Völlige Geheimhaltung war daher notwendig.

Wir wussten nichts von diesem Bollwerk Satans, bis die Dani

selbst es uns enthüllten. Wie üblich gingen sie geradlinig und mutig daran, es niederzureißen.

»Wir werden nicht mehr kämpfen – wozu brauchen wir also diese Namen?«, argumentierten sie. »Außerdem haben wir jetzt den Namen Jesu Christi, und der ist besser als jeder andere.«

Oft standen nach dem Sonntagsgottesdienst Männer auf und verkündeten öffentlich ihren geheimen Namen. Einige flüsterten ihn mit kaum hörbarer Stimme, andere riefen ihn laut und triumphierend aus und bewiesen damit ihr Vertrauen zu Jesus Christus. Die versammelte Gemeinde saß regungslos da und hörte zu, während die Mächte der Finsternis weichen mussten.

Unmittelbar nach der Aufdeckung der *anggen kunik* trat noch ein erfreuliches Ereignis ein; wir erkannten daran, dass sich die Dani unter dem Schutz ihres treuen Freundes Jesus immer sicherer fühlten.

An einem ruhigen Nachmittag erschien eine Gruppe von vier Männern bei mir. Sie waren die Häuptlinge nahe gelegener Dörfer, die ich gut kannte. Einer von ihnen trug immer die Scherbe einer Porzellanuntertasse an einer Schnur um seinen Hals. Er hatte sie irgendwo gefunden und mit großer Geduld ein Loch hineingebohrt, sodass er einen Faden hindurchziehen konnte. Der Abfall des weißen Mannes war somit in ein vielbewundertes und begehrtes Schmuckstück umgeformt worden. Der Mann hatte ein freundliches Gesicht, und sein Sprechen und seine Bewegungen waren langsam. Aufgrund dieser Eigenschaften hatten wir ihm den Spitznamen »Fliegende Untertasse« gegeben.

Fliegende Untertasse räusperte sich.

»*Kanggipaga*« – er nannte mich bei dem Namen, der mir von der Bevölkerung gegeben worden war – »wir möchten, dass du uns die Haare schneidest. Morgen werden viele unserer Freunde kommen, und denen sollst du auch die Haare schneiden!«

Auf seinem Gesicht erschien ein vergnügtes Lächeln. Offensichtlich erwies er mir mit dieser Bitte eine große Ehre. Ich kannte mich nicht aus und bat um eine Erklärung.

Zufrieden grinsend erfüllte Fliegende Untertasse mir diesen Wunsch:

»*Men* ... wir benötigen unser Haar nicht mehr.«

Ich verstand immer noch nicht so richtig, aber es war ein Anfang.

»Du musst verstehen, *Kanggipaga*«, setzte der alte Häuptling fort, »unser Haar ... wie soll ich sagen?« Es machte ihm nicht im Geringsten etwas aus, dass er nicht fähig war, sich richtig auszudrücken.

»Sieh, *Kanggipaga*, wir meinen, du solltest unser Haar schneiden.« Plötzlich kam seine Rede in Schwung: »*Kanggipaga*, wir benutzen unser Haar, um die bösen Geister anzubeten. So haben wir es getan ...«

Fliegende Untertasse ließ seinen Kopf auf der rechten Schulter ruhen, schwang ihn dann hinüber zur linken Schulter und zurück in schneller werdender Bewegung. Hätte nicht ein Netz sein dickes, langes Haar gebändigt, wäre es wie wild umhergewirbelt. »Wir hatten die Gewohnheit, unsere Netze abzunehmen«, erzählte er weiter. »Das gefiel den Geistern.«

»Ja, das haben wir immer getan«, bekräftigten die drei Begleiter.

»Jetzt aber kennen wir Jesus«, strahlte Fliegende Untertasse glücklich. »Es ist aus mit den bösen Geistern. Wir wollen Jesus nachfolgen. Deshalb brauchen wir auch unser Haar nicht mehr. Du hast uns von Jesus erzählt, darum werden morgen alle Männer zu dir kommen. Wir vier aber wollen unser Haar heute schon geschnitten haben.«

Vier erwartungsvolle Augenpaare sahen mich an. Wie konnte ich da widerstehen?

»Liebe Freunde, es wird mir eine Freude sein, eure Bitte zu erfüllen.«

Sofort umfassten mich acht dunkle Arme.

»Freund *Kanggipaga*, du bist gut!«

Während ich hineinging, um eine Schere zu holen, entfernten die Männer die Haarnetze. Niemals zuvor hatte ich sie so gesehen. Ihr langes, verfilztes Haar war völlig verschmutzt, bedeckt mit Fett, Ruß und Staub. Als ich mit meiner Arbeit fertig war, war meine Schere stumpf. Fast hätte ich die Männer nicht erkannt, als sie gegenseitig ihren sehr modernen Haarschnitt bewunderten.

Bevor sie in ihre Dörfer zurückkehrten, erinnerten sie mich noch einmal: »Du hast uns von Jesus erzählt. Morgen werden alle Männer zu dir zum Haareschneiden kommen.«

Früh am nächsten Morgen wimmelte das Gelände von Männern. Hunderte waren gekommen. Die meisten hatten in Erwartung des ernststen Augenblicks bereits ihre Haarnetze abgenommen. Bei manchen Männern reichte das Haar bis zu den Knien. Ich erinnerte mich an Erzählungen, in denen Ratten versucht hatten, im Haar der Männer Nester zu bauen, während diese schliefen.

Der alte Mburumburu war etwas verlegen. Nachdem er sein Netz abgenommen hatte, musste er feststellen, dass fast keine Haare mehr vorhanden waren.

Als ich aus meinem Haus ins Freie trat, fiel Schweigen über die Menge.

»Ich danke euch, liebe Freunde, dass ihr gekommen seid«, sprach ich sie an. »Es freut mich, dass ihr Jesus in jeder Weise nachfolgen wollt. Es gibt noch vieles, was ich euch von Jesus erzählen möchte. Aber erst muss ich lernen, mich in eurer Sprache richtig auszudrücken. Dann erst kann ich euch mehr erzählen. Wenn ich nun einige Tage lang damit beschäftigt bin, euer Haar zu schneiden, kann ich nicht lernen. Einigen von euch habe ich die Haare bereits geschnitten. Jetzt aber müsst ihr euch gegenseitig die Haare schneiden.«

Zu meiner Erleichterung gingen die Männer – nach einigem Hin und Her in der Menge – auf meinen Vorschlag ein. Nicht viel später hatten sich kleine Gruppen von Männern zusammengeschlossen, die auf dem Boden saßen und sich gegenseitig das Haar mit scharfen Bambusstücken weghackten.

Als alle an die Reihe gekommen waren, machte man aus dem Haar einen großen Haufen, um es anschließend zu verbrennen. Die anfängliche Ausgelassenheit verschwand bald. Ein Geist der Dankbarkeit und der Anbetung war spürbar, als die Männer um das aufgeschichtete Haar Platz nahmen. Einer hatte die ehrenvolle Aufgabe, das Feuer zu entfachen. Während die Flammen loderten, stimmten die Männer gedankenvoll eines ihrer Lieblingslieder an:

»Danke, Jesus, dass du uns liebst. Danke Jesus, dass du die Fesseln löst ...«

Die prasselnden Flammen entfalteten dicke Schwaden grünen, grauen und schwarzen Rauchs, die sanft zum Himmel aufstiegen. Der fast unerträgliche Gestank des versengten, brennenden Haares muss im Himmel wie ein süßer Wohlgeruch für Jesus angekommen sein. *Wa Jetut!* Danke, Jesus!

DER GROSSE VORSTOSS



Die Antwort der Dani auf die christliche Botschaft war so direkt und uneingeschränkt, dass man keine Erklärung dafür finden konnte –, außer dass es das Werk des Heiligen Geistes war. Wir hatten ganz einfach das wiederholt, was bereits Petrus an Pfingsten gepredigt hatte: »Kehrt um!« Die Dani hatten natürlich von den geschichtlichen Ereignissen des Neuen Testaments keine Ahnung, aber sie reagierten ziemlich genau so, wie es in der Apostelgeschichte geschildert ist.

Trotz dieser Tatsache gab es immer wieder Zweifel an der Echtheit der Erweckungsbewegung im Swart-Tal. Wenn das Ganze nun nicht ernst gemeint war? Verstanden die Menschen wirklich, worum es im Evangelium ging?

Einmal holte man mich morgens um fünf Uhr aus dem Bett. Ein Mann saß an meiner Türschwelle. Man sah ihm an, dass ihn etwas bedrückte. Da er aus einer anderen Gegend kam, hatte ich ihn noch nie zuvor gesehen. Kaum nahm er sich Zeit für die üblichen Begrüßungsformeln.

»*Kanggipaga*«, begann er. »Ich bin gläubig und weiß, dass Jesus mir *Nabelan Kabelan* gegeben hat. Aber gestern ist mein Ferkel gestorben. Warum hatte es nicht ewiges Leben?«

Die Frage verblüffte mich. Ich fragte mich, wie wir jetzt wissen konnten, ob alle, die solche Fragen *nicht* vor uns brachten, das Geschenk Gottes richtig begriffen hatten?

Eine Zeit lang ging das Gerücht um, dass die Haut eines jeden einheimischen Gläubigen irgendwann weiß werden würde. Die Schlussfolgerung war offensichtlich: Weiß zu sein wurde gleichgesetzt mit Wohlstand. Die Weißen trugen Kleider und scheinbar hatten sie auch Zugang zu unvorstellbaren Reichtümern. Wenn sie irgendetwas benötigten, sagten sie dies ein-

fach dem Funkgerät, und ein eiserner Vogel warf dann innerhalb einiger Wochen das Verlangte vom Himmel. Ohne, dass Geld von Hand zu Hand gegangen war, verschwand das Flugzeug wieder. Nicht einmal ein Schwein musste man dem Flugzeug als Gegenleistung geben.

Was hatten die Dani vor, als sie das Evangelium annahmen? Verstanden sie darunter eine Art von Geschäftsabschluss? Dachten sie, dass sie materielle Güter dafür bekommen würden, weil sie ihre Waffen verbrannt, ihre *anggen kunik* bekannt gegeben und ihr Haar abgeschnitten hatten?

Wir sprachen sie oft darauf an. Sie bestanden aber immer darauf, dass *Nabelan Kabelan* ihr einziger Wunsch war.

Wir kamen nun jedoch in ein Dilemma. Petrus hatte nicht nur zur Buße aufgerufen, sondern auch dazu, sich taufen zu lassen. Die Lehre von der Taufe hatten wir verkündigt, aber ihre Anwendung blieb noch offen. Zwischen den Menschen, zu denen Petrus gesprochen hatte, und den Dani gab es kaum Vergleichsmöglichkeiten.

Sozusagen zur Probe beschlossen wir, eine kleine Anzahl von Gläubigen, die wir besonders gut kannten, zu taufen. Die erste Taufe in Mamit fand am 23. Februar 1964 statt. Wir hatten einige Prüfungsfragen zusammengestellt, die 58 Gläubige positiv beantworteten. Die Teilnahme an der Tauffeier war überwältigend: Schätzungsweise 5000 Menschen kamen. Bevor es richtig losging, kam es zu einem lustigen Zwischenfall, wodurch sich die Atmosphäre etwas entspannte.

Man hatte einen Teich ausgehoben, an dessen Rand ich nun mit den Täuflingen Platz nahm. Plötzlich lief ein stattlicher Hahn herbei. Mit ernster Aufgeblasenheit stolzierte er zwischen

den versammelten Gemeindemitgliedern umher. Man hatte Hühner im Swart-Tal nicht gekannt, bevor wir sie eingeführt hatten, daher behandelte man sie mit dem nötigen Respekt. Auf einmal aber flog der Hahn auf und landete auf dem Kopf eines der Taufkandidaten. Der Mann wurde etwas nervös und wusste nicht, wie er sich verhalten sollte. Zum Glück hatte einer der älteren Männer einen weisen Rat auf Lager:

»Lass ihn nur!«, rief er. »Als Jesus getauft wurde, kam auch ein Vogel auf sein Haupt herunter.«

Ich erinnere mich nicht mehr, wie lange der Vogel auf dem Kopf des »Geheiligten« sitzen blieb, aber ich muss gestehen, dass ich ziemlich erleichtert war, als der Hahn beschloss, wegzufliegen und einen anderen Nistplatz zu suchen.

Da es auf die Taufe hin zu keinen nachteiligen Entwicklungen kam, taufte wir vier Monate später noch einmal 63 Personen.

Daraufhin entschieden wir, dass die örtlichen Gemeinden einheimische Leiter haben sollten. Frank und ich waren uns einig, dass sich mindestens drei Männer diese Verantwortung teilen sollten. Es war uns wichtig, dass sich alle getauften Gläubigen an der Wahl ihrer Ältesten beteiligten. Das warf nun aber ein kleines Problem auf. Wir wollten, dass jeder die Wahl einzeln treffen konnte, aber damals konnte noch fast niemand schreiben. Ein geheimes Abstimmen kam daher nicht infrage. Also entschieden wir uns für die folgende Vorgehensweise: Zuerst erklärten wir den Menschen, dass die drei fähigsten Männer zu Gemeindeleitern ernannt werden sollten, dann empfahlen wir allen, für die Angelegenheit zu beten. An einem festgesetzten Tag sollte dann jeder einzeln zu mir kommen und mir sagen, wer der Geeignetste sei.

Schließlich war der Tag der Abstimmung gekommen. Ich saß ungefähr 15 Meter von der Versammlung entfernt und lud jedes Gemeindemitglied ein, nach vorne zu kommen und mir zu sagen, wen sie oder er ausgewählt hatte. Die Dani bewiesen wirklich Talent für Zeremonien! Einer nach dem anderen stand langsam auf und ging würdevoll zu mir hinüber. Zuerst dachte ich, dass sie mich hereinlegen wollten, aber man konnte ihren Gesichtern ansehen, wie ernst sie es meinten, als eine ganze Reihe von ihnen mir ins Ohr flüsterte: »Ich bin der Beste in der Versammlung.«

Nun, wir sahen das ganze einfach als Generalprobe an und organisierten eine neue Wahl. Diesmal funktionierte es. Tuwanonuwa, Andugumanggen und Kabutna wurden gewählt.

Sie waren ein erstaunliches Trio. Jeder von ihnen hatte im früheren Leben Grausamkeiten und Morde verübt. Bevor sie Christen geworden waren, hatten sie – alle zusammengerechnet – rund 25 Menschen getötet. Aber Gottes Gnade vollbrachte ein außergewöhnliches Werk. Auf bewundernswerte Weise erfüllten diese drei Männer ihre neue Funktion. Lange Jahre waren sie treue und beliebte Leiter der Gemeinde.

Erst im Juli 1965 wagten wir den großen Vorstoß. Beinahe ein Jahr lang waren Frank und Betty Clarke nun schon auf Urlaub, und wir planten unseren ersten Urlaub, sobald die beiden wieder zurück wären. In dieser Zeit musste ich mich einer Herausforderung stellen, die eine Gruppe von Gläubigen, denen ich in den letzten Jahren Unterricht erteilt hatte, an mich herantrug.

»Warum taufst du uns nicht?«, fragten sie.

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte.

»Gibt es etwas in unserem Leben, das dich daran hindert, es zu tun?«

Es gab nichts Derartiges; fast vier Jahre schon waren sie ihrem Herrn treu und aufrichtig nachgefolgt, so gut sie es eben wussten.

»Du hast uns von der Taufe erzählt«, bekräftigten sie, als ob ich eine Erinnerung gebraucht hätte. »Warum aber taufst du uns nicht?«

Das war eine gute Frage. Die ersten Taufen hatten Frank und ich immer nur gemeinsam durchgeführt, aber nun hatte man die Verantwortung auf meine Schultern gelegt. Mir fiel jedoch kein Grund ein, warum ich sie jetzt nicht selbst taufen sollte. Unsere Befürchtungen hatten sich immer als unbegründet herausgestellt. Mit ganzem Herzen folgten die Menschen dem Herrn nach, und dabei ging es ihnen nicht um Vorteile als Gegenleistung ihres Dienstes für Jesus Christus. Oft war ich erstaunt über ihre tiefe Einsicht und ihr Verständnis der Bibel.

»Warum taufst du uns nicht?«

Eigentlich war ich froh, dass wir uns nun mit der Sache auseinandersetzen mussten, daher sagte ich schließlich zu. Abgesehen davon, dass ich mich selbst nicht bereit fühlte, gab es keinen stichhaltigen Grund, die Taufe hinauszuschieben.

Eine betriebsame Zeit begann, als ich ankündigte, dass jeder der etwa 8000 Bewohner, die im Gebiet von Mamit lebten, die Gelegenheit erhalten würde, getauft zu werden. Wir baten einheimische Brüder, an verschiedenen »Predigtorten« vorläufige Prüfungen abzuhalten. Jeder Kandidat wurde auf drei Dinge hin überprüft:

- Bezeugen des persönlichen Glaubens vor der christlichen Gemeinschaft
- Gewissheit der Errettung
- Grundlegende Kenntnisse in der Heiligen Schrift

Wer diese Prüfung bestand, wurde noch einmal von mir zusammen mit einer Gruppe bereits getaufter Gläubiger aus Mamit befragt. Tuwanonuwa, Andugumanggen und Kabutna waren ebenfalls dabei.

Es war aufregend, die verschiedenen Orte der Reihe nach zu besuchen, während uns der übliche Menschenschwarm folgte. Mit Schwatzen, Lachen und Singen machte man sich auf den Weg. In den frühen Morgenstunden zeigte sich die tropische Sonne noch gnädig. Hänge und Täler waren von Tau überzogen und glitzerten wie von Perlen übersät. Es sah nach einem schönen Tag aus.

»Hier bin ich noch nie gewesen«, teilte einer dem anderen mit. »Hier war Feindesland. Jetzt ist das Vergangene, denn wir sind eins geworden in Jesus.« Diese Aussage kam voll Freude manchmal von mehreren Lippen gleichzeitig. Die neue Einheit war eine tägliche Realität in der von Kämpfen und Kriegen zerrissenen Kultur der Dani, daher musste man auch immer wieder davon sprechen.

Wenn ich von der Missionsstation zur nächsten Siedlung in Richtung Norden ging, brauchte ich ungefähr eineinhalb Stunden. Nach einem steilen Aufstieg legten wir üblicherweise eine kurze Pause ein und aßen eine Kleinigkeit.

»Das ist *Kanggipagas* Berg«, scherzten die Dani.

»Dann sollten wir ihn auch nach ihm benennen«, schlug einer vor.

Von da an war der Ort bekannt als *Kanggiput*, das heißt: »Gipfel des *Kanggipaga*«.

Die Gesellschaft kam wieder in Bewegung. Nun ging es abwärts – wir hüpfen über Schlamm, Schmutz und Felsbrocken, bis wir in der Ebene den Fluss erreichten. Nachdem wir uns kurz im Wasser abgekühlt hatten, begannen wir den Aufstieg auf der anderen Seite.

Als uns keine weiteren Bergspitzen die Sicht versperrten, erkannten wir in der Ferne bereits sichere Zeichen, dass wir erwartet wurden. »Sie haben das Feuer schon angezündet.« Kaum wahrnehmbar beschleunigte sich unser Schritt. Neuer Mut kam auf, da unsere Ankunft im nächsten Ort nun schon greifbar schien.

Unser Besuch hatte einen bestimmten Anlass und musste daher gefeiert werden. Schon Tage vor unserer Ankunft hatten Männer der Siedlung Feuerholz und Steine herbeigeschafft. Das Holz wurde zusammen mit Blättern und Gras zu einem ordentlichen Haufen aufgeschichtet: ungefähr 15 Meter lang und 2 Meter breit. Steine bildeten den Abschluss.

Am Tag des Fests wurden große Löcher gegraben, die etwa 2 Meter im Durchmesser maßen und 1 Meter tief waren. Die Männer übernahmen das Graben, während die Frauen im Wald und in ihren Gärten Kräuter, Blätter und Essbares sammelten. Die Blätter dienten einem zweifachen Zweck: Sie sollten die Gruben auskleiden, damit das Essen nicht schmutzig wurde, und sie bildeten eine Schutzschicht zwischen den Steinen und dem Essen, damit nichts versengt wurde.

Das prasselnde Feuer war als sicheres Zeichen anzusehen, dass die Vorbereitungen schon in vollem Gang waren. Bald wür-

den die Frauen zurück sein, um die Gruben auszulegen. Auf die Blätter kamen folgende Köstlichkeiten: knorrig aussehende Süßkartoffeln, glänzende gelb-grüne Gurken, unreife Bananen und natürlich die fleischigen, grünen Blätter der Süßkartoffel. Auf das Gemüse und die Früchte legte man Schweinefleisch, Hühnerteile und manchmal auch Fisch. Alles wurde sorgfältig in Bananenblätter gepackt und mit Reben zusammengehalten, damit nichts auseinanderfiel. Am Ende wurde das Loch mit Blättern und heißen Steinen verschlossen.

Zu dieser Zeit waren die Besucher für gewöhnlich angekommen; während das Essen dünstete und verlockende Gerüche über den Versammlungsort wehten, setzte man sich zu einem Gottesdienst zusammen.

Als Anfänger, der sich an die schwierigen Bergpfade noch nicht gewöhnt hatte, war ich einmal ziemlich spät und ausgepumpt zu einem Fest erschienen. Das Essen war schon lange Zeit gekocht worden, außerdem sah es nach Regen aus. Die Menschen saßen um mich herum und warteten darauf, dass ich ihnen einen Text aus der Bibel auslegen würde. Aber ich war einfach nur müde. Nach der Begrüßung sagte ich den Versammelten, dass sie ruhig mit dem Fest fortfahren könnten, da ich ein wenig ausruhen wollte.

»Bist du den weiten Weg hierhergekommen, um zu schlafen?«, fragte ein älterer Häuptling mit ernsthaftem Zweifel.

»Wir warten schon darauf, etwas von Jesus zu erfahren«, ließ ein anderer etwas ungeduldig hören.

Argumentieren hatte keinen Sinn. Ich gab eine kurze und einfache Botschaft weiter. Die Menschen waren begeistert. Als ich

mich nach zwanzig Minuten setzte, meldeten sich mehrere Personen.

»Erzähl uns mehr!«, riefen sie.

»Ich weiß jetzt nichts mehr. Ich bin einfach zu müde«, antwortete ich.

Aber sie ließen nicht locker. »Dann erzähl uns dieselbe Geschichte noch einmal«, schlug jemand vor. »Sie war so schön!«

Wie hätte ich so wissbegierigen Menschen diese Bitte abschlagen können? Ihr großes Interesse ermutigte mich, sodass ich noch eine weitere Geschichte aus der Bibel erzählte. Schließlich gelang es mir, die Leute zu überzeugen, dass das Essen in den Gruben verderben und wir in den Regen kommen würden, wenn wir uns nicht beeilten.

Meine Erinnerungen daran verblassten, als unsere Wandergruppe an jenem Morgen das Dorf erreichte. Nach dem Gottesdienst öffneten die Frauen die Gruben – die Männer liefen hin und her und holten das dampfende Essen heraus. Einer der Männer sprach mit lauter Stimme einen Segen über unser Mahl:

»Danke, Vater. Du hast uns die Süßkartoffeln gegeben, die Bananen, die Gurken, das Schweinefleisch, das Salz ...« Plötzlich kam er ins Stocken und verstummte. Noch mit geschlossenen Augen murmelte er vor sich hin: »Was haben wir denn noch?«

»Bohnen«, half ihm einer weiter.

»Und danke, Vater, für die Bohnen. In Jesu Namen. Amen.«

»Amen«, antwortete die ganze Gemeinde im Chor.

Dann aßen wir. Durch die geniale Art des Kochens blieben das Aroma und die Säfte der Speisen ganz fantastisch erhalten.

Eine Zeit lang konnte man nur Schlucken und Schmatzen hören. Freunde tauschten Leckerbissen aus. Meistens gab man mir so viel, dass es für ein Waisenhaus gereicht hätte. Wenn ich das austeilte, was ich nicht essen konnte, lobte man mich für meine Großzügigkeit.

Die Sonne hatte längst ihren Höhepunkt erreicht und schließlich war die Zeit gekommen, um die Täuflinge zu befragen. Zusammen mit den Ältesten von Mamit und einigen einheimischen Gemeindeleitern zogen wir uns in eine abgelegene Hütte zurück. Die Bewerber erschienen einer nach dem anderen. Einige waren aufgeregt, andere strahlten Zuversicht aus. Ein alter Mann kam herein, begrüßte jeden von uns einzeln, setzte sich dann mit verschränkten Beinen auf den Boden und blickte uns erwartungsvoll an.

»Mein Vater«, sprach ich ihn an, um Respekt gegenüber seinem Alter zu zeigen, »kannst du uns sagen, warum Jesus in die Welt gekommen ist?«

Es handelte sich um eine oft gestellte Frage, und einfach war auch die Antwort.

»Was bedeutet es für dich persönlich, dass Jesus in die Welt gekommen ist?«, fuhr ich fort.

Das Gesicht des Mannes begann zu leuchten. »*Nggenanibaga* erzählte uns einmal die Geschichte von Lazarus«, begann er. »Er sagte, dass Lazarus gestorben war und man ihn in Grabtücher eingewickelt hatte. Er sagte auch, dass wir tot waren wie Lazarus und unsere Sünden wie diese Tücher um uns gebunden waren. Jesus ist gekommen und hat Lazarus wieder auferweckt. *Nggenanibaga* sagte, dass Jesus auch uns wieder zum Leben erwecken kann.«

Für einen Moment entstand eine Pause, als ob er noch einmal überdenken wollte, was er eben gesagt hatte. Als er wieder zu sprechen begann, wiederholte er nicht die Worte irgendeines Missionars, sondern sprach aus eigener Erfahrung:

»Nach dem Gottesdienst ging ich in meine Hütte. Ich sprach: ›Jesus, ich bin von der Sünde gebunden wie Lazarus. Bitte befreie mich!« Bei der Erinnerung an diesen Augenblick strahlte noch einmal Freude in seinen Augen auf. Ein breites Lächeln erschien auf seinem alternden Gesicht. Triumphierend beendete er sein Zeugnis: »Jesus hat es getan!«

Weitere Fragen waren nun nicht mehr nötig. Uns alle ergriff dieses einfache Zeugnis zutiefst. Meine Mitarbeiter strahlten: »Unsere Herzen sagen uns, dass unser Vater Jesus kennt«, sagten sie. Wir waren uns einig, dass er getauft werden sollte.

Nun kam eine Frau an die Reihe. Trotz ihrer Nervosität ließ sich der Glanz des neuen Lebens in ihr nicht verbergen. Nachdem sie sich durch die Fragen durchgekämpft hatte, fragte ich meine einheimischen Mitarbeiter nach ihrer Meinung. Sie waren sich wieder einig: »Ihre Worte sind schwach, aber im Herzen kennt sie Jesus.«

»Soll ich sie taufen?« Nach einer kurzen Zeit der Stille stimmten alle zu.

»Ich bin auch derselben Meinung.« Ich nickte der Frau zu.

Sofort sprang sie auf, eilte zu meinem Sitzplatz, ergriff meinen Arm und bedeckte ihn mit kleinen Bissen, während sie Gott pries.

»Sie will dir zeigen, dass sie dich liebt«, erklärten mir die anderen Männer bereitwillig.

Das Mädchen im Teenageralter, das als Nächstes hereinkam, ließ es an Selbstvertrauen nicht fehlen. Die Art, wie sie sich bewegte, machte deutlich: Sie war sich sicher, dass sie die Prüfung bestehen würde.

»Wir sollten es ihr nicht zu leicht machen«, sagte ich mir. Die Männer verstanden meine Absicht sofort.

Gewandt und ohne Anstrengung beantwortete das Mädchen ziemlich schwierige Fragen. Es gab keine Antwort, die sie nicht wusste. Sie sprach mit Selbstbewusstsein und unverhohlenem Stolz. In allen Teilen des Examens schnitt sie glänzend ab.

»Sollen wir sie taufen?«, fragte ich die Männer, indem ich darauf bedacht war, meine eigene Überzeugung zu verbergen. Alle schüttelten die Köpfe zur Missbilligung.

»Warum nicht?«, fragte ich mit vorgetäuschem Erstaunen. »Sie weiß doch alle Antworten!«

Andugumanggen sah beunruhigt aus. »Sie weiß zwar alle Antworten«, stimmte er zu, »aber sie hat eine große Leber.« Damit benutzte er einen einheimischen Ausdruck, den wir alle verstanden. Er bedeutete, dass das Mädchen stolz war.

Als wir ihr mitteilten, dass wir sie für die Taufe noch nicht bereit hielten, war sie höchst gekränkt und marschierte davon. Ich wunderte mich über die Weisheit der Männer.

Es kam nun ein weißhaariger, buckliger Mann, der außerdem taub und stumm war. Er hatte Schwierigkeiten, sich hinzusetzen. Andugumanggen bedeutete ihm, sich an mich zu wenden. Die Laute, die er hervorbrachte, waren unverständlich, aber der Ausdruck seines Gesichts und seine Gesten sprachen Bände. Wir fühlten uns im Heiligen Geist mit ihm verbunden

und ließen ihn einstimmig passieren – obwohl er nicht einmal in der Lage war, den Namen Jesus richtig auszusprechen.

Der Tag war schon weit vorangeschritten, als der letzte Täufling unsere Hütte verließ. Ein Geist der Freude und der Dankbarkeit war zu spüren, als wir die Namen derer nannten, die beim nächsten Gottesdienst getauft werden sollten.

Beladen mit Gaben vom übrig gebliebenen Essen brachen wir zur Heimreise auf. Wir hatten beinahe schon die Missionsstation erreicht, als sich einer der Männer ohne jede Erklärung von der Gruppe entfernte. Er sprang über einen Zaun, den man aufgerichtet hatte, um die Schweine von den Gärten fernzuhalten, und lief geradewegs auf eine Frau zu, die dort arbeitete. Er begrüßte sie respektvoll und warmherzig. Nach einer kurzen Unterhaltung gab er ihr das große Stück Schweinefleisch, das er für sich selbst am Festtag erhalten hatte. Es stellte ein großes Geschenk dar, denn bei den Dani gab es nur selten Fleisch, das aus diesem Grund sehr begehrt war.

»Warum hast du das ganze Fleisch weggeschenkt?«, wollte ich von ihm wissen, als der Mann sich uns wieder angeschlossen hatte.

»Als wir noch Feinde waren, habe ich ihren Mann getötet«, sagte er. »Nun aber lieben wir uns in Jesus.«

Aus dem ganzen Tal gingen nun Anfragen für die Taufe ein, sodass uns die Zeit beinahe zu kurz wurde. Wir gingen in jede der Siedlungen, um die Täuflinge vorzubereiten, aber es erschien unmöglich, bei jeder einzelnen Tauffeier dabei zu sein. Daher entschlossen wir uns, einen großen Taufgottesdienst in Mamit abzuhalten.

Es wurde ein sehr ausgedehnter Gottesdienst. Einen Tag vor der Tauffeier gab es ein großes Fest, an dem 5000 Menschen teilnahmen. Mehr als 200 Schweine wurden geschlachtet. Am folgenden Morgen – es war der 11. Juli 1965 – sollten wir die fünfte und bisher größte Tauffeier durchführen. 663 Menschen begruben symbolisch ihren alten Menschen im Wassergrab, um als neue Menschen daraus hervorzugehen.²⁶

Es gab nun – nach etwas mehr als vier Jahren – im Gebiet um Mamit bereits 871 getaufte Christen. Tausende andere hatten die Gewissheit der Errettung öffentlich bezeugt. Ein klares Zeichen der erstaunlichen Veränderungen, die in vielen Herzen vor sich gegangen waren, war die disziplinierte Lebensführung.

Auch nach der Taufe im großen Stil blieb eine kleine Angst in meinem Herzen zurück. Ohne Zweifel bedeutete für viele Dani die Taufe so etwas wie ein Statussymbol. Würde jetzt, da nun viele diesen Status angenommen hatten, ihre Hingabe an Christus und sein Wort abflauen?

Doch wieder stellte sich meine Befürchtung als grundlos heraus, und wir durften mit eigenen Augen eine lebensechte Wiederholung der Entwicklungen in der frühen Kirche miterleben. Natürlich waren sich die Christen unter den Dani dieser bemerkenswerten Ähnlichkeit in keiner Weise bewusst. Tatsächlich habe auch ich erst einige Jahre später so richtig erkannt, was vor sich gegangen war.

Unmittelbar nach der Taufe in Mamit waren in der Umgebung örtliche Gemeinden gegründet worden. Wo es mindes-

26 Vgl. Römer 6,3-4.

tens 30 getaufte Gläubige gab und drei Männer gefunden werden konnten, die fähig waren, die Gemeinde zu leiten, wurde eine Gemeinde ins Leben gerufen. Für alle 30 dazukommenden Gläubigen wurde ein Ältester zusätzlich eingesetzt. Die Ältesten kamen zur regelmäßigen Schulung zum Missionsverband nach Mamit. An den Wochenenden verbrachten sie die Zeit mit ihrer eigenen Gemeinde. Wie die frühe Kirche »verharrten [sie] in der Lehre der Apostel«.²⁷

Gottesdienste mit bis zu 5000 Zuhörern kamen nun nicht mehr so häufig vor, aber bei speziellen Gelegenheiten kamen die Menschen gerne in großer Zahl zusammen.

Zunächst hatte nicht jeder Verständnis für eine Aufteilung in kleinere Gruppen. Ich erinnere mich noch genau an einen Vorfall, der dies verdeutlichte.

An einem Sonntag stand ich vor einer Menge von Hunderten Gläubigen. Schon seit einiger Zeit hatte ich den Eindruck, dass wir beginnen sollten, kleinere Gottesdienste anzubieten, um den Bedürfnissen der verschiedenen Menschen gerecht zu werden. Am Ende unseres Sonntagsgottesdienstes erklärte ich daher meinen Plan:

»Ich will euch verraten, was meine Gedanken sind«, begann ich, indem ich die einheimische Sprechweise übernahm. Dann ging ich daran, das Gedankenbild der Aufteilung zu entfalten.

Mein Vorschlag stieß auf eisiges Schweigen, denn meine »Enthüllung« gefiel den Leuten nicht. Wollte ich ihre neugefundene Einheit in Christus untergraben, indem Männer, Frauen

27 Apostelgeschichte 2,42.

und junge Leute getrennt werden sollten? Scheinbar verstanden sie es so.

»Macht nichts«, dachte ich, »sie werden es schon annehmen, wenn sie sehen, dass es funktioniert.«

Ich setzte fort, die Vorgehensweise zu erklären: »Morgen ist *Tomban eeppunuk*.« *Tomban eeppunuk* heißt Montag. Wörtlich bedeutet der Ausdruck »nach dem Gebet«, weil er der Tag nach dem Sonntag – dem »Tag des Gebets« – ist.

»Am Montag, kurz bevor es Zeit zum Essen der Kartoffelblätter ist, werden wir eine Versammlung nur für die jungen Leute abhalten. Nur sie sollen kommen, und die Übrigen werden zu einer anderen Zeit ihr Treffen haben. Habt ihr mich alle verstanden?«

»E-o.« Die Antwort erschien nicht sehr überzeugend.

Noch einmal wiederholte ich das Gleiche. »Versteht ihr, was ich meine?«

»E-o.«

Ich entließ die Gemeinde.

Am Montag, kurz vor der Zeit, wenn man Kartoffelblätter isst, warf ich einen Blick aus meinem Fenster. Draußen herrschte ein Betrieb wie an einem Sonntag. Ich beobachtete die Menschen, wie sie in die neuerbaute, grasgedeckte Kirche hineinmarschierten. Wenige Minuten später stieß ich zu ihnen. Die Kirche war gerammelt voll mit Personen aller Altersstufen.

»Habt ihr nicht verstanden, dass heute ein Gottesdienst nur für junge Leute stattfinden soll?«, fragte ich freundlich.

Sofort sprang Mburumburu auf die Füße. Er war derjenige, der am Tag des Haarschneidens entdeckt hatte, dass er kahl war. Jetzt trug er den grünen Tropenhut, den ich ihm zum

Schutz seiner Glatze vor der stechenden Sonne gegeben hatte. Er trug den Hut fast Tag und Nacht. Als er unter der breiten, herunterhängenden Krempe zu mir herüberschaute, bemerkte ich Besorgnis in seinen Augen. Sein dünner, grauer Bart zitterte, als er bereits den Mund öffnete, aber noch nach den richtigen Worten suchte.

»Jesus ist nicht nur für die jungen Leute gestorben«, sagte Mburumburu entschlossen und ermahnend. »Er ist für uns alle gestorben. Wir alle wollen noch mehr von ihm erfahren.« Ein Murmeln der Zustimmung ging durch die Versammlung. Der alte Mann nahm wieder Platz und schien zuversichtlich, dass ich auf seine Ermahnung eingehen würde. Ich hatte keine andere Wahl. Dankbar für ihre Begeisterung erzählte ich ihnen von unserem wunderbaren Herrn Jesus, bis die Zeit zum Essen der Kartoffelblätter schon lange vorbei war.

DEM BÖSEN ENTRISSEN



»*Kanggipaga wa e!*« Draußen vor meinem kleinen Arbeitszimmer in Mamit lenkte eine eindringliche Stimme meine Aufmerksamkeit auf sich.

»Komm schnell, *Kanggipaga!* Ein großer Raubvogel ist in deinem Hühnerhof!«

Als ich das hörte, legte ich sofort meine Papiere beiseite, schnappte meine Flinte sowie eine Handvoll Patronen und machte mich auf den Weg. Das bedeutete mehr Spaß, als die Grammatik der Danisprache zu studieren.

Vorsichtig näherten wir uns dem Hühnerhof. Die Hühner waren meine Freude und mein Stolz. Ich hatte mir hundert frisch geschlüpfte Küken per Luftpost aus Australien kommen lassen. Nach der Aufzucht hatte ich den Plan, an zwanzig verschiedene Ortschaften jeweils fünf Hühner abzugeben. Ich hatte nicht die Absicht, mein Lieblingsprojekt von einem hungrigen Raubvogel zerstören zu lassen.

Rasch kamen wir beim Gehege an. Aber es war kein Vogel zu sehen.

»Nun ist er weg«, sagte der Mann enttäuscht und sah zu den Baumspitzen auf.

»Du hast mich angelogen!«, sagte ich mit gespielter Ernst und hielt den Lauf meines Gewehres in seine Richtung. Etwas Schlimmeres hätte ich nicht tun können. Unaufrichtigkeit war eine empfindliche Angelegenheit. Wenn jemand beschuldigt wurde, dass er einen Missionar angelogen habe, so bedeutete das eine derbe Beleidigung. Der Mann war tief gekränkt und erklärte, dass die Dani, als sie noch Heiden waren, niemals ihre Waffen gegen einen Freund gerichtet hätten – auch nicht zum Spaß. Nun aber war er ein Christ geworden, und was mich betraf,

so war ich nicht nur Christ, sondern sogar Missionar und Lehrer. Wie konnte ich dann so handeln? Er ließ sich nicht beruhigen. Schweigend hörte ich zu und entlud in der Zeit das Magazin. Der Mann hatte recht! Der Vorfall tat mir aufrichtig leid.

»Warte«, unterbrach ich ihn, als er noch immer kein Anzeichen zeigte, mit seiner Rede aufzuhören, »du brauchst nicht länger aufgebracht zu sein. Es war nur ein Scherz von mir. Wir sind eben verschieden in dieser Hinsicht. Bei uns ist es nichts Schlimmes, die Waffe auf jemanden zu richten, wenn es nicht ernst gemeint ist.«

Mit großem Interesse hatte unser ältester Sohn John-Mark die Vorgänge mitverfolgt. Zehn Monate zuvor hatte er unter denkbar primitiven Verhältnissen das Licht der Welt erblickt. Der holprige, unhygienische Start ins Leben hatte ihm jedoch keineswegs geschadet. John-Mark war ein rundlicher, gesunder kleiner Kerl mit großen, braunen Augen, die fröhlich funkelten. Eine verschwenderische Fülle schneeweißer Locken umrahmte sein sonnengebräuntes Gesicht.

»Schau«, sprach ich weiter zu dem Mann, der nun etwas streitlustig geworden war. »Es macht auch nichts, wenn ich das Gewehr auf meinen eigenen Sohn richte.«

Um mein Argument zu beweisen und den Mann zu besänftigen, wollte ich schon den Abzug drücken. Da geschah es.

»Tu es nicht!« Eine Stimme in deutlichem, klarem Englisch sprach diese Worte zu mir. John-Mark war es nicht gewesen – ahnungslos starrte er auf den Gewehrlauf, der auf seinen runden Bauch gerichtet war. Meine Frau Ruth befand sich nicht in der Nähe. Es gab absolut niemanden in der Nachbarschaft, der diese Worte gesprochen haben konnte.

Erschüttert zog ich meine Waffe zurück und öffnete den Verschluss. Eine Patrone hatte sich darin befunden!

Es war eine ernüchternde Erfahrung. Wenn diese unbekannte Stimme mich nicht gewarnt hätte, hätte ich auf mein eigenes Kind geschossen. Eindrücklich wurde ich daran erinnert, dass der Autor der Bibel noch immer in der Lage und gewillt war, Zeichen und Wunder zu vollbringen. Ich versprach, dass ich nie mehr auf irgendjemanden mit einer Waffe zielen würde – auch nicht zum Spaß.

Der Vorfall brachte mich dem Herrn näher. Auf eine neue und andere Weise war ich ihm zutiefst zu Dank verpflichtet.

»Auch viele andere Zeichen hat nun zwar Jesus vor seinen Jüngern getan ...«²⁸ Die kraftvolle Befreiung von Angginonukwe war ein weiteres der vielen Zeichen, die wir während unserer Zeit in Westneuguinea als Zeugen miterlebten.

Kurze Zeit, bevor die Frau getauft werden sollte, erschienen die drei Ältesten Tuwanonuwa, Andugumanggen und Kabutna um ihretwillen bei mir.

»Angginonukwe ist verrückt geworden«, kamen sie gleich zur Sache. »Wir glauben, dass sie einen bösen Geist hat.«

In mir schlug etwas Alarm. Konnte ein Christ von einem bösen Geist besessen sein?

»Erzählt mir, was mit ihr los ist!« Ich wollte alles wissen.

»Es begann, nachdem du bestimmt hast, dass sie zur Taufe zugelassen wird«, begann Tuwanonuwa. »Sie hat ihr Grasröck-

28 Johannes 20,30.

chen ausgezogen und läuft im Wald herum«, fügte Kabutna hinzu. Andugumanggen – von ganzem Herzen ein Hirte der Gemeinde – war um das körperliche Wohlergehen seines Schäfchens besorgt: »Tagelang hat sie weder gegessen noch geschlafen.«

»Versucht sie einzufangen und bringt sie her, damit ich mit ihr sprechen kann«, entschied ich unvermittelt. Die Männer machten sich auf, als ob es um eine aufregende Jagd ging.

Bald, nach meinem Gefühl viel zu bald, kam eine Prozession von Leuten in meinem vorderen Garten zum Stillstand. Die Ältesten trugen Angginonukwe. Ein wenig unsanft lud man sie auf dem Boden ab. Eine große Menschenmenge versammelte sich um sie. Ihr ungewaschenes Gesicht hatte einen heimtückischen Ausdruck. Er erinnerte mich an den Zustand vieler Dani-Frauen vor ihrer Bekehrung. Ihre wild rollenden Augen glänzten in einer seltsamen Mischung von Hass und panischer Angst. Als ich in die Nähe kam, begann sie heftig um sich zu schlagen; aus ihrem Mund kamen unflätige Worte und Schaum.

Obwohl ich auf diesem Gebiet noch keine Erfahrungen besaß, war ich mir sicher, dass es sich um einen Fall von Besessenheit durch Dämonen handelte. »Sie hat einen bösen Geist«, verkündete ich – mehr zu mir selbst gerichtet als zu den Zuschauern.

Die Menge schwieg. Plötzlich überkam mich ein Gefühl von Einsamkeit, als mir die Auswirkung dessen, was ich gerade gesagt hatte, bewusst wurde. Ich wusste, dass die meisten einen Zusammenhang zwischen Angginonukwes Verlangen nach der Taufe und ihrem derzeitigen Zustand sahen. Es war eine furchterregende Herausforderung, die uns die Mächte der

Finsternis boten. Wenn es mir nicht möglich wäre, mich dieser Herausforderung zu stellen und sie mit der Kraft Christi zu überwinden, so wäre es besser, gleich die Koffer zu packen und nach Hause zu fliegen.

Wer würde sich noch taufen lassen, wenn es bedeutete, damit dem Zorn der bösen Geister ausgesetzt zu sein? Wenn unsere Arbeit unter den Dani fortgesetzt werden sollte, dann musste die Herrschaft Christi mit großem Nachdruck gefestigt werden. Ich konnte die Tragweite des Ereignisses kristallklar sehen und wusste, dass ich rasch zu handeln hatte.

»Angginonukwe hat einen bösen Geist«, wiederholte ich. Für die Versammelten war dies ein alter Hut. Sie waren sich dessen schon sicher gewesen, bevor ich es war. Worauf es ihnen ankam, war, wie ich damit umgehen würde. Keiner bewegte sich; die Spannung stieg.

»Jesus Christus ist stärker als die bösen Geister«, sagte ich laut und deutlich, um die Spannung zu brechen.

Nichts geschah. Niemand bewegte sich. Die Leute brauchten mehr als nur Worte. Ich merkte, dass ich Bestärkung nötig hatte. Indem ich mich an die Ältesten wandte, fragte ich sie: »Glaubt ihr, dass Jesus stärker ist als die bösen Geister?«

Noch niemals zuvor war es geschehen: Die Ältesten ließen mich mit der Angelegenheit allein. Auch sie waren nicht darauf vorbereitet, die Führung zu übernehmen, wenn so viel auf dem Spiel stand wie in diesem Augenblick.

Tuwanonuwa antwortete für alle: »Du hast uns gesagt, dass er es ist.«

Ich wollte einen Rückzieher machen, aber ich konnte nicht. »Glaubt ihr, dass Jesus Christus diesen Geist austreiben kann?«,

fragte ich noch einmal. Die drei Ältesten antworteten gleichzeitig, sprachen damit aber nur den Zweifel aus, den ich ohnehin in ihren Augen lesen konnte: »Du hast uns gesagt, dass er es kann.«

»Glaubt ihr, dass Jesus es in diesem Augenblick tun kann?«
Mir wurde immer banger zumute.

»Du hast uns gesagt, dass er es kann.«

»Wir wollen beten«, bestimmte ich kurzerhand.

Alle Anwesenden beugten pflichtbewusst ihre Häupter und schlossen die Augen. Im Namen Jesu befahl ich dem bösen Geist, Angginonukwe in Ruhe zu lassen und unsere Gegend zu verlassen.

Als ich die Augen wieder öffnete, bemerkte ich, dass etwas mit ihr anders geworden war. Ihre Gesichtszüge hatten sich entspannt und die Augen hatten den wilden Glanz verloren. Als ich sie ansprach, reagierte sie.

»Sag ›Danke, Jesus‹«, forderte ich sie auf.

»*Wa Jetut*«, antwortete sie in ihrer Muttersprache.

Ich hätte vor Freude springen können und dachte, dass Angginonukwe dasselbe tun würde. Doch es gab wieder eine Überraschung für mich. Sobald sie »*Wa, Jetut*« gesagt hatte, schloss sie die Augen. Einen schrecklichen Augenblick lang dachte ich, dass sie gestorben war. Aber sie war nur eingeschlafen und vom Schlaf einfach übermannt worden. Tagelang hatte der böse Geist sie gequält und erschöpft. Ohne einen einzigen Moment der Ruhe war sie schreiend umhergelaufen und hatte weder gegessen noch geschlafen. Jetzt war sie frei. Frei, um in Ruhe zu schlafen. Wie es schien, war es das, was sie am dringendsten brauchte.

Die Ältesten hoben sie auf und trugen sie zu ihrer Hütte, wo sie mehr als 24 Stunden lang schlief. Als sie aufwachte, hatte sie Heißhunger. Sie aß so viel, dass es ihrem Magen nicht bekam und sie nicht an der Tauffeier teilnehmen konnte. Angginonukwe wurde dann bei der nächsten Gelegenheit getauft. Als wir 1974 das Missionsgebiet verließen, gehörte sie immer noch zur Gemeinschaft der Gläubigen.

Die Erfahrung mit Angginonukwe bestärkte die zum Glauben gekommenen Dani in ihrer Nachfolge. Ihr Vertrauen in den Herrn Jesus wurde immer größer und mit wachsendem Eifer versuchten sie, die Heilige Schrift auf ihr eigenes Leben anzuwenden. Oft kamen sie zu mir und fragten, indem sie auf eine bestimmte Stelle zeigten: »Ist das auch für uns gemeint?« Wenn ich mit »ja« antwortete, so gingen sie wie Kinder mit einem neuen Spielzeug davon. Sie benutzten ihr Spielzeug auch wirklich! Viele Kranke wurden geheilt. Böse Geister, manchmal in sichtbarer Gestalt, wurden ausgetrieben.

An einem Sonntag fühlte ich mich krank. Ich ließ die Ältesten wissen, dass ich nicht predigen konnte, weil ich heftige Halsschmerzen hatte. Innerhalb von wenigen Minuten erschienen die Ältesten bei mir zu Hause. Voller Begeisterung riefen sie aus: »Wir werden beten, und dann wird es dir möglich sein zu kommen!« Ich war nicht in der Stimmung, ihre Begeisterung zu teilen. Als aber die Zeit für den Gottesdienst kam, war alles mit mir und meiner Stimme in Ordnung. Ich konnte wie immer sprechen und fühlte mich außergewöhnlich frisch. Wegen Krankheit zu Hause zu bleiben, wäre daher – ehrlich gesagt – ein falscher Vorwand gewesen. Ich ging zur Kirche und predigte. Andugumanggen, Tuwanonuwa und Kabutna saßen in der ers-

ten Reihe und grinnten über das ganze Gesicht. Mit den Augen zwinkerten sie mir zu, als wollten sie sagen: »Wir haben es dir doch gesagt, *Kanggipaga!*«

Manchmal fragte ich mich, wer eigentlich der Lehrer war.

SIE HATTEN ALLES GEMEINSAM



In der Apostelgeschichte lesen wir: »Alle aber, die glaubten, waren beisammen und hatten alles gemeinsam.«²⁹ Im nächsten Vers erfahren wir, wie es dazu kam: Sie »verkauften die Besitztümer und die Habe und verteilten sie an alle, je nachdem einer irgend Bedarf hatte.«³⁰ Ich bin davon überzeugt, dass diese ersten Gläubigen so großzügig gaben, weil sie mit den Herzen dabei waren. Sie hatten erfahren, wie gnädig Gott ihnen gegenüber war und wollten auf ähnliche Weise antworten. Ungefähr 50 Jahre später schon musste der Apostel Paulus die Christen in Korinth ermahnen: »... jeder [gebe ...] nicht mit Verdruss oder aus Zwang, denn einen fröhlichen Geber liebt Gott.«³¹

Wer fröhlich gibt, richtet seinen Sinn vor allem darauf, was er geben kann, und nicht darauf, was ihm selbst noch bleibt. Sein Geheimnis besteht darin, dass er sich zuerst dem Herrn hingegeben hat. Das war auch die Haltung der Gemeinden in Mazedonien: »... dass bei großer Drangsalsprüfung das Übermaß ihrer Freude und ihre tiefe Armut übergeströmt sind in den Reichtum ihrer Freigebigkeit.«³²

Vor meiner Abreise nach Westneuguinea hatte ich in den Vereinigten Staaten einmal bei einer Missionskonferenz in Baltimore alle Etikette für Missionare und Gastsprecher missachtet und war, getrieben von Ungeduld und Frust, einfach vorgetreten und hatte öffentlich gesagt, dass ich nur deshalb nicht auf das Missionsfeld hinauskonnte, weil keine Mittel da

29 Apostelgeschichte 2,44.

30 Apostelgeschichte 2,45.

31 2. Korinther 9,7.

32 2. Korinther 8,2.

waren. Für dieses unpassende Verhalten war ich vom Sekretär unserer Missionsgesellschaft scharf zurechtgewiesen worden. Niemals werde ich die Worte vergessen, mit denen er seine Schimpfrede beendete: »Je mehr du gesagt hast, desto peinlicher war es mir.« Das war eher eine zweifelhafte Ermutigung für einen Kandidaten, denn ich hatte ihm ja noch nicht einmal alles erzählt.

Unmittelbar nach der Veranstaltung kam eine offensichtlich gut situierte Dame auf mich zu.

»Wenn ich eine Million Dollar besäße, würde ich sie Ihnen zur Verfügung stellen«, sagte sie freundlich.

»Verehrte Dame«, antwortete ich, »wenn Sie warten wollen, bis Sie eine Million Dollar besitzen, könnte es sein, dass Sie nie etwas für die Mission geben können.«

Innerhalb einer Woche schickte die Dame einen Scheck über fünfhundert Dollar. Ich wusste damals noch nicht, dass sie schon lange zu den großzügigen Spendern gehörte, die schon viel für die Mission gegeben hatten. Sie hatte gelernt zu geben, und dieses Privileg des Gebens übte sie mit großer Treue aus.

Wir sprachen mit den Dani nicht viel über diese Dinge. Sie waren so furchtbar arm; dennoch gaben sie das wenige, das sie besaßen, mit freudigen Herzen. Manchmal war es beschämend und belustigend zugleich.

In Witiny, einem Ort etwas außerhalb von Mamit, war gerade ein Gottesdienst zu Ende gegangen. Einige Leute waren bereits aufgestanden, um zu gehen, während ich noch sitzen blieb, um auf die Männer zu warten, die mich zurückbegleiten würden, und die noch mit dem Verabschieden beschäftigt waren. An der Seite sah ich einen Mann mit den Ältesten diskutieren. Seine

Haltung wirkte freundlich, jedoch bestimmt. Dann bedeutete er einem kleinen Jungen, ein Schwein herbeizubringen, das an einem Baum in der Nähe angebunden war. Der Mann nahm es in seine Arme und kam damit auf mich zu.

»Men ... *Kanggipaga* ...« Offensichtlich suchte er nach den richtigen Worten. Indem er sich umschaute, bat er einen der Ältesten: »Sag du es ihm!« Gerne kam der Älteste dieser Aufforderung nach: »Der Mann möchte, dass du dieses Schwein behältst.« Ich wollte gerade sagen, dass ich kein Interesse am Kauf eines Schweines hätte, da fuhr er fort: »Er möchte es dir schenken. Weil du ihm zum ewigen Leben verholfen hast, möchte er dir aus Dankbarkeit auch etwas geben.«

»Aber nicht ich habe ihm das ewige Leben gegeben«, beeilte ich mich schnell zu versichern.

»Aber wenn du nicht gekommen wärst, hätte ich in meinen Sünden sterben müssen«, sagte der Mann jetzt. »Bitte, nimm es doch an!«

Da ich ihn nicht verletzen wollte, nahm ich nun doch sein großzügiges Geschenk an. In früheren Zeiten hatten sich die Männer oft gegenseitig umgebracht, wenn um ein Schwein gestritten wurde. Nun wurde ein Schwein einfach verschenkt!

»Wenn er in den Garten unseres himmlischen Vaters kommt, kann er es ohnehin nicht mitnehmen«, erklärte der Älteste.

»Ja, was denkt ihr denn? Meint ihr nicht, dass ich auch dorthin gehen möchte?«, gab ich zurück.

Allgemeines Gelächter folgte. Ich bedankte mich vielmals bei dem Mann und machte mich auf den Heimweg. In unserer Gesellschaft befand sich auch ein zufrieden grunzendes Schweinchen.

Aber schon bald geriet die ganze Sache aus dem Ruder. Ich konnte nirgends mehr hingehen, ohne dass Menschen mir nach dem Gottesdienst ihre Geschenke anboten: vor allem Schweine, später auch Hühner. Die einen gaben aus Dankbarkeit, andere, um von Menschen gesehen zu werden. Wieder andere erhofften sich einen nützlichen Lohn.

Daher beschloss ich, keine weiteren Zeichen der Freundschaft anzunehmen. Um niemanden zu verletzen, zeigte ich zwar Anerkennung für ihre Geschenke, bat sie aber zugleich, die Tiere für mich bei ihnen zu Hause in Pflege zu halten. »Ich werde es mir holen, wenn ich es brauche«, sagte ich, erwähnte aber nicht, dass ich es wohl nicht so bald brauchen würde. Aber sogar mit dieser Aussage musste ich vorsichtig sein. Eines Tages kam ein Mann ganz aufgeregt zu mir gelaufen – völlig außer Atem von der Anstrengung.

»*Kanggipaga*, kannst du dich an das Schwein erinnern, das ich dir geschenkt habe? Stell dir vor, es hat zehn Junge bekommen!«

Fliegende Untertasse war so arm, dass er nicht einmal ein Schwein besaß. Ich wusste von seiner Aufrichtigkeit, als er eines Tages mit einem ganzen Netz voll frischer Gurken in meinem Hof erschien.

»*Kanggipaga*«, sagte er so bedächtig wie immer, »mein Freund *Kanggipaga*, du hast mir ewiges Leben geschenkt.«

An diese Ausdrucksweise hatte ich mich so gewöhnt, dass ich sie nicht mehr berichtigte.

»*Kanggipaga*, weil du mir so viel geschenkt hast, möchte ich dir auch etwas geben.«

Sorgfältig legte er Gurke für Gurke auf das Gras. Es kam fast einem Ritual gleich. Die Dankbarkeit, die aus seinen Augen

strahlte, übertraf bei Weitem den Wert der Gurken. Diese überlegte Großzügigkeit bewegte mich tief.

»Aber ich möchte dir auch etwas geben«, sagte ich.

Der Mann sah entsetzt aus: »Nein, nein, das hier ist ein Geschenk. Du hast mir bereits so viel gegeben. Du bist mein Freund.«

»Eben weil wir Freunde sind, möchte ich dir auch etwas geben«, beharrte ich. Ich lief in die Küche, wo ich eine große Packung Salz holte. Die Leute hier waren ganz wild nach diesem Salz. Früher hatten sie nur eine schmutzige Substanz gekannt, die einen leicht salzigen Geschmack besaß. Und nicht einmal das war leicht zu bekommen.

Fliegende Untertasse wollte sich nicht auf eine Diskussion einlassen. Höflich bedankte er sich für mein Geschenk und ging, aber die rechte Freude war aus seinen Augen verschwunden.

Am nächsten Tag kam er noch einmal. Von meinem Arbeitszimmer aus sah ich, wie er verstohlen auf das Haus zuing, und ich fragte mich, was er wohl vorhatte. Als er zur Küchentür kam, schaute er sich um, dann öffnete er behände sein Netz und schüttete eine neue Ladung Gurken auf den Boden. Dann lief er so schnell wie möglich weg. In seinem Gesicht stand tiefe Zufriedenheit geschrieben. Endlich war es ihm gelungen, seinen Freund auszutricksen und ein wirkliches Geschenk zu überbringen!

VOM WILDEN ZUM BÜCHERMENSCHEN



1957 war in Karubaga die erste Missionsstation des Swart-Tals eröffnet worden. Die ersten Tage unseres Aufenthalts in West-neuguinea hatten wir dort verbracht, bevor wir weiter ins Landesinnere nach Mamit kamen. Später, in den Jahren 1966 bis 1974, waren wir wieder in Karubaga stationiert.

Im Juni 1966 kehrten wir von unserem ersten Heimaturlaub zurück. Es war zunächst eine Enttäuschung für uns, dass die Missionskonferenz uns wieder Karubaga zugewiesen hatte. Viele Erinnerungen und Lebensgeschichten von Freunden verbanden uns mit Mamit. In Karubaga war alles anders. Es war mit seinem besser ausgebauten Landestreifen, dem kleinen Missionsspital und der Bibelschule nicht nur größer, sondern auch unpersönlicher.

Das Muster, wie es im zweiten Kapitel der Apostelgeschichte beschrieben steht, traf jedoch auch hier zu. Gottes Geist hatte nicht nur durch Mamit und Kanggye geweht, sondern auch durch Karubaga.

Lukas, der geliebte Arzt, hatte berichtet: »Der Herr aber fügte täglich hinzu, die gerettet werden sollten.«³³ Das war die Situation im gesamten Swart-Tal. Nun sahen wir uns dem nächsten Schritt in der Entwicklung der Gemeinden gegenüber: für einheimische Führungskräfte der örtlichen Gemeinden zu sorgen.

Im Juni des vorangegangenen Jahres hatte die *Sekolah Al-kitab Maranatha* – die Maranatha-Bibelschule in Karubaga – ihre Tore geöffnet. Bald kannte man sie unter dem Namen »SAM«. Jede der drei Missionsstationen im Swart-Tal konnte acht bis

33 Apostelgeschichte 2,47b.

neun Studenten dorthin entsenden. Schließlich stieg die Teilnehmerzahl auf 90 männliche und 65 weibliche Schüler. Die Einschreibebedingungen wurden so einfach wie möglich gehalten:

- Wiedergeburt,³⁴
- ein gutes Zeugnis in der Gemeinde,
- bewährte Führungsqualitäten und
- die Fähigkeit, zu lesen und zu schreiben.

Von den drei ersten Ältesten aus Mamit konnte nur Tuwanuwa die Bedingungen erfüllen; Andugumanggen und Kabutna scheiterten am letzten Punkt.

Das Schulgebäude und seine Einrichtungen unterstrichen die Einheit der Christen, da frühere Feinde nun Seite an Seite arbeiteten, um Unterkünfte und Klassenzimmer für ihre zukünftigen religiösen Leiter zu errichten.

Nachdem wir – ähnlich wie in Mamit – ein Jahr lang auf der Station verschiedene Aufgaben wahrgenommen hatten, fragte man Ruth und mich, ob wir uns dem Lehrkörper der SAM anschließen wollten. Nun arbeiteten wir wieder mit John und Helen Dekker zusammen wie früher in Kanggyeme. Durch die Studenten konnten wir auch den Kontakt zu unseren früheren Stationen aufrechterhalten.

Es bleibt abzuwarten, wer am meisten gelernt hat – Studenten oder Lehrer!

34 Siehe Johannes 3,1-21.

Zu meinen ersten Schülern gehörte Wengguninik, ein temperamentvoller kleiner Mann, der bei früheren Kämpfen ein Auge verloren hatte. Unsere erste Bekanntschaft geht auf die frühen Tage in Kanggye zurück.

Schuld an allem trug meine mangelhafte Kenntnis der Dani-Sprache. Ich hatte zehn Männern den Auftrag gegeben, für Bauzwecke Baumstämme aus den Wäldern herbeizuschaffen und war der Meinung, dass wir besprochen hatten, dass sie für je vierzig Stämme eine Stahlaxt erhalten sollten – unter Menschen im Steinzeitalter ein hochgeschätzter Besitz. Am Abend erschienen etwa hundert Männer, die jeweils einen Baumstamm trugen und eine Stahlaxt als Bezahlung forderten. Ich fand es unerhört, außerdem hatte ich gar nicht so viele Beile vorrätig. Es kam mir vor, als wollten sie mich provozieren. Ihr Anführer war ein temperamentvoller kleiner Mann, der nur ein Auge besaß.

Zunächst versuchte er es mit freundlicher Überredung. Dann begann er, Druck auszuüben, indem er die sofortige Auslieferung der Äxte verlangte. Als ich mich nicht erweichen ließ, wurde er zornig und unbeherrscht. Langsam schien er die Kontrolle über sich zu verlieren. Solche Szenen hatte ich bereits miterlebt, jedoch nur als Zuschauer. Die Lage begann, kritisch zu werden. Der kleine Mann lief nun hin und her und sprang auf und ab. Das Gemurmel seiner Landsmänner wurde immer lauter und steigerte noch seine Raserei. Drohend schwang er seine Steinaxt vor meinen Augen. Sein Verhalten war eine offene Einladung an die bösen Geister. Bevor sie in den Kampf zogen, führten die Dani für gewöhnlich wilde Tänze auf, wobei böse Geister von den Männern Besitz nahmen. Ich wusste, dass wir uns

in ernsthaften Schwierigkeiten befanden, wenn das jetzt eintraf.

Die Rettung kam auf ganz unerwartete Weise. Ruth befand sich mit Priscilla und dem erst wenige Wochen alten John-Mark in unserer Hütte. Durch den Lärm draußen beunruhigt, erschien sie in der Tür, um nachzusehen, was vor sich ging. Ruth hatte sich immer vor Spinnen und anderen kleinen Insekten gefürchtet, aber nun fand sie den Mut, hundert tobenden Dani-Männern gegenüberzutreten. Beband und weiß wie ein Bettlaken verließ sie das kleine Haus, kam zu mir herüber und legte ihren Arm um mich.

Sofort herrschte große Verwirrung. Was war das? Wenn sie mit einer brennenden Fackel aus dem Haus gelaufen wäre oder Steine geschleudert hätte, um meine Angreifer zu vertreiben, so würden sie es verstanden haben und hätten die Herausforderung angenommen. Was aber steckte hinter diesem merkwürdigen Verhalten?

Die verdutzten Männer, die schon öfter seltsame oder unverständliche Dinge mit diesen Missionaren erlebt hatten, wurden von Furcht ergriffen. Was weiter geschah, war für mich genauso unerklärlich wie das Verhalten meiner Frau für die wütenden Dani. Der Anführer verlor immer mehr an Unterstützung und beruhigte sich von selbst. Meine Angreifer zogen sich einer nach dem anderen zurück. Es war wunderbar! Wenige Minuten später waren alle verschwunden.

Der kleine, temperamentvolle, einäugige Krieger war natürlich Wengguninik. Mehrere Jahre nach dem geschilderten Ereignis schloss er die Bibelschule ab. Derzeit ist er für die Jugendarbeit im Gebiet von Kanggye verantwortlich.

**KEINE
BIBELN, BITTE!**



Ich saß an meinem äußerst einfach gestalteten Schreibtisch in einem der SAM-Klassenzimmer und ließ den Blick über meine Schüler schweifen. Ich unterrichtete wirklich gerne hier. Was den Schülern an grundlegenden Kenntnissen fehlte, machten sie mit Eifer und Hingabe wett. Gerade warteten wir auf die Ankunft der letzten Studenten.

»Was ist nur mit ihnen passiert? Sind sie auf dem Weg von der Kapelle herüber verloren gegangen?«, fragte ich scherzhaft.

Die »Kapelle«, wo sich alle Studenten jeden Morgen vor dem Unterricht versammelten, lag knapp 100 Meter entfernt.

»Vielleicht sind sie nach Hause gegangen, um noch ein wenig zu schlafen«, meinte jemand. Die Männer liebten es, zu scherzen.

»Schlafen?«, fragte ich mit gespielter Entrüstung. »Wie kann ein SAM-Schüler seine Zeit verschlafen? Meint ihr denn, dass Gott jemals schläft?«

Ein Student griff die Frage auf. Mit einem Ausdruck stiller Freude sagte er: »Warum sollte Gott schlafen? In seiner Gegenwart ist es doch immer hell!«

Als alle angekommen waren, kündigte ich an, dass wir einen Test schreiben würden. Sofort glich das Klassenzimmer an Aktivität einem Bienenhaus. Einige begannen, ihre Bleistifte zu spitzen, als ob es um ihr Leben ginge. Andere verließen sofort ihre Schreibtische und setzten sich mit nach einheimischer Art verschränkten Beinen auf den Boden. Es war eine Sache, während des Unterrichts wie der Lehrer der Missionsgesellschaft an einem Tisch sitzen zu bleiben, doch so zu sitzen, wenn man sich aber auf schwierige Testfragen zu konzentrieren hatte, war eine andere.

Die Tests waren nicht einfach und flößten den Studenten stets Respekt ein. Am Anfang entstand daraus natürlich auch Verwirrung. In unseren Lektionen betonten wir immer die Notwendigkeit, anderen gegenüber hilfsbereit und rücksichtsvoll zu sein. Wenn aber das Examen herankam, änderten wir gnadenlos und ohne Erklärungen unsere Haltung. »Ihr dürft einander nicht helfen«, warnte ich sie streng. »Wer es trotzdem tut, muss sein Heft abgeben und hinausgehen.« Die Klasse verlassen zu müssen bedeutete eine furchtbare Schande, denn die Männer waren sich sehr wohl ihres Privilegs bewusst, als Vertreter ihrer Ortsgemeinden ausgewählt worden zu sein.

Unser Verhalten, das den Gebrauch der Heiligen Schrift betraf, beunruhigte die Studenten noch viel mehr. Wir ermutigten sie kontinuierlich, die Bibel zu lesen und zu studieren, indem wir deutlich machten, dass sie in Zeiten der Not eine Quelle des Trostes und der Weisheit darstellt. Bestimmt war die Examenszeit auch eine solche Zeit der Not! Aber was war hier die Regel? »Während des Examens dürfen weder die Evangelien noch andere Teile der Schrift verwendet werden.« Die Studenten waren wegen meiner Inkonsequenz bestürzt.

Wir versuchten, strenge Testregeln aufzustellen, konnten sie aber nicht verständlich machen, weil sie zum Teil unlogisch waren.

Olomban war ein treuer und vielversprechender Ältester aus Kanggyeme, und außerdem ein scharfsinniger Schüler. Während einer Examensarbeit blieb mir beinahe der Mund vor Staunen offen, als ich zusah, wie dieser anständige Mann eines seiner Evangelienhefte hervorholte. Ohne den geringsten Versuch der Geheimhaltung begann er darin zu blättern.

»Was machst du da, Olomban?«

Mit unschuldiger Hilflosigkeit blickte er mich an. »Ich erinnere mich einfach nicht an die richtige Antwort zu dieser Frage. Ich weiß sie, aber sie fällt mir nicht ein.« Er lächelte: »Sie steht ganz bestimmt in diesem Buch! Ich weiß es, denn ich habe sie erst neulich gelesen.«

Schließlich hatte ich verstanden: Wir mussten unsere Examen anders gestalten. Unser gesamtes Lehrprogramm war auf die Bibel ausgerichtet. Warum waren wir dann auf den Gedanken gekommen, ihren Gebrauch zu verbieten? Die Logik der Dani konnte man manchmal nur schwer widerlegen.

VERMISST, WAHRSCHEINLICH GETÖTET



An den Nachmittagen gab es keinen Unterricht außer Englisch, wofür ich aber nicht verantwortlich war. Ich begab mich in mein Arbeitszimmer und genoss die Vorstellung eines ungestörten Nachmittags, den ich nutzen wollte, um Unterrichtsmaterial vorzubereiten.

Ein einfacher Kommentar zur Apostelgeschichte war bereits in der Sprache der Dani fertiggestellt, ebenso mehrere kleine Bücher über das Leben Christi. Diese Art von Arbeit liebte ich! Trotz vieler Schwierigkeiten hörte ich nie auf, mich über das Vorrecht, im vollzeitlichen Missionsdienst zu stehen, zu wundern.

Zufrieden sah ich mich im Arbeitszimmer um und meine Augen wanderten die Bücherregale entlang. Den größten Teil unserer Bibliothek hatten wir aussortiert, bevor wir in die Mission gegangen waren. Umso mehr hing ich an den wenigen Büchern, die übrig geblieben waren. Ich liebte mein kleines Arbeitszimmer. Die Temperatur im Raum lag bei angenehmen 27 Grad Celsius. Der Kalender zeigte den 26. September 1968 an.

Das Geräusch eines Motorrads, das vor dem Haus zum Stillstand kam, riss mich aus meinen Träumereien. Ich runzelte die Stirn über diese unerwünschte Unterbrechung.

Dave Martin – ein Kollege aus Kanada – stürzte die schmale Treppe herauf in mein Arbeitszimmer. Er war blass, seine Stimme klang nervös. Seine Worte sollten meinen Schulvorbereitungen für viele Tage ein jähes Ende setzen.

»Stan und Phil werden vermisst und man glaubt, dass sie umgebracht wurden!«, rief er atemlos und setzte sich dann hilflos auf den Holzboden nieder.

Stan Dale und Philip Masters waren ebenfalls Missionare der RBMU. Stan stammte aus Australien, Phil aus den Vereinigten Staaten. Sie waren im östlichen Hochland stationiert: Stan in Ninia und Phil in Koruppun.

Die Missionsstation in Ninia war im März 1962 eröffnet worden, Koruppun im Januar 1964. Die Stämme der Yali und der Kimyal, die in diesem Gebiet lebten, hatten auf das Evangelium völlig anders reagiert als die Dani im Swart-Tal.

Stan und Phil verließen am 18. September gemeinsam Koruppun in der Absicht, die Sprachgrenzen zwischen beiden Stationen zu erforschen, das Evangelium in den Siedlungen am Weg zu verkündigen und einen geeigneten Landeplatz ausfindig zu machen. Drei Träger aus dem Stamm der Dani aus Karubaga und ein Mann aus Ninia begleiteten sie. Es war nicht die erste Missionsreise durch dieses Gebiet. Wenige Jahre zuvor waren Stan und sein Mitarbeiter Bruno de Leeuw durch Teile desselben Tals gewandert, ohne auf besondere Schwierigkeiten zu stoßen.

Dave Martin hatte um 13:15 Uhr nachmittags einen Funkpruch von Angguruk erhalten. Zwei der Männer aus Karubaga, die Stan und Phil begleiteten – Ndenggeniyak und Nigitanggan – waren bei der Station angekommen und hatten berichtet, dass Stan und Phil angegriffen und ermordet worden seien.

Ich ließ mich von Daves Bericht erst noch nicht großartig beunruhigen. Viele von uns waren von Zeit zu Zeit in Schrecken versetzt worden. Neuigkeiten des Nachrichtendienstes waren nicht immer zuverlässig. Viele Fragen waren offen, und anscheinend hatte Dave nicht genügend Informationen für deren Beantwortung.

»Es ist gut, dass Frank hier ist«, sagte ich. »Warten wir ab, was *er* vorschlägt.«

Frank Clarke, der in Mamit stationiert war, befand sich gerade für einige Tage in Karubaga. In diesem Jahr war Frank zum Feldleiter ernannt worden; er war daher derjenige, der die weitere Vorgehensweise zu bestimmen hatte.

Klugerweise ließ er sich auf kein Risiko ein. Sofort nahm er Kontakt mit der MAF auf und bat um ein Flugzeug, um an dem Ort Nachforschungen anzustellen, wo die Angriffe den Berichten zufolge stattgefunden hatten. Ganz spontan beschloss ich, mich ihm anzuschließen. »Wenn ich an der Stelle von Stan oder Phil wäre, würde Ruth es bestimmt gut finden, wenn jemand freiwillig mitginge, um herauszufinden, was passiert ist«, sagte ich zu mir selbst. Ruth stimmte völlig zu.

Kurze Zeit später befanden sich Frank und ich bereits in der Luft. Paul Pontier, ein Pilot der MAF, der den Spitznamen Pablo trug, weil er kurze Zeit in Mittelamerika gearbeitet hatte, flog uns nach Angguruk, um Ndenggeniyak und Nigitanggen an Bord zu nehmen. Die beiden stellten sich als hervorragende Führer heraus. Mit erstaunlicher Genauigkeit erkannten sie die verschiedenen Orte, an denen sie sich in den vergangenen Tagen aufgehalten hatten. Während die kleine Cessna ihren Weg zwischen den Bergketten suchte, hielten wir nach allen nur denkbaren Hinweisen Ausschau, um herauszufinden, wo Phil und Stan geblieben sein konnten. Als wir schon nah an die Gegend herangekommen waren, die wir vor allem in Augenschein nehmen wollten, mussten wir die Suche abbrechen, da schwere Wolken über dem Tal aufgezogen waren und uns die Sicht nahmen.

Pablo flog uns zurück zu seinem Stützpunkt in Wamena im Baliem-Tal. An diesem Tag konnten wir nichts mehr unternehmen.

Die Lage sah nun ernster aus, als ich zunächst angenommen hatte. Wir befragten die beiden Dani ausführlich, konnten aber keine endgültigen Schlussfolgerungen ziehen.

»Sie schossen unsere Väter nieder«, bestätigten beide Männer mit Nachdruck.

»Habt ihr gesehen, dass sie tot waren?«

»Wir haben gesehen, wie man auf sie schoss.«

»Vielleicht sind sie lediglich verwundet worden.«

»Man hat auf sie mit vielen Pfeilen geschossen.«

Wir drängten auf mehr Antworten, als die Männer, die selbst mit letzter Kraft geflohen waren, sicher sagen konnten. Eine quälende Ungewissheit blieb zurück. Nachmittags um 17:50 Uhr sprang der Funkempfänger in Wamena mit einem Knacken an.

»Wamena, Wamena – Angguruk. Ende.«

»Roger, Paul! Gerade ist ein Träger aus Ninia mit Namen Jimo angekommen, der Stan und Phil begleitet hat. Er bestätigt, dass Stan und Phil angegriffen und getötet worden sind. Ende.«

»Hat er gesehen, dass sie tot waren? Ende.«

»Nein! Gleichzeitig mit den Männern aus Karubaga begann er wegzulaufen. Aber er sagt, dass sie tot sind. Ende.«

Das war das Ende des Gesprächs. Es war gut zu wissen, dass Jimo sich in Sicherheit bringen konnte. Was aber war mit Stan und Phil geschehen? Hatte man sie wirklich umgebracht oder nur verwundet? Und wenn ja: wie schwer? Wo befanden sie sich? War es möglich, dass man sie gefangengenommen hatte? Was war mit dem dritten Mann aus Karubaga – Ndenggen – ge-

schehen? Über ihn hatten wir nichts erfahren. Diese Fragen ließen uns keine Ruhe.

Wir saßen gerade beim Essen, das Ruth Pontier für uns zubereitet hatte, als sich das Funkgerät plötzlich und unerwartet meldete. Zu dieser Zeit war Nachrichtenverkehr höchst ungewöhnlich. Wir hörten eine männliche Stimme.

»Phil!«, riefen wir alle vier zugleich.

Die Stimme übermittelte einige kurze Sätze, aber atmosphärische Störungen entstellten sie, sodass wir nichts verstehen konnten – Phils Botschaft ging verloren. Sofort bestätigte Paul durch das Mikrophon, dass wir zuhörten. Es kam keine Antwort. Paul bat um Wiederholung der Botschaft, änderte den Kanal, versuchte einen Blindabsatz³⁵ – aber alles war vergeblich. Egal, was wir versuchten: Es war keine weitere Kommunikation möglich. Aber noch hatten wir Hoffnung!

Wir gingen früh zu Bett, schliefen in dieser Nacht aber nicht viel.

Die herrliche Ruhe des Morgens stand im seltsamen Kontrast zu unseren Gefühlen. Wir konnten es kaum erwarten aufzubrechen. Unser Inneres war voller Fragen, Zweifel, Hoffnungen und Befürchtungen, aber – so eigenartig es klingt – wir waren gedrängt, Gott gemeinsam für seine wunderbare Schöpfung zu danken. Die Sonne war noch kaum am Horizont sichtbar. Ein einsamer Vogel begann zögernd mit seinem Morgenkonzert.

35 D. h. eine Frequenz ohne Gewähr eines Empfangs.

Paul startete die Cessna. Das Motorengeräusch zerriss die Stille des Morgens. Wir rollten auf den Startplatz zu und baten um Starterlaubnis. Mit Vollgas bewegte sich das Flugzeug vorwärts, als ahnte es, dass es sich um einen dringenden Fall handelte. Der Boden entfernte sich und schon sahen wir kleine Wölkchen silbrig-blauen Rauchs von den Grasdächern der Hütten unter uns aufsteigen. Die Eingeborenen waren dabei, ihr Frühstück aus Süßkartoffeln zu kochen. Wir konnten eine winzige Gestalt erkennen, die sich auf dem Weg zur nahe gelegenen Quelle bewegte. Dunkelbraun und träge lag der Baliem-Fluss unter uns. Er sah aus wie eine dicke, unerträglich süße Paste aus Schokolade.

Wir gewannen an Höhe. Frostige Morgenluft drang in die Maschine. Es lief mir kalt den Rücken hinunter.

Wir entschlossen uns, zunächst Ninia anzufliegen. Vielleicht waren unsere vermissten Kollegen in der Nacht oder am frühen Morgen dort aufgetaucht. Als die von der Sonne beschienene Station in Sicht kam, wirkte sie seltsam still. Kein Mensch zeigte sich auf dem Landestreifen. Kein ermunternder Rauch stieg vom Kamin des Dale'schen Hauses auf. Auch im Garten war niemand zu sehen und alles sah ganz verlassen aus – es machte keinen guten Eindruck.

Obwohl Missionare und Helfer aus dem Dani-Stamm hart gearbeitet hatten, war der Landestreifen in Ninia für die Piloten immer noch ein Horror. Wenn am Landeplatz ein Flugzeug ankam, konnte es vom anderen Ende nicht gesehen werden. Die Errichtung des Landeplatzes hatte fast ein Jahr in Anspruch genommen – weitaus länger als an jedem anderen Ort im Swart-Tal. Die Einheimischen hatten nur zögernd die Arbeit am Erd-

reich vorgenommen, weil sie glaubten, dass dort Geister wohnten.

Wir hauchten ein Gebet, als Pablo zum Landeanflug ansetzte. Die Maschine ging nieder, der Boden kam auf uns zu, wir setzten auf. Wir wurden durchgerüttelt und hüpfen auf und ab, als wir auf dem holprigen Landestreifen ausrollten. Es war wie eine Antwort auf unser Gebet, denn wir waren sicher gelandet. Durch das Geräusch des Flugzeugs aufmerksam geworden, kam Luliap herbeigelaufen, einer von Stans bewährten Männern.

»Mein Vater ist noch immer nicht zurückgekommen«, sagte er eilig. »Er ist mit *Piliput* noch auf dem Weg.« Auf diese Weise sprach er den Namen Philipp aus. Luliap hatte die neuesten Nachrichten noch nicht gehört und nahm daher an, dass wir nur einen Besuch abstatten wollten. Als wir ihm den Grund unseres Kommens sagten, war er fassungslos. »O mein Vater«, rief er. »Was haben sie meinem Vater getan?«

Wir verließen Ninia und flogen wieder in das Gebiet, wo der Angriff stattgefunden haben sollte. Es war aber vergeblich, denn der Ort des Geschehens war in einer tiefen Schlucht verborgen, auf deren beider Seiten dichter Wald emporstieg. Um in das Gebiet vordringen zu können, beschloss Frank, einen Helikopter von Papua-Neuguinea anzufordern – dem nächstgelegenen Ort, wo einer stationiert war. Wir flogen nun weiter nach Koruppun, wo Pat Dale und Phyliss Masters ängstlich auf weitere Nachrichten über ihre Ehemänner warteten.

Der häufige Gebrauch ihres Funkgerätes hatte dessen Batterie erschöpft. Seit mehreren Stunden waren sie von der Außenwelt abgeschlossen. Pat wurde an diesem Tag nach Ninia und Phyliss

nach Karubaga gebracht, wo sie die weiteren Entwicklungen abwarten sollten.

»Ich gebe die Hoffnung nicht auf, Jacques«, sagte Phyliss, als sie an Bord ging. Tapfer lächelte sie.

Der Hubschrauber sollte am gleichen Nachmittag in Ninia landen. Frank und ich begaben uns dorthin, um auf seine Ankunft zu warten. Als er schließlich landete, war der Tag zu weit fortgeschritten, als dass man noch etwas unternehmen konnte. Dichte Wolken hingen in der Schlucht – eine Landung erschien ganz unmöglich. Wenn das Wetter es erlaubte, würden wir am folgenden Morgen erst die Gegend, wo Phil und Stan zum letzten Mal gesehen worden waren, genauer unter die Lupe nehmen können. An diesem Abend schwieg das Funkgerät. Während die Spannung wuchs, schwanden unsere Hoffnungen. Es gab keinen Zweifel mehr, dass etwas nicht in Ordnung war.

Wieder legten wir uns früh schlafen. Wir hatten uns jede denkbare Handlungsweise durch den Kopf gehen lassen und jede Möglichkeit durchgesprochen. Wir konnten nur hoffen und beten, dass der Morgen bald kommen würde.

Ich lag schlaflos auf meiner Luftmatratze. Meine Gedanken gingen zu Ruth und zu den Kindern, die ich in Karubaga zurückgelassen hatte. Wie würden sie mit der Spannung und der Ungewissheit zurechtkommen?

Die Ungewissheit war das Schlimmste. Wir wussten nicht, wo sich Stan und Phil befanden – nicht einmal, ob sie am Leben waren oder nicht. Wenn es nur eine Bestätigung gegeben hätte, dass wir wieder Hoffnung schöpfen könnten – oder wenn es sein sollte, die falschen Hoffnungen endlich widerlegt würden. Wenn wir nur Gewissheit gehabt hätten!

In der Dunkelheit der Nacht in Ninia dachte ich über meine eigene Lage nach. Von dem Zeitpunkt an, nämlich am Nachmittag zuvor, als Dave Martin in mein Arbeitszimmer hereingeplatzt war, hatte eine unheimliche Wirklichkeit in meinen Gedanken Gestalt angenommen. Nun konnte ich ihr nicht mehr ausweichen. *Morgen um die gleiche Zeit könntest du selbst auch tot sein.*

Falls Phil und Stan getötet worden waren, dann könnten sich ihre Mörder in einem Bluttausch befinden. Sogar die feindseligsten Stämme hatten immer Ehrfurcht vor dem rätselhaften weißen Mann und seinen scheinbar übernatürlichen Kräften gehabt. Der Tod von Phil und Stan würde das geändert haben. Die Angst, welche die Yali vielleicht vor dem weißen Mann besaßen, könnte in der Erregung des Mordens untergegangen sein. Hatten sie einmal das Blut eines Weißen vergossen, verspürten die brutalen Krieger bestimmt Durst nach mehr. Es schien nicht gerade der beste Augenblick, um ihnen mit dem Hubschrauber einen Besuch abzustatten!

Leise betete ich: *Herr Jesus, ich lege mein Leben in deine Hände. Danke, dass alles zwischen mir und dir in Ordnung ist.* Ich betete auch für Ruth und die Kinder.

Am nächsten Morgen wachte ich auf, als Frank sich zu rühren begann. Es war fünf Uhr morgens und ich hatte schon lange nicht so friedlich geschlafen. Wir hatten kaum unser Frühstück – kalten Reis – beendet, als in Ninia bereits reges Leben herrschte.

Bob Hamilton überprüfte seinen Hubschrauber, Pablo holte per Flugzeug einige Soldaten des indonesischen Militärs aus Wamena ab. Die Wetterlage sah sehr gut aus: ein strahlend

blauer Himmel mit nur kleinen weißen Wolkenfetzen. Es war unser Tag. Die Spannung wuchs. Wenn es eine Gelegenheit dazu gegeben hätte, hätte ich einen Rückzieher gemacht. Jetzt aber konnte ich nicht mehr aussteigen.

Frank sowie einer der Soldaten hoben mit Bob um 6:05 Uhr ab und wurden im Gebiet abgesetzt, wo man den Angriff vermutete. Nach 20 Minuten kehrte Bob zurück, um noch zwei weitere Soldaten mitzunehmen. Als er zum dritten Mal wiederkam, war ich an der Reihe.

»Beeil dich«, rief Bob, als ich in den Hubschrauber einstieg. »Die Eingeborenen treffen bereits in Scharen ein.«

Mein Mut sank. Ein Korporal sprang nach mir herein und drückte mir ein Gewehr in die Hand. Noch nie zuvor war ich mit einem Hubschrauber geflogen.

Bobs Worte klangen in meinen Ohren nach. *Sie treffen in Scharen ein.* Was wollten wir denn ausrichten – ein halbes Dutzend Männer gegen eine Horde sich möglicherweise im Bluttausch befindender Krieger? Wir hatten doch keine Chance! War es das Ende? Ich versuchte zu beten, aber es gelang mir nicht, denn die Anspannung war zu groß.

»Jesus, o Jesus«, konnte ich nur flüstern – aber er war da: als liebevolle, ermutigende und verständnisvolle Person, die Licht und Frieden ausstrahlte. Ich empfand seine Gegenwart als so wirklich, dass ich mich selbst wunderte. »Wenn ich meine Hand ausstrecke, kann ich seinen Arm berühren«, dachte ich. Diese Erfahrung war für mich überwältigend.

Wir landeten an einer flachen Stelle in der Nähe eines Flussbetts. Auf allen Seiten über uns ragten hohe Bergspitzen auf. Die Bergrücken waren gesäumt mit Kriegern, deren Stimmen

wir hören konnten. Jeder Einzelne schien bis an die Zähne bewaffnet.

»Sie werden nicht herunterkommen«, versicherte mir Korporal Sadely. »Kurz bevor wir gelandet sind, hat mein Kollege eine Gewehrsalve im Tal abgeschossen. Das Echo an diesen Bergwänden hörte sich wie Donner an.« Er lächelte. »Sie werden uns nicht angreifen, denn sie haben Angst bekommen.« Indem ich meine Gedanken für mich behielt, fragte ich mich, wie lange die Furcht der zornigen Krieger anhalten würde.

Frank und die anderen Soldaten waren nicht zu sehen. Bob hatte sie näher zu der Stelle gebracht, wo man meinte, dass alles vor sich gegangen war. Hier stand ich nun mit Lilly Sadely, einem Indonesier, den ich nie zuvor gesehen hatte. Es gab nicht viel zu sagen. Wir hatten außerdem Schwierigkeiten, die Sprache des anderen zu verstehen. Die Bergkämme ließen wir nicht aus den Augen.

Über uns begann das Wetter umzuschlagen. Immer mehr Wolken bedeckten den zuvor strahlend blauen Himmel. Vom Wind herumgewirbelt, bauten sich die Wolken langsam an den Bergspitzen auf und drohten, unseren einzigen Fluchtweg zu verschließen. Pablo flog seine einsame Wache entlang der Gipfel – immer mit einem Auge bei den Menschen unterhalb von ihm und oberhalb von uns. Ich sehnte mich nach der sicheren Zuflucht seines winzigen Passagiertraums, aber sie schien so weit weg wie der fernste Stern.

Ein Seufzer der Erleichterung entfuhr mir, als ich das vertraute *tak-etak-tak* des zurückkommenden Hubschraubers hörte. Eilig stiegen wir ein und landeten wenige Minuten später in Ninia. Ich war froh, dass wir die Nacht nicht in jenem furcht-

erregenden Tal verbringen mussten. Bob Hamilton brauste davon, um Frank und die anderen zurückzuholen, bevor die Wolkenlücke sich schließen würde. Fast hätten sie es nicht mehr geschafft.

Es gab mehr Neuigkeiten, als einige von uns erwartet hatten. Frank war mit Beweisen zurückgekommen, die wir nicht zu finden gehofft hatten. Nüchtern berichtete er: »Nachdem wir in einem ausgetrockneten Flussbett gelandet waren, kamen wir nach einem Fußmarsch von 15 Minuten zu der Stelle. Kleider und Campinggeräte lagen verstreut. Aus der Zahl der abgebrochenen Pfeile, die herumlagen, schließe ich, dass auf Stan schätzungsweise 75 bis 100 Pfeile abgeschossen wurden, auf Phil etwas weniger. Ihre Kleidung war übersät von Pfeilen. Ohne Zweifel müssen wir als sicher annehmen, dass Stan und Phil getötet worden sind. Die Körper konnten wir nicht finden. Es gibt aber Anhaltspunkte, dass sie verstümmelt und zerhackt wurden, bevor man sie zur Siedlung fortgeschafft hat.«

Es gab ein Beweisstück, das Franks Schlussfolgerungen untermauerte – klein, jedoch von niederschmetternder Gewissheit. Frank öffnete seine Hand: Auf seiner Handfläche lag ein kleines Stück eines Kieferknochens, daran ein Zahn mit einer Füllung – Stammesangehörige, die in der Steinzeit leben, haben keine Zahnfüllungen.

Frank brachte auch einige Pfeilspitzen mit. Als ich sie berührte, wurden meine Hände blutig. »Es tut mir leid, Freunde«, sagte ich leise. Unsere Mission war zu einem jähen Ende gekommen.

Im Augenblick konnten wir nichts weiter tun. Noch bevor der Abend hereinbrach, flog ich nach Karubaga zurück. Phyliss

wohnte inzwischen in unserem Gästezimmer. Als sie zuletzt bei uns gewesen war – am 9. April des Jahres – hatten unsere beiden Familien gemeinsam den 37. Geburtstag Phils gefeiert. Es war sein letzter gewesen. Nun war er für immer gegangen.

Ich teilte Phyliss die endgültige und unveränderliche Wahrheit mit. Ihre Charakterstärke befähigte sie, die Nachricht mit Tapferkeit und ruhiger Zuversicht aufzunehmen. Behutsam berichtete sie es ihren Kindern, die man vom Internat an der Küste eingeflogen hatte. Obwohl sie noch so jung waren, reagierten die Kinder mit Würde. Curtis, der älteste Sohn Phils, fragte nur: »Warum haben sie meinen Vater umgebracht? Er tat nie jemandem etwas zuleide.« – Eine liebevolle Untertreibung über einen Mann, der sein Leben um Christi willen gelassen hatte.

Am 30. März 1969 – mehr als sechs Monate nach dem Tod seines Vaters am 25. September 1968 – wurde Timothy Philip Masters geboren. Später konnte Phyliss Masters den Mördern ihres Ehemannes vergeben und durfte miterleben, wie unter den Yali viele den christlichen Glauben annahmen.³⁶

Wir hörten nie wieder etwas von dem vierten Träger der Dani – Ndenggen – der Phil und Stan begleitet hatte. Wie es aussah, war er in den Wald geflohen und dort an Hunger, Kälte oder Erschöpfung gestorben, als er versucht haben könnte, über die hohen Bergübergänge nach Karubaga zurückzukehren. Wir ehrten sein Andenken in einem besonderen Gottesdienst. Man kann sagen, dass Ndenggen der erste Märtyrer der Dani-Kirche war.

36 Die Lebensgeschichte der beiden ermordeten Missionare Phil Masters und Stan Dale ist nachzulesen bei: Don Richardson: *Herren der Erde*. Bielefeld: CLV, 2018.

MBURUMBURU GEHT NACH HAUSE



Um diese Zeit erreichte uns aus Mamit die Nachricht, das Mburumburu gestorben war. Die Art, wie es geschah, passte zu dem lebenswürdigen alten Mann. Nie war er ein außergewöhnlicher geistlicher Führer gewesen, doch seine unerschütterliche Treue und Hingabe an seinen Heiland machten ihn zu einem einzigartigen und vorbildlichen Christen. Mburumburu wandelte mit Gott. Er sprach mit Gott wie mit einem Freund, und Gott sprach mit ihm. Bestätigt wurde dies auch dadurch, wie er heimging.

Er war schon ziemlich schwach gewesen, als ich ihn das letzte Mal gesehen hatte. Auch früher war er niemals ein massiver Kerl gewesen, nun aber schien sein magerer Körper nur noch ein Schatten seiner selbst zu sein. Seine Gestalt war nach vorne gebeugt, die Wangen hohl, die Stimme kratzig. Nur der Geist in ihm war frisch, stark und frei geblieben.

Seine Frau Eerariyakkwe, die mindestens genauso alt war, legte zu Fuß den langen Weg von Mamit zurück, um uns von den letzten Stunden Mburumburus zu erzählen. Ihr Geist war genauso klar wie der ihres Mannes. Die Geschichte, die von ihren rissigen Lippen kam, war ebenso lieblich wie einfach.

»Eines Tages kam Mburumburu nach Hause«, begann sie zu erzählen. »Er war müde.«

»Eerariyakkwe«, krächzte er, »ich möchte gerne, dass du Blätter der Süßkartoffel für mich kochst. Wenn du sie gekocht hast, will ich sie essen.« Er sprach, wie es bei den Dani üblich war – kurze Sätze, von denen sich jeder folgende auf den vorangegangenen bezog. »Wenn ich sie gegessen habe, werde ich in den Garten meines himmlischen Vaters gehen.«

»Ai, mein Mann«, erwiderte Eerariyakkwe. Das war eine ebenso typische Antwort – einer jener Ausrufe der Dani, die alles und nichts bedeuten konnten.

»Ai, mein Mann«, wiederholte sie, »ich will die Blätter sofort für dich kochen. Wenn ich sie gekocht habe, kannst du sie essen.«

Mburumburu sah seiner Frau zu, wie sie die Blätter aus einem Netzsack nahm, der an einem Pflock in der Hütte baumelte. Die lebenslange Erfahrung mit der mühsamen Methode des Dampfkochens ließ die Angelegenheit einfach erscheinen. Kurze Zeit später entfernte Eerariyakkwe die heißen Steine mit einem gegabelten Stock und legte die Blätter ihrem Mann vor.

»Ich werde nun essen«, kündigte er wie gewöhnlich an, bevor er die dampfenden, fleischigen Blätter in den Mund stopfte.

Nachdem Mburumburu sich satt gegessen hatte, aß Eerariyakkwe. Als sie fertig war, lehnte sich Mburumburu zurück und ließ seinen Körper an der rohen Holzwand ihrer Hütte ruhen. Mit einem zufriedenen Seufzer schloss er die Augen, aber er schlief nicht ein. Wie er es vorher angekündigt hatte, ging er ganz ruhig in die Gegenwart seines Herrn hinüber. Er war im Garten seines Vaters angekommen. Mburumburu war zu Hause.

DAS ENDE EINER EPOCHE



Wir schreiben den 16. Juni 1974 und befinden uns auf dem Landeplatz von Karubaga. Dreizehn Jahre haben wir bei den Dani verbracht. Nun ist unsere Zeit abgelaufen.

Revolutionäre Veränderungen haben im Swart-Tal im Laufe dieser 13 Jahre stattgefunden. Wir waren bei einem heidnischen Volksstamm angekommen, der in der Steinzeit lebte und völlig unberührt von Gott und seinem Wort war. Nun war die Mehrzahl der Dani im Swart-Tal wiedergeborene Christen. 73 einheimische Gemeinden hatte man gegründet und jede besaß ihre örtliche Leitung. Seit SAM eröffnet worden war, hatten 117 Studenten die Ausbildung abgeschlossen. Die jungen Gemeinden waren kraftvoll und gesund. Zu jeder Gemeinde gehörte mindestens ein Missionarseehepaar, das in einem anderen Teil Westneuguineas unter Menschen mit verschiedener Kultur und Sprache tätig war. Trotz der überaus großen Armut wurde jedes Ehepaar von der Heimatgemeinde unterstützt. Offensichtlich benötigte man auch fremde Missionare noch für längere Zeit, dennoch schien eine Epoche langsam dem Ende zuzugehen. Unsere Zeit war jedenfalls vorbei. Neue Aufgaben erwarteten uns.

Gerade ist die zweimotorige Maschine Aero Commander gelandet. Fleißige Hände laden ihre Fracht aus. Der Augenblick der Wahrheit ist gekommen. Man hat unsere wenigen Besitztümer bereits an Bord gebracht. Wir kamen mit wenigem an, und wir gehen mit wenigem – dennoch vertrauen wir darauf, dass wir ein reiches geistliches Erbe hinter uns lassen und mit uns nehmen.

Missionskollegen umringen das Flugzeug, jemand macht einen Witz. Abschiednehmen gehört zum Leben eines Missionars, aber leichter wird es dadurch nicht.

Einer möchte noch ein Foto machen. Kinder aus der Schule des Dorfs singen ein Abschiedslied. Der Wind verweht ihre dünnen Stimmen und trägt sie fort über das Tal. Ich blicke in die dunklen Gesichter, die den Landestreifen säumen. Keiner spricht etwas, aber einige Männer weinen hemmungslos. Jan, der geliebte SAM-Lehrer, ist nicht anwesend. Er befürchtete, die Verabschiedung nicht durchhalten zu können. Ich sehe den alten Leenggwa. *Das letzte Mal auf dieser Erde*, denke ich.

Gien Laird, der Pilot, bittet uns, an Bord zu gehen. Wie üblich gibt es Schwierigkeiten mit den Sicherheitsgurten. Die Türen schlagen zu und einer der Mitarbeiter der Dani-Station gibt das Freizeichen, um anzuzeigen, dass die Startblocks entfernt wurden und alles klar zum Start ist. Der linke Motor springt mit einem durchdringenden Knall an, dann folgt der rechte. Systematisch kontrolliert Gien das Armaturenbrett und bringt den Motor auf Touren. Ein letztes Winken.

Mit heulenden Motoren rollen wir donnernd über die Flugbahn. Das Bugrad hebt vom Boden ab. Vertraute Objekte liegen plötzlich unter uns und werden immer kleiner. Mit einem dumpfen Geräusch wird das Fahrgestell eingezogen.

Wir haben Westneuguinea verlassen. Das Flugzeug sucht seinen Weg aus dem vertrauten Tal. Gleich um die Kurve herum liegt Kanggyeme, auf der linken Seite Mamit.

Meine Gedanken gehen zurück zu einem meiner letzten Erlebnisse in Mamit, kurz vor unserem ersten Urlaub.

Eine Gruppe von Männern hatte sich in einer Hütte um die Feuerstelle versammelt; auch Tuwanonuwa, Andugumanggen und Kabutna waren dabei, ebenso Kimbameryme. In Kürze wird er zusammen mit der ersten Gruppe von Studenten SAM besu-

chen. Man unterhält sich mit gedämpften Stimmen. Sich über Vergangenes zu unterhalten, stellt einen beliebten Zeitvertreib bei den Dani dar. Die Männer tauschen ihre Erinnerungen aus, wie kleine Jungs über ihre Streiche sprechen, die sie nach der Schule gemacht haben.

»Habt ihr jemals die Absicht gehabt, mich zu töten?«, frage ich unvermittelt.

Obwohl wir keine Geheimnisse voreinander haben, hüllen sich die Männer in verlegenes Schweigen. Einer der Jüngeren versucht vergeblich, ein Kichern zu unterdrücken. Dann entschließt er sich zu sprechen:

»Aber sicher«, sagt er, noch immer peinlich berührt.

»Warum habt ihr es dann nie getan?«, frage ich nach.

Ihre Verwunderung ist echt.

»Wir wissen es wirklich nicht ...«, wagt einer zu äußern.
»Irgendwie sind wir nie dazu gekommen ...«

Die ganze Zeit war Gott im Spiel gewesen. Schließlich gehörte es zu den Sitten der Dani, jeden Fremden, der zu ihrem Stamm vordrang, zu ermorden. Aber Gott ließ es nicht zu, dass man mich tötete, damit ich ein Botschafter des Lebens werden konnte. Jesus Christus hat ihre mörderische Tradition durchbrochen, um den Dani das Geheimnis von *Nabelan Kabelan* anzubieten.

GESPRÄCH MIT JACQUES UND RUTH TEEUWEN



Veronika Trautmann: »Durch die Arbeit an diesem Buch habe ich viel darüber nachgedacht, wie der erste Teil – deine Lebensgeschichte oder dein Werdegang – mit dem zweiten Teil – der Missionsgeschichte – untrennbar zusammenhängt. Zum Beispiel dein Berufswunsch, Bauer zu werden. In Holland war das, wie du sagst, aussichtslos, aber in Westneuguinea konntest du wohl einiges von dem verwerten, was du gelernt hast: Zumindest hattest du dort eine Hühnerzucht, ihr habt verschiedene Gemüsesorten eingeführt usw. Dann denke ich auch an die unheimlich harten Zeiten, die du während des Zweiten Weltkrieges erleben musstest. Ohne diese ›Abhärtung‹ aber hättest du vielleicht nicht so den Mut gehabt, in ein derart ›wildes‹ Land unter Menschenfresser zu gehen, auch wenn du es nicht beschönigst, dass du manchmal Angst hattest. Dein Charakter war anscheinend immer schon kämpferisch und draufgängerisch, nur wurdest du durch den Glauben sozusagen auf ein ganz anderes Ziel hin umgepolt.«

Jacques: »Es ist richtig, dass vieles aus meiner ›Vorgeschichte‹ eine Rolle gespielt haben mag oder mir sogar später zugutegekommen ist, so schwer es auch zunächst war. Was die Kriegsjahre betrifft, so vermag nicht einmal Ruth nach vierzig Ehejahren ganz zu begreifen – obwohl ich so oft davon erzählt habe – welche Tragödien sich damals abgespielt haben, wie sehr mich das Ganze geprägt hat und wie tief die Verzweiflung und Sinnlosigkeit waren, in denen ich mich noch Jahre nach dem Krieg befunden habe. Für mich ist das eines der größten Wunder Gottes, dass ich wirklich mit meiner Bekehrung sozusagen über Nacht frei wurde von den quälenden Gedanken an diese

Kriegserlebnisse, denn ich kenne Menschen, die heute noch darunter leiden.«

Veronika Trautmann: »Als ihr in Westneuguinea angekommen seid: Was waren danach die größten praktischen Probleme? Was war für euch seelisch am schwersten zu verkraften? Als Mutter denke ich auch daran, dass Ruth damals ihr zweites Kind erwartete, an die ganzen Umstände bei den nachfolgenden Geburten, der Umgang mit den Menschen dort und so weiter ...«

Ruth: »Eines der größten Probleme am Anfang war für mich, dass wir niemals allein sein konnten. Es gab einfach keine Privatsphäre! Sobald wir unser kleines Haus verließen, waren wir sofort von einer großen Zahl von Menschen umringt, die uns und unser Baby berühren wollten – und sie waren ja so schmutzig! Ich empfand das als sehr schwierig, weil viele Leute an der schon beschriebenen Hautkrankheit litten und ich wusste, dass meine Kinder dasselbe bekommen konnten. Für mich als Mutter war das wirklich eine Angelegenheit, bei der ich Gott um Hilfe bitten musste, um diese schmutzigen Menschen annehmen zu können und ihnen zu erlauben, mit meinen Kindern in Berührung zu kommen.

Wir hatten einen kurzen medizinischen Kurs absolviert – nicht nur für uns, sondern auch für die Leute dort – und mussten oft selbst die Ärzte für unsere Familie sein. Sonst konnten wir medizinische Hilfe nur bekommen, wenn wir über das Funkgerät Kontakt mit einem Arzt aufnahmen. Es gab seltsame Krankheiten, die unsere Kinder auch bekamen. Allerdings waren wir während der Zeit, die wir bei den Dani ver-

brachten, nicht ernsthaft krank, bis auf einmal, als unser ältester Sohn mit eineinhalb Jahren lebensbedrohlich an Brechdurchfall erkrankte. Gott schickte uns jedoch Hilfe. Einer der Eingeborenen bot sich an, noch in derselben Nacht acht Stunden über den Berg zu gehen, um von einem Arzt ein Medikament zu holen. Dadurch wurde das Leben unseres kleinen John-Mark gerettet, und wir konnten Gott nicht genug für seine Fürsorge danken.

Das Schwierigste für uns als Familie war, dass wir unsere Kinder ins Internat schicken mussten. Mit sechs Jahren mussten sie von uns fort und kamen nur zweimal im Jahr nach Hause – in den Sommer- und in den Weihnachtsferien. Vielleicht kann Jacques erzählen, wie Gott uns in dieser schwierigen Situation beistand.«

Jacques: »Zuerst ist Priscilla gegangen, ein Jahr später John-Mark, und schließlich flogen dann alle vier gleichzeitig mit dem Flugzeug ab – 250 km über den Dschungel, womit ja auch Gefahren verbunden waren. Wir waren dann allein zu Hause und es kam uns vor, als wäre jemand gestorben, so still und sauber war es. Wir haben uns hingesezt und zusammen geweint, und ich habe Gott in meiner Not gefragt: ›Herr, warum muss das uns passieren?‹ Da sagte Gott in seiner Freundlichkeit: ›Mir ist es auch passiert! Auch ich habe meinen Sohn in die Welt geschickt, aber nicht, um ihn in ein Internat zu geben, damit er von christlichen Hauseltern betreut wird, sondern damit er gekreuzigt werde!‹

Das Wort Gottes sagt uns, dass wir dem Bild seines Sohnes gleich werden müssen. Durch unsere persönliche Erfahrung

haben wir mehr von der Liebe unseres Gottes verstanden, aber auch von dem Leiden eines Christen.«

Ruth: »Die beiden mittleren Söhne wurden in Westneuguinea geboren, und das vierte Kind – Stephen – während eines Heimaturlaubs in England. John-Mark erblickte das Licht der Welt in einer Hütte mit Grasdach und Sandboden. Entbunden wurde er auf einem Küchentisch. Die Hebamme kam erst 15 Minuten vor der Geburt. Sie stammte aus Australien und wohnte nicht weit entfernt. Weil aber damals zwischen den Dörfern Kämpfe vor sich gingen, konnte niemand sie verständigen. Gleichzeitig hatte Jacques einen Infekt und fühlte sich gar nicht gut. Als der kleine John-Mark geboren war, konnte Jacques sich nicht einmal auf den Beinen halten.

Weil es überall so schmutzig war, waren alle Versuche, die Gegenstände sauber zu halten, vergeblich – das Baby und unsere ältere Tochter Priscilla bekamen innerhalb von paar Stunden nach der Geburt des Kleinen einen Hautausschlag – mit dem medizinischen Namen Impetigo –, das war ein harter Schlag für mich. Ich habe viel geweint, denn der Herr hatte uns dieses wunderbare kleine Baby gegeben, aber Stunden später war seine Haut bereits mit Grindblasen übersät. Dennoch vertraute ich auf Gott, dass er sich als fester Felsen erweisen und uns nicht im Stich lassen würde.

An Hausarbeiten gab es anfangs nur einfache Dinge. Es war genug Arbeit, die Familie zu ernähren und sauber zu halten. Unsere Nahrung war größtenteils von Australien oder Holland gekommen, per Schiff, dann per Lastwagen, und schließlich wurden die Lebensmittel auf kleine Flugzeuge verladen,

die alles zu uns brachten. Aber oft kam monatelang keine Lieferung, und so fehlte uns vieles. Ich musste erst lernen, auf einem mit Holz gefeuerten Ofen Brot zu backen. Später konnten wir einen einheimischen Jungen anlernen, der uns bei der Hausarbeit half, damit ich in der Grundschule und später in der Bibelschule unterrichten und den Menschen eine Hilfe sein konnte.«

Veronika Trautmann: »Es wäre interessant zu erfahren, ob sich die Gemeinden in eurem Missionsgebiet auch so lebendig weiterentwickelt haben, wie am Anfang. Habt ihr noch Kontakt zu den Menschen in Westneuguinea?«

Jacques: »Ja, wir haben noch Verbindungen, aber man muss sich vorstellen, dass eine Briefmarke dort sehr teuer ist. Daher wird wenig geschrieben, aber ab und zu hören wir dennoch etwas. Ein Brief, der mir am besten gefallen hat, war von einem einheimischen Mann, der Lehrer geworden war. Er schrieb uns nach Holland: ›Ich habe Dir noch nie dafür gedankt, dass Du mein Lehrer warst, aber ich möchte das heute tun, weil ich jetzt weiß, wie schwer das gewesen sein muss, weil ich nun selbst Lehrer bin.«

Mit den Gemeinden geht es noch immer vorwärts. Im September 1993 erhielt ich ein Foto von einem dieser einheimischen Jungen, der vor ungefähr 25 Jahren bei mir in der Bibelschule war. Damals war er beinahe nackt gewesen – auf dem Bild aber wurde er mit dunkler Hose, weißem Hemd und schwarzer Krawatte gezeigt. Er saß hinter einem Computer und hatte das Alte Testament in seine Muttersprache übersetzt.

Die Situation der Gemeinden heute ist sehr gut. In unserem Tal – im Swart-Tal – gibt es keine ausländischen Missionare mehr, und man könnte wirklich sagen, es entwickelt sich dort reibungslos.«

Veronika Trautmann: »Du schreibst von neuen Aufgaben nach eurem Abschied von Westneuguinea. Wie ging euer Lebensweg dann weiter?«

Jacques: »So klar der Herr uns den Ruf gegeben hatte, nach Neuguinea zu gehen, so klar zeigte er uns auch, dass es an der Zeit war, zurückzukehren. Wir hatten Angebote aus Amerika und England, dort in den christlichen Dienst zu gehen, aber irgendwie hatten wir darüber keinen Frieden, und es schien, dass der Herr uns nach Holland zurückführen wollte. Das kam uns deshalb unlogisch vor, da unsere Kinder nicht holländisch sprachen. Sie trugen auch keine holländischen Namen, denn wir hatten nie daran gedacht, dass wir wieder nach Holland gehen würden.

Schließlich war ich in Holland und wusste anfangs nicht, was ich nun tun sollte. Ungefähr ein Jahr später nahm ich an einer Konferenz teil, bei der ich mit dem Leiter einer Ostmission zusammentraf. Er kam auf mich zu und fragte: »Möchtest du mit uns zusammen hinter dem Eisernen Vorhang arbeiten?« Ich konnte mich nicht sofort entscheiden und hoffte, bei einer folgenden Konferenz Klarheit zu bekommen. Dort war eine Frau, die Psalm 27,1 sang: »Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten?« – der gleiche Vers, den uns der Herr gegeben hatte, als wir mit dem Schiff vor der Küste Neuguineas lagen und ich wirklich wieder einmal ängstlich war,

weil ich mich fragte, wie es weitergehen sollte: Ruth war damals schwanger, unser Töchterchen Priscilla erst zwei Jahre alt – und wir sollten zu den ›Wilden‹ gehen. In jener Situation habe ich den gleichen Vers bekommen. Nun hatte ich wieder den Eindruck, dass Gott durch diesen Vers zu mir spricht.

1975 unternahm ich die erste Reise hinter den Eisernen Vorhang, wodurch ich neue Bestätigungen erhielt.

In der ehemaligen DDR trafen wir einen lutherischen Pfarrer, der auf einmal zu mir sagte, dass ich doch mit seiner Mutter reden solle, die an einer Beinvenenthrombose litt. Ich betete mit ihr, und innerhalb von acht Tagen war sie völlig geheilt. Das war die erste Bestätigung.

Auf der Weiterfahrt gab es an der Grenze von der DDR nach Polen Probleme. Wieder beteten wir, da klopfte plötzlich jemand ans Fenster. Der Zöllner wusste nicht, was das bedeuten sollte; jemand rief etwas. Jedenfalls hat er die Achseln gezuckt, auf einmal unsere Papiere unterschrieben und gestempelt, und wir konnten weiterfahren. Die zweite Bestätigung.

Schließlich waren wir in Polen, wobei ich aus Sicherheitsgründen den Bestimmungsort vorher nicht wusste. Daher fragte ich erst, als wir schon im Landesinneren waren, wo es hin ginge. Als ich den Namen der Stadt hörte, fiel mir ein, dass ich schon einmal dort gewesen war, und zwar während der Hitlerjugendausbildung am Ende des Zweiten Weltkriegs. Unter anderem hatte man uns dort beigebracht, dass man Christen umbringen sollte, weil sie dem Fortschritt des Nationalsozialismus im Wege stünden.

31 Jahre später waren wir wieder unterwegs zu dieser Stadt. War es ein Zufall, dass ich dort zum ersten Mal im Osten Zeug-

nis abgelegt habe, was Jesus Christus für mich bedeutet? Die dritte Bestätigung.

Wir wollten nach Tschechien weiterfahren, um dort einen Pfarrer zu treffen. Man warnte uns aber, es sei zu gefährlich, weil ein Spitzel nebenan wohne und das Telefon abgehört würde. Man riet uns also, nicht hinzugehen. Da klingelte es, und auf einmal stand der Pfarrer, von dem wir gesprochen hatten, im Zimmer, obwohl er gar nicht hatte wissen können, dass wir da waren.

Die erste Reise hat also bereits viele Bestätigungen gebracht, und von der Zeit an haben wir dann immer mit großer Freimütigkeit die vielen Reisen unternommen.«

Ruth: »Für mich war Jacques' Berufung, in Osteuropa zu arbeiten, viel furchterregender als der Ruf nach Neuguinea, wohin wir als Ehepaar gemeinsam gegangen waren. Ich brauchte eine ganze Weile, um die Tatsache zu akzeptieren, dass Gott diesen Plan für uns hatte. Ich hatte einfach mehr Angst als bei unserem Ruf nach Neuguinea. Aber Gott schenkte es, dass ich seinen Willen annehmen durfte. Er gab mir Frieden darüber und die Gewissheit, dass er mit uns sein würde, wenn dies unser Weg wäre. Was Jacques gerade erzählte, war auch für mich eine große Ermutigung.«

Jacques: »Ich habe gesagt, dass es ein Jahr gedauert hat, bis ich wusste, was mein nächster Auftrag war; und weil ich ja immer schon in die Oststaaten gehen wollte, habe ich später nicht verstanden, warum ich so lange unsicher war. Es wurde mir aber bewusst, dass es einfach Angst war. Die Leute auf Neuguinea,

die waren schon gefährlich, die haben einen in kürzester Zeit umgebracht; aber ich kenne auch eine Geschichte von einem Missionar, der im Osten erwischt wurde. Man sagte ihm, er sollte jetzt reden, und weil er nicht reden wollte, sagte man ihm: »Wir werden dich einsperren: Keiner wird wissen, wo du bist, und wenn du nachher doch reden willst, interessiert uns das nicht mehr. Du bleibst einfach dort, bis du verfaulst.« Das hat mir dann doch zu schaffen gemacht, und ich habe gemerkt, dass es der Grund war, warum ich meinen weiteren Ruf nicht gleich erkannt habe.«

Veronika Trautmann: »So ist dein ursprünglicher Wunsch, in den Oststaaten als Missionar tätig zu sein, also doch noch in Erfüllung gegangen. Wie beurteilst du im Nachhinein, dass Gott dich zunächst nach Westneuguinea geschickt hat, bevor du deine Tätigkeit hinter dem Eisernen Vorhang aufnehmen konntest?«

Jacques: »Unsere Zeit in Westneuguinea war ja wie eine Ausbildung. Wir haben dort gelernt, wie man einigermaßen geduldig wird und wie man sich in gefährlichen Situationen benimmt. Ich bin jetzt ziemlich überzeugt: Wenn ich diese Vorausbildung nicht gehabt hätte, wäre der Dienst hinter dem Eisernen Vorhang nicht möglich gewesen.

Denn ich brauchte dort sehr viel Geduld, und manchmal war es auch gefährlich – wenn wir Bibeln geschmuggelt haben und auch andere Sachen –, aber wir haben in Westneuguinea gelernt, wie man mit solchen Situationen fertig wird.«

Ruth: »Die Missionsgeschichte unserer Familie ist hier noch nicht zu Ende. Obwohl unsere Kinder teilweise im Internat aufgewachsen sind, haben sie doch das Wesentliche mitbekommen: Sie haben die Bedeutung der christlichen Botschaft erkannt und wollen diese ebenfalls in andere Länder hinaustragen. Unsere vier Kinder sind jetzt alle verheiratet, und die drei Älteren stehen bereits in der Missionsarbeit. Nur der jüngste Sohn, Stephen, wohnt mit seiner Familie in Holland, die anderen sind in fernen Ländern – Priscilla in Argentinien, Andrew in Albanien, John-Mark in England, aber unsere größte Freude ist natürlich, dass sie alle den Weg des Glaubens gehen.«